Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1890.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0001
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0002

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0003

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0004

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0005

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Aufnv: Adolf Halwas, Berlin. Photogravure H. Riffarth, Berlin.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0006
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1890.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0007
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0008

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Meinem Lehrer und Freunde

Friedrich von Duhn,

Professor der classischen Archäologie zu Heidelberg,

gewidmet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0009

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0010

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Vorwort.

Die Anregung zu dem vorliegenden Buche ist von der Verlagshandlung ausgegangen. Dieselbe verfolgte das Ziel, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen in objectiver Darstellung einem möglichst großen Leserkreise zugänglich zu machen.

Die Ausführung wurde mir schon im Jahre 1886 übertragen, als ich noch, bei den pergamenischen Ausgrabungen beschäftigt, in Kleinasien weilte. Ich hatte so den Vortheil, während jener Zeit und im Laufe fast des ganzen folgenden Jahres an Ort und Stelle die Studien für die bevorstehende Arbeit machen und in beständigem lebhaften Verkehr mit den in Betracht kommenden Persönlichkeiten mich auch über alles das, was weder aus Büchern noch aus den Denkmälern zu erfahren war, unterrichten zu können. Das Buch ist dann in Athen begonnen, in Berlin und Rom weiter geführt und in Hannover beendigt worden. Aus diesem vielfachen Wechsel des Aufenthalts und der Stimmung erklären sich manche Ungleichheiten der Darstellung, die ich mir selbst nicht verhehle.

Die Aufgabe war eine schwierige, weil die Fragen, welche Schliemann's Thätigkeit hervorgerufen hat, gerade zur Zeit noch in voller Gärung sich befinden und das Bild der von ihm aufgedeckten ältesten Cultur auf griechischem Boden durch die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0011
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

fortgesetzten Ausgrabungen der Griechen alle Jahre um neue wichtige Züge bereichert wird. Aber sie war zugleich eine dankbare, denn der Versuch, aus den gefundenen Denkmälern Aufklärung zu schöpfen über die thatsächlichen Verhältnisse im ältesten Griechenland, zu erfahren, wie die Länder und Völker, welche Homer schildert, in Wirklichkeit beschaffen waren, konnte auf das Interesse aller derer rechnen, denen nur je die alten Heldenlieder zu Herz und Sinn gesprochen haben. In der That liegt heute die Sache so, daß jede Erörterung über den Ursprung und den thatsächlichen Gehalt der homerischen Gedichte, sowie über den Ursprung des griechischen Volkes selbst und seiner Cultur die Funde der Schliemann'schen Ausgrabungsstätten als ihr vornehmstes Forschungsmaterial betrachten muß.

Da dieses Material von den meisten Fachleuten bisher mit einer gewissen heiligen Scheu behandelt worden war, ergaben sich im Laufe der Arbeit leicht eine Reihe neuer Gesichtspunkte, welche der zuständigen Kritik hoffentlich nicht als allzu verfehlt erscheinen werden. In andern Theilen freilich, wie besonders in der Beschreibung der Bauten von Tiryns, war kaum etwas anderes zu geben als ein Auszug aus den schon vorliegenden trefflichen Bearbeitungen.

Zur Illustration wurde aus den Abbildungen der Schliemann'schen Bücher eine geeignete Auswahl getroffen, darüber hinaus aber noch eine größere Anzahl von Abbildungen angefertigt, um den neuen Gesichtspunkten und neuen Entdeckungen Rechnung zu tragen. Dieselben sind zum Theil nach schon vorliegenden Veröffentlichungen, zum Theil nach Photographien oder meinen im athenischen Museum gemachten Skizzen hergestellt worden. Das am Schluß zusammengestellte Verzeichniß aller Abbildungen gibt die Quelle für jede einzelne derselben an und weist so zugleich denjenigen, welche sich über die be-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0012
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

handelten Gegenstände näher zu unterrichten wünschen, nach, wo dies geschehen kann.

Wir hoffen, daß das Buch nicht blos in akademischen Kreisen zu einer allgemeinern Würdigung und Verarbeitung des großen Stoffes anregen, sondern vor allem auch den Schulen und dem großen gebildeten Publikum eine klarere Anschauung von den wahren und in der That hochwichtigen Ergebnissen der Lebensarbeit eines vielgefeierten, aber auch vielverkannten Mannes verschaffen werde.

Hannover, 1. November 1889.

Carl Schuchhardt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0013
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0014

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Erstes Kapitel: Schliemann's Leben. . . . 1

Zweites Kapitel: Troja.

1. Geschichte und Topographie. 24
2. Allgemeines über die Grabungen auf Hissarlik. 43
3. Die älteste Stadt. 47
4. Die Bauten der zweiten Stadt, des homerischen Troja. . . . 56
5. Die Einzelfunde der zweiten Stadt. 69
6. Die dritte Ansiedelung. 91
7. Das griechisch-römische Ilion. 94
8. Die Grabhügel in der Skamanderebene. 100
9. Troja und seine Bewohner. 105

Drittes Kapitel: Tiryns.

1. Lage und Geschichte. Verhältniß zu Mykenä. 114
2. Mauern und Thore. 117
3. Der Palast. 126
4. Die Einzelfunde. 148

Viertes Kapitel: Mykenä.

1. Lage und Befestigung der Burg. 162
2. Unterstadt. Kuppelgräber. 170
3. Die Schachtgräber in ihrem äußern Befunde. 178
4. Die Grabstelen. 194
5. Das erste und dritte Grab. 203
6. Das zweite Grab. 241

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0015

gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seite
7. Das vierte Grab 245
8. Das fünfte Grab 287
9. Das sechste Grab 305
10. Verhältniß der Gräber untereinander 308
11. Schliemann's Funde außerhalb des Gräberrundes 310
12. Die griechischen Ausgrabungen des Jahres 1886. Der Palast. 319
13. Die Volksgräber in der Unterstadt 328

Fünftes Kapitel: Kleinere Ausgrabungen.

1. Orchomenos 334
2. Ithaka 341

Sechstes Kapitel: Die griechische Heldenzeit historisch betrachtet 348

Verzeichniß der Abbildungen 365

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0016
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Erstes Kapitel.

Schliemann's Leben.

Die Art, wie Schliemann gegraben und geforscht hat, hängt so eng zusammen mit dem Wesen des Mannes, daß man das eine nicht ohne das andere verstehen kann. Schliemann gehört zu den seltenen Menschen, bei denen der Sinn für das Ideale in merkwürdiger Weise mit dem für das Reale gepaart ist. Er ist ein gleich schwärmerischer Bewunderer des Alterthums wie ein vorzüglicher und in allen Einzelheiten des Berufs geschickter Kaufmann. Dabei wohnt in ihm ein gewaltiger Trieb, alles, was begonnen wird, auch bis zu den letzten, größten Zielen zu verfolgen. Um diese auf wissenschaftlichem Gebiete, für das er von Natur die stärkste Neigung hatte, erreichen zu können, mußte er sich zunächst auf dem wirthschaftlichen eine freie, unabhängige Stellung erwerben, und er that das in einer Weise, die wieder für seine vor keiner Schwierigkeit, nicht vor den drückendsten Verhältnissen zurückschreckende Thatkraft das glänzendste Zeugniß ablegt. Als er dann endlich den Studien, dem schönen Luxus des Lebens, sich ganz zuwenden konnte, brachte er aus der kaufmännischen Schule manche Eigenschaften mit, die seiner Thätigkeit bald ein außerordentliches Aufsehen verschaffen mußten. Die Pünktlichkeit, mit der nach jeder größern Unternehmung auch ein größeres Buch über dieselbe der Welt vorgelegt wurde, mußte gerade in unserer Zeit, wo wir, je größer die Unternehmungen werden, desto längere Jahre auf die Vorlegung des zu Tage geför-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0017
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

derten Studienstoffes zu warten uns gewöhnen, sehr viel dazu beitragen, daß Schliemann's Name immer in aller Munde war und heute für das größere Publikum eigentlich die ganze Archäologie beherrscht.

Für seinen Lebenslauf bietet uns die von ihm selbst gegebene Darstellung in seinem größten Werke „Ilios" die Hauptanhaltspunkte.

Heinrich Schliemann ist am 6. Januar 1822 zu Neu-Buckow in Mecklenburg als Sohn eines Pfarrers geboren. Schon im folgenden Jahre siedelte die Familie nach dem Dorfe Ankershagen über, und hier empfing während des folgenden achtjährigen Aufenthaltes die Phantasie des Kindes ihre ersten lebhaften Eindrücke. „In unserm Gartenhause", erzählt Schliemann, „sollte der Geist von meines Vaters Vorgänger umgehen; und dicht hinter unserm Garten befand sich ein Teich, das sogenannte Silberschälchen, dem um Mitternacht eine gespenstische Jungfrau, die eine silberne Schale trug, entsteigen sollte. Außerdem hatte das Dorf einen kleinen von einem Graben umzogenen Hügel aufzuweisen, wahrscheinlich ein Grab aus heidnischer Vorzeit, ein sogenanntes Hünengrab, in dem der Sage nach ein alter Raubritter sein Lieblingskind in einer goldenen Wiege begraben hatte." Die Hauptsache aber war ein altes Schloß, in dem einst der alte Ritter Henning von Holstein, vom Volke Henning Bradenkirl genannt, gehaust hatte. Bei dem nahegelegenen „Wartensberg" sollte der böse Ritter einst dem Herzog von Mecklenburg aufgelauert haben; nach mislungenem Attentate aber wurde er von diesem in seinem Schlosse belagert, und dort zeigte man noch den dicken Thurm, neben welchem er, als an kein Entrinnen mehr zu denken war, alle seine Schätze vergraben hatte. An der Schloßwand befand sich das Reliefbild und auf dem Kirchhofe das Grab von Henning Bradenkirl, aus welchem jahrhundertelang sein linkes, mit einem schwarzen Seidenstrumpfe bekleidetes Bein immer wieder herausgewachsen war. Alle diese Geschichten wurden von Küster und Todten-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0018
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gräber hoch und theuer beschworen und von dem empfänglichen Kindergemüthe getreulich geglaubt.

Schliemann erzählt uns dann, daß, nachdem ihm vom Vater öfter die Geschichte des Unterganges von Pompeji und Herculanum und der Verlauf des trojanischen Krieges lebhaft geschildert worden war, er im Jahre 1829 eine Weltgeschichte für Kinder zu Weihnachten bekam, in welcher das Bild des brennenden Troja, mit seinen ungeheuern Mauern und dem skäischen Thore, mit dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, ihm den tiefsten Eindruck machte und den sehnlichen Wunsch erweckte, jene Gegenden zu besuchen und zu sehen, was von der alten Herrlichkeit noch übrig sei. Da er bei seinen Gespielen wenig Verständniß für solche Schwärmereien fand, schloß er sich um so mehr an eine gleichgestimmte kleine Altersgenossin, Minna Meincke, an, die, wie er sagt, mit ihm einig wurde, daß sie später sich heirathen und zusammen Troja ausgraben wollten.

Als der Knabe neun Jahre alt war, starb die Mutter, und da die Familie sieben Kinder zählte, wurde die Erziehung schwierig. Heinrich kam zu seinem Onkel, der Prediger in Kalkhorst war, und genoß hier ein Jahr lang den vortrefflichen Unterricht eines Candidaten. Bereits Weihnachten 1832 konnte er seinen Vater mit einem lateinischen Aufsatze über die Hauptereignisse des trojanischen Krieges erfreuen. Bald darauf trat er auf dem Gymnasium zu Neustrelitz in die Tertia ein. Aber traurige Familienverhältnisse machten einen Verzicht auf die gelehrte Laufbahn nöthig. Schon nach drei Monaten wurde das Gymnasium mit der Realschule vertauscht, und nach deren Absolvirung trat Schliemann im Frühling 1836, also im Alter von 14 Jahren, in ein kleines Krämergeschäft des Städtchens Fürstenberg als Lehrling ein. Hier bestand seine Thätigkeit in dem Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Oel, Talglichtern u. s. w., in dem Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, in dem Ausfegen des Ladens und ähnlichen schönen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0019
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Dingen. Von morgens früh bis abends spät mußte er im Laden stehen und konnte so keine Stunde für seine geistige Fortbildung erübrigen. Schliemann erinnert sich aus dieser Zeit eines bezeichnenden kleinen Vorfalles. Eines Abends kam ein Müllerknecht zu ihm in den Laden, der aus bessern Verhältnissen stammend einst ein Gymnasium besucht hatte, dann aber heruntergekommen war und jetzt auch dem Glase allzu sehr zusprach. Aber bei dem allen hatte er seinen Homer nicht vergessen. „An jenem Abend", erzählt Schliemann, „recitirte er uns nicht weniger als hundert Verse dieses Dichters und scandirte sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort davon verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich, und heiße Thränen entlockte sie mir über mein unglückliches Geschick. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen."

Fünf und ein halbes Jahr hat Schliemann in dieser Stellung geschmachtet, bis er eines Tages beim Aufheben eines Fasses sich überanstrengte, Blut spie und die Arbeit einstellen mußte. Er ging zu Fuß nach Hamburg und versuchte in verschiedenen Materialwaarengeschäften neue Beschäftigung zu finden, aber seine schwache Brust ließ ihn überall nicht lange brauchbar erscheinen. Voller Verzweiflung verdang er sich schließlich als Schiffsjunge, verkaufte seinen einzigen Rock, um sich für die Fahrt eine wollene Decke anzuschaffen, und schiffte sich am 28. November 1841 an Bord der Brigg „Dorothea" nach Venezuela ein. Aber der liebe Gott meinte es nicht so böse mit ihm, wie es den Anschein hatte. An der holländischen Küste scheiterte das Schiff, die Mannschaft wurde nach neunstündigem Umhertreiben in einem kleinen Boote gerettet, und während die übrigen bei dem Schiffbruch alles eingebüßt hatten, wurde gerade Schlie-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0020
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mann's Koffer mit seinen wenigen Habseligkeiten wieder aufgefischt. Er hielt es nun für seine Bestimmung, in Holland zu bleiben, und sollte dort in der That den Grundstein zu all seinem spätern Glücke legen.

Das erste Jahr ging es ihm freilich noch nicht glänzend. Er hatte sich nach Amsterdam gewandt und war Comptoirdiener in dem Waarengeschäfte von F. C. Quien geworden. Als solchem lagen ihm alle Laufereien in der Stadt ob, das Einkassiren der Wechsel und das Besorgen der Briefe von und nach der Post. Aber er machte sich die völlige geistige Muße, welche diese Thätigkeit ihm gewährte, zu Nutze und suchte sich fortzubilden, wo er ging und stand. „Niemals", sagt er, „machte ich meine Gänge, selbst bei Regen, ohne mein Heft in der Hand zu haben und auswendig zu lernen; niemals wartete ich an der Post, ohne zu lesen oder im Geiste einen Aufsatz zu recapituliren." So lernte er in einem halben Jahre Englisch und in einem weitern halben Jahre Französisch, indem er von seinem geringen Gehalte von 800 Franken noch die Hälfte für geistige Bedürfnisse zu erübrigen verstand. Die Art, wie er bei dieser Sprachenerlernung vorging, ist charakteristisch für sein Streben, immer auf dem denkbar kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen. Mit grammatischen Regeln gab er sich nicht ab, machte auch keine Uebersetzungen, sondern las nur viel mit lauter Stimme und machte dazu kleine Aufsätze, die vom Lehrer corrigirt und dann auswendig gelernt wurden. Auf diese Weise wurde vor allen Dingen das Gedächtniß gestärkt, und Schliemann's Gedächtniß ist in der That noch heute ein ganz phänomenales. Er war nach jenem einen Jahre so in Uebung gekommen, daß er für jede der nächsten Sprachen, welche erlernt wurden: Holländisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch, nur sechs Wochen gebrauchte.

Ueberdruß an der mechanischen Beschäftigung seiner untergeordneten Stellung und infolge dessen Vernachlässigung derselben machten ihm wie seinen Vorgesetzten einen Wechsel er-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0021
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wünscht. Am 1. März 1844 wurde Schliemann als Correspondent und Buchführer von B. H. Schröder u. Comp. in Amsterdam engagirt und kam damit in ein Haus, das ihn in die große Welt des Handels einführen konnte. Hier fand sein Eifer auch volle Würdigung und warme Förderung. Dankbar preist noch heute der große Mann seinen damaligen Chef als den Urheber aller spätern Erfolge, und mit unbegrenzter Verehrung hängt er an dem würdigen alten Herrn, der sich erst vor wenigen Jahren vom Geschäfte zurückgezogen hat, um nun in Hannover der wohlverdienten Ruhe zu leben.

Unter eigenthümlichen Verhältnissen trieb Schliemann jetzt Russisch. Da kein Lehrer dieser Sprache in der Stadt zu finden war, lernte er allein die russische Uebersetzung des „Telemach" auswendig, und um doch jemand zu haben, dem er das Gelernte hersagen könnte, miethete er einen armen Juden, der allabendlich die russischen Vorträge anhören mußte, von denen er kein Wort verstand. Der Jude hielt das aus, für 4 Franken die Woche; aber die Mitbewohner des Hauses, welche bei den dünnen holländischen Zimmerdecken ebenfalls jedes Wort mit anhören mußten, fühlten sich dazu nicht verpflichtet, sodaß der eifrige Jüngling zweimal während dieser Lernzeit umziehen mußte. Seine Vorgesetzten legten an die neue Errungenschaft einen wohlwollendern Maßstab und sandten Schliemann im Anfang des Jahres 1846 als Agenten nach Petersburg. Nun kam er rasch voran. Bereits im ersten Jahre hatte er solche Erfolge zu verzeichnen, daß er daran denken konnte, den ersten der alten Kinderpläne zur Ausführung zu bringen und Minna Meincke heimzuführen. Aber zu seinem Schmerze erfuhr er, daß die erste Freundin seines Herzens gerade vor wenigen Wochen mit einem andern den unlöslichen Bund geschlossen habe. Er war Idealist genug, um solchen Lauf der Welt als „das schwerste Schicksal, das ihn überhaupt treffen konnte", zu empfinden, aber auch gesund genug, um jetzt nur desto eifriger sich in die Arbeiten seines Berufs zu stürzen. Schon 1847 gründete er ein

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0022
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

eigenes Handelshaus in Petersburg und blieb dabei noch Agent für B. H. Schröder u. Comp. in Amsterdam, welche er im ganzen elf Jahre vertreten hat. Er trieb fast ausschließlich Indigohandel und hat erst später sich vorübergehend auch mit Thee befaßt. Gelegentlich einer Reise nach Californien im Jahre 1850 erwarb er ohne sein Zuthun das amerikanische Bürgerrecht. Californien wurde nämlich am 4. Juli jenes Jahres zum Staat erhoben und alle, welche an diesem Tage den Boden des Goldlandes unter ihren Füßen hatten, wurden dadurch ohne weiteres Bürger der Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1852 gründete Schliemann eine Filiale seines Hauses in Moskau. In den folgenden Jahren brachten gerade die Schwierigkeiten des Krimkrieges ihm, der mit seiner nie versagenden Findigkeit und seinen vortrefflichen Beziehungen diesen Schwierigkeiten ganz anders als andere beizukommen wußte, große Vortheile. Und dabei half denn hier und da noch ein ausgesprochener Glücksfall. So lagen am 4. October 1854 für Schliemann Waaren im Werthe von 150000 Thalern, welche Summe damals sein ganzes Vermögen ausmachte, bei Meyer u. Comp. in Memel, deren massive Speicher an jenem Tage in einer die ganze Stadt einäschernden Feuersbrunst vernichtet wurden. Schliemann's Waare allein entging dem Verderben, da sie, wegen Ueberfüllung jener Speicher, an der Nordseite der Stadt in einem hölzernen Schuppen untergebracht worden war und der herrschende Nordsturm von diesen die Flammen fernhielt. Diese glücklich verschont gebliebenen Waaren verkaufte Schliemann nun natürlich um so vortheilhafter, „ließ dann den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbehölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel und Blei) und konnte so, da die Kapitalisten Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen und im Laufe eines Jahres sein Vermögen mehr als verdoppeln".

So ging es dann fort, bis Schliemann im Jahre 1858

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0023
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

genug erworben zu haben glaubte, um von nun an ganz seinem Lieblingsstudium, der Alterthumswissenschaft, zu leben. Schon die letzten zwei Jahre, von der Beendigung des Krimkrieges an, hatte er sich mit der altgriechischen Sprache beschäftigt, was er früher nicht zu thun gewagt hatte aus Furcht, der Zauber der melodischen Laute Homer's könnte ihn ganz einnehmen und von seinem Handelsberuf, der doch noch nicht abgeschlossen werden durfte, abziehen. Jetzt unternahm er zunächst eine große Reise durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Aegypten, und war eben in Athen und im Begriff, sich mit dem Boden Ithakas vertraut zu machen, als ein Proceß ihn nach Petersburg zurückrief und dort auch für mehrere Jahre fesselte. Er nahm deshalb seine Handelsbeziehungen in jener Stadt zeitweilig wieder auf und trieb die Geschäfte in größerm Umfange als je zuvor, nicht blos in Indigo, sondern nun auch in Baumwolle und in Thee. Allein vom Mai bis October 1860 importirte er für 10 Millionen Mark Waaren. Als endlich im December 1863 der Proceß zu Schliemann's Gunsten entschieden wurde, liquidirte er endgültig sein Geschäft, zu dem er dann auch nicht mehr zurückgekehrt ist.

Im Frühling 1864 reiste Schliemann nun zunächst nach Karthago und Indien und nahm einen mehrmonatlichen Aufenthalt in China und Japan. Auf der funfzigtägigen Ueberfahrt von da nach Amerika entstand das erste Buch „La Chine et le Japon", das im folgenden Jahre in Paris erschien. In dieser Stadt ließ Schliemann sich dann dauernd nieder, hauptsächlich mit dem Studium der Archäologie beschäftigt. Im Sommer 1868 besuchte er zum ersten mal die classischen Stätten, welche später die Quellen seines Weltruhms werden sollten, und veröffentlichte darüber 1869 deutsch und französisch eine Reisebeschreibung unter dem Titel „Ithaka, der Peloponnes und Troja". In diesem Buche hat er bereits die beiden Hauptgesichtspunkte ausgesprochen, welche ihn bei den spätern Ausgrabungen leiteten und zu seinem merkwürdigen Erfolge führten:

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0024
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

betreffs Mykenä glaubte er aus der Beschreibung des Periegeten Pausanias (II, 16, 4), unsers antiken Baedeker, schließen zu müssen, daß die Gräber der Atriden nicht außerhalb sondern innerhalb des Burgringes gelegen hätten, und Troja, welches die hervorragendsten Gelehrten und Reisenden damals, wenn sie seine jemalige Existenz überhaupt zugaben, tief im Lande auf der Höhe des Balidagh bei Bunarbaschi gelegen glaubten, nahm er an der Stelle des neuen historischen Ilion auf dem jetzt Hissarlik genannten Hügel in der Nähe des Meeres an. Mit diesem Buche und einer griechisch geschriebenen Abhandlung erwarb Schliemann gleich darauf in Rostock die Doctorwürde. Dann ging er wieder auf Reisen und brachte das Jahr 1869 fast ganz in den Vereinigten Staaten zu.

Im folgenden Jahre aber begann er das Hauptwerk seines Lebens, die Ausgrabung von Troja. Im April 1870 wurde der erste Spatenstich auf Hissarlik gethan. Es war nur eine Versuchsgrabung, welche feststellen sollte, wie tief die wegzuräumende Schuttanhäufung auf dem Hügel sei. Als erst in 16 Fuß Tiefe die erste alte Mauer zu Tage kam, war es klar, daß sehr umfassende Arbeiten nothwendig sein würden, um die alte Stadt aufzudecken, und für solche mußte vorher von der türkischen Regierung die Erlaubniß eingeholt werden, die bei den damaligen unruhigen Weltverhältnissen sich natürlich sehr verzögerte. Erst im September 1871 traf sie ein und am 27. desselben Monats begab sich Schliemann mit seiner jungen Frau Sophia, einer Griechin, mit der er sich zwei Jahre zuvor in Athen verheirathet hatte, nach den Dardanellen. Da, wie gewöhnlich in solchen Dingen, noch allerhand Schwierigkeiten bei den Localbehörden zu überwinden waren, konnten die Grabungen erst am 11. October ihren Anfang nehmen, und auch dann brachten sie für diesmal nur wenig Frucht, da die Vorbereitungen sich als unzureichend erwiesen gegenüber den von Woche zu Woche sich steigernden Anforderungen. Um in dem gewaltigen Graben, der am Nordrande des Hügels geschlagen war, einigermaßen vorwärts zu kommen, mußten 80 Ar-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0025
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

beiter angestellt werden; für dieselben waren aber nebst Spitzhauen nur hölzerne Schaufeln zur Verfügung, und nur acht Schubkarren wirkten bei der Fortschaffung des Schuttes mit, alles übrige mußte in Körben an den Abhang getragen werden. Dazu waren Schliemann und seine Frau auf ein elendes Quartier in dem benachbarten Dorfe Tschiblak angewiesen, in welchem es kaum Häuser gibt, die sich über den Charakter von Ställen erheben. Als somit bei Einbruch des Winters am 24. November die Arbeiten geschlossen werden mußten, hatte man als Ergebniß derselben, in der obern Trümmerschicht, nur ein hellenistisches Gebäude aufzuweisen, das nach dem Ausweis mehrerer dabei gefundener Inschriften wahrscheinlich das Buleuterion, das Rathhaus von Neu-Ilion, gewesen war, und weiter unten bis zu einer Tiefe von 10 m verschiedene Hausmauern aus rohen Ziegeln mit zahlreichen steinernen Werkzeugen.

Durch diese ersten Erfahrungen gewitzigt ließ Schliemann sich während des Winters eine große Zahl englischer Schubkarren, Spitzhauen und Spaten kommen und fing nun im März 1872 die Sache weit ernstlicher an. Zunächst hatte er sich die Mitwirkung eines Ingenieurs gesichert, ferner engagirte er drei Aufseher, welche die verschiedenen Gruppen der Arbeiter, deren Zahl immer 100—150 betrug, anleiteten, und schließlich wurde nun auch für ein ordentliches Unterkommen gesorgt, indem auf der Burg selbst ein hölzernes Haus mit drei Zimmern und daneben ein Magazin und eine Küche gebaut wurden. Die Grabungen wurden in der Weise fortgeführt, daß man in der Richtung von Norden nach Süden eine Plattform von der großen Breite von 233 Fuß in den Hügel hineintrieb; da sich aber herausstellte, daß diese noch lange nicht den Urboden erreichte, wurde in ihr noch ein breiter Graben angelegt. Alle Mauern der obern Schichten, die diesen Strich durchquerten, wurden rücksichtslos weggeschlagen, damit das Unterste, Letzte, welches das wahre Troja sein mußte, zu Tage gelegt werden konnte. Die Grabungen wurden bis weit in den heißen Sommer hinein fort-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0026
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gesetzt und erst am 14. August geschlossen. Aber zu einem befriedigenden Ergebniß hatten sie trotzdem nicht geführt. Bei der ungeheuern Tiefe, die zu überwinden war, hatte man sich fast ganz auf die Anlegung des großen Grabens beschränken müssen. In demselben waren wol viele einzelne Mauern bloßgelegt worden, aber ob und wie dieselben untereinander zusammenhingen, blieb unklar. An Einzelfunden war das hübscheste Stück die Metope von einem griechischen Tempel, welche in sehr flottem Relief den auffahrenden Helios darstellt.

Im folgenden Jahre, 1873, stellte sich Schliemann übereifrig schon am 1. Februar in Hissarlik ein und hatte dafür zunächst sechs Wochen bitterer Kälte auf sich zu nehmen. Die Winde, welche um diese Jahreszeit vom Hellespont her wehen, geben denen in unserm hyperboreischen Klima nichts nach. Durch die Spalten der dünnen Breterbude sauste der Boreas derartig, daß selbst trotz eines beständig unterhaltenen Herdfeuers das Wasser im Zimmer gefror. Tagsüber war die Kälte bei der Bewegung auf dem Arbeitsfelde noch leidlich zu ertragen, „aber des Abends", sagt Schliemann mit bitterm Humor, „hatten wir außer unserer Begeisterung für das große Werk der Entdeckung Trojas nichts, was uns erwärmen konnte".

In diesem Jahre jedoch kamen die ersten wirklichen Erfolge. Die Stadtmauern traten immer deutlicher heraus, im Südwesten wurde auch ein großes Thor aufgedeckt und ganz in seiner Nähe, über dem Fundament der Stadtmauer fand sich der berühmte große Schatz, bestehend aus zahllosen goldenen Schmucksachen und vielen silbernen und kupfernen Geräthen, Waffen u. s. w. Es war gerade gegen Mittag, als Schliemann die ersten Anzeichen des Fundes bemerkte, und während der Ruhepause der Arbeiter hob und barg er mit seiner Frau, deren Shawl als Transportmittel diente, die ganze Masse. So gelang es, den Fund einheitlich zusammenzuhalten, von dem nach den getroffenen Vereinbarungen eigentlich der türkischen Regierung die Hälfte zugestanden hätte.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0027
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Nach dieser dritten Campagne legte Schliemann die bisherigen Ergebnisse seiner Grabungen nieder in dem Werke „Trojanische Alterthümer", das mit einem Atlas von 218 Tafeln 1874 bei F. A. Brockhaus in Leipzig deutsch und gleichzeitig auch in einer französischen Uebersetzung von Rangabé erschien. Das Buch bot vieles, was die alteingewurzelte Troja-Bunarbaschi-Theorie wankend machen konnte. Die Fülle von Topfwaaren und Schmucksachen mit ihren eigenthümlichen Formen deutete darauf, daß auf Hissarlik eine sehr alte und nicht unbedeutende Ansiedelung bestanden haben mußte. Auch die Stadtmauern hätten, wenn sie auch nur zum geringen Theile freigelegt waren, eigentlich schon damals Vertrauen erwecken können. Aber sie wurden, zumal bei den mangelhaften Abbildungen, nicht gewürdigt und den unansehnlichen Mauern und Häuschen im Innern der Burg gleichgeachtet; waren sie doch in derselben Art, aus kleinen Bruchsteinen mit Lehm, gebaut, die man bis dahin nur aus heruntergekommenen Zeitaltern kannte und unmöglich der festumschirmten, hochgemauerten Poseidonsfeste zutrauen mochte. Vollends schadete dem Eindruck des Buches die allzu große Glaubensseligkeit, in der Schliemann seinen Goldfund den „Schatz des Priamos", das größte bis dahin erkennbare Gebäude den „Palast des Priamos" und die freigelegte Thoranlage das „Skäische Thor" taufte. Diese drei Benennungen genügten für die meisten, um alle Behauptungen des Buches in das Reich der Phantasie zu verweisen. Die Gelehrten hielten es großentheils geradezu unter ihrer Würde, sich mit diesen „Schrullen" zu beschäftigen. Desto lebhafter ergriffen Zeitungen und Witzblätter den willkommenen Stoff, und an dem zweifelhaften Leumund, den sich damals die junge Wissenschaft des Spatens erwarb, hat nachher die ganze Archäologie schwer zu tragen gehabt. Die Meinung der Ruhigdenkenden ging nach alledem durchweg dahin, daß, wenn auch eine uralte Ansiedelung auf Hissarlik zweifellos sei, doch die Reste derselben der von Homer geschilderten glänzenden Zeitperiode wenig entsprächen, daß

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0028
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Hissarlik kaum der damalige Vorort des Landes gewesen sein dürfte und man daher, ehe nicht weitere Grabungen stattgefunden hätten, als Troja immer noch das mit so scharfsinnigen und vielseitigen Gründen vertheidigte Bunarbaschi gelten lassen müsse.

Die folgenden vier Jahre waren für Schliemann sehr bewegte. Sie zeigen uns recht die nimmer rastende Unternehmungslust des Mannes; kaum erweist sich ein Vorhaben für den Augenblick als unausführbar, so streiten schon zwei neue um die erste Berücksichtigung. Schliemann war im Februar 1874 eben mit einer Versuchsgrabung in Mykenä beschäftigt, als die türkische Regierung, die bei der Theilung der letzten trojanischen Funde doch zu kurz gekommen zu sein glaubte, in Athen einen Proceß gegen ihn einleitete. Er mußte dorthin zurückkehren und wurde ein Jahr lang mit den Verhandlungen aufgehalten, die schließlich mit seiner Verurtheilung zu einer Entschädigungssumme von 10000 Frs. endeten. Statt dieser 10000 Frs. sandte Schliemann dem Ministerium in Konstantinopel 50000 Frs. zur Verfügung für das kaiserliche Museum und hoffte dadurch die Gekränkten wieder so weit für sich zu gewinnen, daß sie ihm eine baldige Fortsetzung der trojanischen Grabungen gestatten würden. Aber er hat von da an einen schweren Stand in der Türkei gehabt. Trotzdem er sich noch 1875 selbst nach Konstantinopel begab, auch leidlich freundlich aufgenommen wurde und über die Fürsprache sehr einflußreicher Freunde verfügte, zogen sich doch die Verhandlungen über einen neuen Ferman sehr in die Länge; und als er denselben endlich im April 1876 bekam und dann ungeduldig, die Arbeiten, auf welche jetzt ganz Europa die Augen richtete, fortzusetzen, nach Troja aufbrach, ging er doch nur neuen Enttäuschungen entgegen. Der Gouverneur der Troas, Ibrahim-Pascha, hielt ihn zunächst zwei Monate lang in der Dardanellenstadt fest mit dem Einwande, daß die Bestätigung des Fermans noch fehle. Dann erlaubte er ihm zwar anzufangen, schickte aber einen Commissar mit nach Hissarlik, der Schliemann nach Kräften das Leben sauer

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0029
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

machte. Der letztere gab unter solchen Umständen die Grabungen auf und schrieb von Athen aus einen geharnischten Artikel an die „Times", in welchem er das den Interessen der civilisirten Welt widerstreitende Verhalten des Paschas darlegte. Infolge davon wurde Ibrahim im October 1876 in eine andere Provinz versetzt. Schliemann aber hatte inzwischen, von Juli an, wieder in Mykenä zu graben begonnen und dort gleich in den ersten Monaten solche Erfolge erzielt, daß er zunächst nicht mehr an Troja denken konnte. Wenn der Schatz, den er in Troja gefunden, ihm schon als eine wunderbare Segnung seiner Arbeiten erscheinen mußte, so kannte sein Entzücken keine Grenzen, als nun auf der Burg von Mykenä aus den Königsgräbern solche Massen von Gold emporstiegen, wie selbst er, der Millionenmann, sie wol noch nie auf einem Flecke beisammen gesehen hatte. Fast alle Schmucksachen, welche die Todten mitbekommen hatten, Diademe, Masken, Brustschilde, Armbänder, Ohrringe, waren aus dickem Goldblech getrieben, und von den Trinkbechern und Kannen wogen einige bis zu vier Pfund. Da nach einem Artikel der griechischen Verfassung alles, was im Lande gefunden wird, in demselben bleiben muß und Regierungseigenthum wird, so kamen jene Schätze nach Athen, wo sie heute in einem großen Saale des Polytechneion aufgestellt sind und in der That wol die interessanteste und imposanteste Sammlung bilden, die es in der Welt gibt.

Bis zum Ende des Jahres 1876 dauerten die Ausgrabungen in Mykenä. Im Jahre 1877 verfaßte Schliemann sein Buch über dieselben: „Mykenä", deutsch bei F. A. Brockhaus in Leipzig, sowie englisch zugleich in London und in Neuyork, 1878 französisch in Paris. Zu demselben ist von Gladstone, der bekanntlich neben der Politik sich auch immer eifrig mit Homerstudien beschäftigt hat, die Vorrede geschrieben. Dann begannen neue Unterhandlungen wegen eines Fermans für Troja. Um aber nicht wieder müßig zu warten, trat Schliemann sofort eine Reise nach Ithaka an, das er schon 1868 einmal flüchtig

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0030
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

besucht hatte. Auf der Insel war an Ruinen nie etwas Bemerkenswerthes gesehen worden. Selbst wo der alte Hauptort gelegen habe, hatte noch nicht festgestellt werden können. Jetzt gelang es den von Troja her für die primitive griechische Bauart geschärften Augen, auf dem Berge Aëtos die von uralten Mauern umgebenen Reste von etwa 190 Häusern cyklopischer Bauart und auf dem Gipfel die Ruinen des mit doppeltem Mauerring umgebenen Herrscherhauses zu entdecken und damit an dieser Stelle die uralte Hauptstadt zu fixiren.

Nach seiner Rückkunft konnte er dann auch bald (Ende September) nach Troja sich aufmachen, zu neuen Freuden, aber auch zu mancherlei neuen Leiden. Die Gegend dort galt jetzt als ziemlich unsicher. Kurz vorher hatten Tscherkessen einen Bauerhof überfallen und auszurauben versucht; zwischen ihnen und den zu Hülfe eilenden Dorfbewohnern hatte sich ein Kampf entsponnen, in dem auf beiden Seiten zwei Männer blieben. So mußte sich Schliemann jetzt zur Mitnahme einer Leibwache von zehn Gensdarmen bequemen, welche während der ganzen Ausgrabungszeit bei ihm auf der Burg verblieb. Der neue türkische Commissar, der ebenfalls mit auf der Burg hauste, war ein freundlicher Mann; aber er führte den Schlüssel zu dem Magazin, in welchem die Funde geborgen wurden. Die Grabungen erstreckten sich besonders auf das Gebiet, in welchem das vorigemal die Goldsachen gefunden waren. Der sogenannte Palast des Priamos wurde völlig freigelegt und neben demselben auch noch der eine oder andere kleine Schatz gefunden. Am 26. November schlossen die Arbeiten. Zwei Drittel der Funde kamen diesmal nach Konstantinopel, ein Drittel erhielt Schliemann.

Ende Februar 1879 setzte Schliemann die Grabungen fort, und diese Campagne gestaltete sich besonders dadurch sehr anregend und auf den verschiedensten Gebieten fruchtbringend, daß Rudolf Virchow vom März an sich an derselben betheiligte. Der berühmte Gelehrte hat damals nicht blos in Hissarlik Schliemann aufs eifrigste unterstützt und mit seinem klaren Blick

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0031
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

manches Neue gesehen; er hat auch mit ihm die ganze Troas durchstreift bis zu den Gipfeln des Ida hin, überall geologische, botanische, meteorologische Beobachtungen gemacht und in später gehaltenen Vorträgen und Aufsätzen uns die interessantesten Zeugnisse jener Studien hinterlassen. Auch von Frankreich kam ein Gelehrter zu längerm Aufenthalte nach Hissarlik, Emile Burnouf, den Jules Ferry, der damalige Cultusminister, in kluger Erkenntniß der bedeutenden und seltenen Gelegenheit zu Studien entsandt hatte. Auch dieser widmete Schliemann aufs freundschaftlichste seine Kräfte und hat sich besonders um die Aufnahme der Ausgrabungspläne sehr verdient gemacht. Es galt in diesem Jahre hauptsächlich die Stadtmauern mehr und mehr freizulegen. Daneben wurden mit großen Kosten und vieler Mühe 14 sogenannte Heldengräber in der Skamanderebene angegraben, indeß mit so geringem Resultat, daß Schliemann zu der Ueberzeugung kam, dieselben müßten sämmtlich Kenotaphe, d. h. leere, nicht für die Bestattung selbst, sondern erst später zu Ehren der Todten errichtete Denkmäler sein.

Nach dieser Campagne, die Ende 1879 schloß, faßte Schliemann die ganzen Ergebnisse seiner bisherigen Ausgrabungen in Troja in dem großen Buche „Ilios" zusammen, das er englisch schrieb und zugleich ins Deutsche übersetzen ließ, sodaß die Ausgaben in beiden Sprachen gleichzeitig Ende 1880 erschienen. Es wurde jetzt dem Publikum zum ersten mal das ganze Material in guten Abbildungen unterbreitet, wodurch das hohe Alter der Funde um so klarer hervortrat. Auch die Virchow'schen Forschungen, welche der Troja-Hissarlik-Theorie verschiedene neue Stützen verliehen, und seine begeisterte Vorrede zu dem Buche verfehlten nicht ihren Eindruck. Freilich hatte es bei den merkwürdig unansehnlichen Mauern auf der Burg sein Bewenden, und der vermeintliche „Palast des Priamos" war das größte erkennbare Gebäude geblieben. Dasselbe wurde jetzt indeß vorsichtiger „das Haus des Stadtoberhauptes" genannt, ebenso wie der Goldfund vom Jahre 1873 einfach „der große Schatz" hieß.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0032
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Schliemann aber trieb es nach der anderthalbjährigen Stubenarbeit um so lebhafter wieder hinaus. Noch im Jahre 1880 und 1881 grub er in Orchomenos die sogenannte Schatzkammer des Minyas aus, ein großes Kuppelgrab, genau wie die mykenischen, und machte darauf eine neue Reise durch die Troas, welche beiden Unternehmungen in zwei kleinen Schriften: „Orchomenos" und „Reise in der Troas" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881) beschrieben wurden.

Am 1. März 1882 begann er aufs neue in Hissarlik zu graben und erreichte diesmal unter Mitwirkung von Dr. W. Dörpfeld, dem jetzigen ersten Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen, der damals kurz zuvor mehrere Jahre lang den deutschen Ausgrabungen in Olympia vorgestanden hatte, das wichtige Resultat der Klarlegung von mehrern großen Gebäudecomplexen in der bemerkenswertheften unter den verschiedenen Schichten, der zweiten vom Urboden aus. Schliemann und Dörpfeld hielten die langgestreckten und vorn mit Vorhallen sich öffnenden Gebäude mit einem großen runden Herd in ihrem Hauptraume damals noch für Tempel. Als aber zwei Jahre später die Aufdeckung des fast unversehrten Grundrisses des tirynther Palastes im Mittelpunkte des Ganzen denselben langgestreckten Raum mit Vorhallen und einem großen runden Herd zu Tage brachte, war es klar, daß man auch in Troja keine Tempel, sondern die Haupträume des Königspalastes vor sich habe; und seither ist gar in Mykenä in der Mitte des Palastes abermals derselbe Raum mit genau demselben Grundriß gefunden worden. Somit ist es, wenn auch nicht schon 1882, doch jetzt völlig zweifellos geworden, daß Schliemann in der Hauptschicht auf Hissarlik die Pergamos wiedergefunden hat, welche mit den Burgen von Tiryns und Mykenä zu einer und derselben großen und offenbar vorhomerischen Blüteperiode der griechisch-asiatischen Cultur gehört, und welche wir unbedenklich für das Troja halten dürfen, das in den Liedern des göttlichen Sängers fortlebte.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0033
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Der fromme Kinderglaube, mit welchem Schliemann trotz aller Verspottungen an einem thatsächlichen, historischen Kern der homerischen Gedichte und des trojanischen Krieges festhielt, hat thatsächlich den Sieg davongetragen über allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit, die für das Gegentheil aufgeboten wurden. Freilich gehört dieser Erfolg dazu, um die Art, wie er in Troja gegraben hat, zu rechtfertigen. Das rücksichtslose Beseitigen der obern Schichten, das Durchschlagen der interessanten griechischen Tempelfundamente und Festungsmauern mußte Bedauern, ja Entrüstung erwecken. Es ist oft gesagt worden, daß er wenigstens Schicht für Schicht hätte abgraben sollen, sodaß jede einzelne derselben hätte aufgenommen werden können, bevor sie der neuen das Feld räumen mußte. Aber dabei vergißt man, daß so etwas nicht aufeinander liegt wie Schichttorte. Die Ansiedler, welche in den verschiedenen Zeiträumen die Burg bewohnt haben, haben durchaus nicht jedesmal eine neue Ebnung der Oberfläche vorgenommen, sondern meistens auf dem Schutt, wie er lag, weiter gebaut. Wo ein großes Gebäude zusammengestürzt war, kam das darauf errichtete neue Haus mehrere Meter höher zu liegen als ein anderes, das etwa einen frühern freien Platz unter sich hatte. Dazu sind die verschiedenen Schichten, die „Städte" Schliemann's, gar nicht immer durch ein völliges Aufhören der Besiedelung voneinander getrennt. Die spätern Häuser finden sich oft unmittelbar in die Ruinen der frühern hineingebaut. Wie soll man unter solchen Verhältnissen eine Schicht von der andern lösen? Die oberste freilich, die hellenistische Stadt, steht auf einem neu und sorgfältig angelegten horizontalen Planum; sie wäre leicht für sich allein freizulegen gewesen. Aber man denke sich diesen Stadtboden, wohlerhalten, wie er gewesen zu sein scheint, mit dem Grundriß seiner Tempel, Marktgebäude, Thürme und Thore aufgedeckt: hätte Schliemann wol jemals wagen dürfen, diese einzige hellenistische Stadtanlage, welche man damals gehabt hätte, zu zerstören, um in der Tiefe seinen „Phantasien" nachzuwühlen?

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0034
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Ich glaube, es ist ganz gut, daß er mit seinem berüchtigten Nordgraben so rasch zu Werke ging, daß alles Jammern zu spät kam.

Die Hauptmasse der trojanischen Funde befindet sich heute im Völkermuseum zu Berlin. Nur die wenigen Goldsachen, welche im Jahre 1873 zwei von Schliemann's Arbeitern unterschlagen hatten, sowie die zwei Drittel der Funde des Jahres 1882 sind nach Konstantinopel gekommen und eine größere Anzahl von Thongefäßen hat Schliemann in seinem Hause in Athen behalten. Alles übrige, also auch der große Schatz, gehört jener Hauptsammlung an, welche Schliemann im Jahre 1881 in hochherziger Schenkung seinem Vaterlande überwies. Er hatte die Genugthuung, daß der alte Kaiser Wilhelm ihm in mehrern Schreiben seine huldvolle Anerkennung für diese Gabe aussprach und durch Erlaß vom 24. Januar 1881 bestimmte, „daß die genannte Sammlung der Verwaltung der preußischen Staatsregierung unterstellt und in der Folge in dem im Bau begriffenen ethnographischen Museum in Berlin in so vielen besonderen Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung nöthig sind, aufbewahrt werde, sowie daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer den Namen des Geschenkgebers tragen". Diese Schliemann-Säle haben dann von Jahr zu Jahr durch die Reisen und kleinern Ausgrabungen des großen Entdeckers neue Bereicherung erfahren, und für sie hat derselbe auch den noch in Athen befindlichen Theil der trojanischen Funde testamentarisch bestimmt. Schliemann ist stolz darauf für jene Schenkung auch von der Stadt Berlin eine Gegengabe empfangen zu haben, welche außer ihm fast nur Bismarck und Moltke zutheil geworden ist, nämlich das Ehrenbürgerrecht unserer Reichshauptstadt.

Ueber die Thätigkeit der folgenden Jahre ist bald berichtet. Es wurde zunächst über die neuen Ausgrabungen ein neues Buch geschrieben unter dem Titel „Troja", welches mit einer Vorrede von Sayce Ende 1884 in englischer und deutscher Ausgabe er-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0035
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

schien. Zugleich war, da eine französische Uebersetzung von „Ilios" noch fehlte, dieses Werk nach Maßgabe der neuen Ergebnisse umgearbeitet und erweitert worden und erschien in solcher Gestalt 1885 in Paris unter dem Titel „Ilios, ville et pays des Troyens".

Im Februar 1884 fand sodann eine kleine Grabung bei Marathon statt, wo der Hügel, welchen Pausanias als das Grab der in der Schlacht von 490 v. Chr. getödteten 192 Athener beschreibt, geöffnet wurde, und sich ergab, daß seine Anlage jedenfalls aus viel früherer Zeit stammt als der der Perserkriege. Von März bis Juni 1884 grub Schliemann in Tiryns und machte hier die großartige und nach allen Seiten Licht schaffende Entdeckung einer vortrefflich erhaltenen Palastanlage aus dem heroischen Zeitalter. Wie gewöhnlich, wurde dieselbe sofort zu Papier gebracht; da aber Dörpfeld im folgenden Frühling in Schliemann's Auftrage noch weiter grub, erschien das Buch mit dessen Ergänzungen und einer vortrefflichen Vorrede von F. Adler erst im November 1885 deutsch bei F. A. Brockhaus in Leipzig, und zugleich wieder französisch und englisch in Paris, London und Neuyork. In ihm sind die das Bauliche betreffenden Kapitel ganz von Dörpfeld geschrieben, sodaß wir für diesen Theil eine fachmännische Darstellung haben, wie wir sie uns besser nicht wünschen können.

Schliemann's Wirken hatte in England immer besonders hohe Anerkennung gefunden. Bereits 1883 war er zum Doctor der Universität Oxford und zum honourary fellow des Queen's College gemacht worden. Nach den tirynther Ausgrabungen wurde ihm nun sogar die große goldene Medaille des Royal Institute of British Architects zutheil.

Seitdem hat Schliemann an verschiedenen Stellen den Spaten angesetzt, ohne die nöthigen Anhaltspunkte zu gewinnen, welche ihm eine längere Grabung hätten nutzbringend erscheinen lassen. Zwei Winter, von 1886 auf 1887 und von 1887 auf

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0036
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

1888, war er, das letztere mal mit Virchow zusammen, in Aegypten und sandte von jener Reise eine Reihe von Kisten mit besonders recht interessanten uralten Gefäßen, sowie auch eine hübsche Sammlung ägyptischer Stoffe und Stickereien als Geschenk an das ethnologische Museum in Berlin. Seit dem Frühling 1887 unterhandelte er verschiedentlich lebhaft mit Kreta, wo er den Burghügel der alten Stadt Gnossos, der, nach einigen Versuchsgrabungen zu schließen, einen dem tirynthischen ähnlichen Königspalast zu bergen scheint, freilegen möchte. Aber die übertriebenen Forderungen der dortigen Grundeigenthümer haben bisjetzt leider die Verwirklichung der Absicht noch verhindert. Im Frühling 1888 grub er ebenfalls nur kurz auf Kythera, wo er in der Kapelle des Hagios Kosma den uralten Tempel der Urania Aphrodite entdeckte. In demselben Jahre forschte er in der „sandigen Pylos", sowie auf der Insel Sphakteria, wo er das alte Festungswerk bloßlegte, welches dort nach Thukydides (IV, 31), im Jahre 425 v. Chr., von den Spartanern vorgefunden und benutzt wurde.

Die Zwischenzeit zwischen solchen Unternehmungen pflegt Schliemann hauptsächlich in Athen zuzubringen, wo er an der Universitätsstraße das prächtigste Haus, einen wahren Palast, sich gebaut hat, dessen Einzelheiten auf Schritt und Tritt an die Welt gemahnen, in der sein Besitzer lebt und webt. In den Mosaikfußböden sind die wichtigsten Exemplare der trojanischen Vasen und Urnen dargestellt, an den Wänden laufen Friese entlang mit classischen Landschaften und Bildern aus der griechischen Heldensage, untermischt mit Homer-Versen in verschwenderischer Zahl. Wenn man dort von dem Thürhüter Bellerophon eingelassen ist und von dem Hausburschen Telamon zu dem Herrn geführt wird, findet man ihn gewöhnlich ein griechisches Trauerspiel oder dergleichen lesend und zwischendurch auf den erschrecklichen Haufen Cursberichte scheltend, die mit der Morgenpost von Paris, London und Berlin eingelaufen sind und auf dem Nebenstuhle aufgeschichtet in dieser Umgebung einen seltsamen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0037
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Anblick gewähren. Schliemann treibt keine Handelsgeschäfte mehr, aber die Verwaltung seines großen Vermögens, der Besitz von mehrern Miethshäusern in Paris, Berlin, Athen erfordert jenen fortdauernden regen Verkehr mit der Geschäftswelt.

Schon bei einem flüchtigen Besuche, wie ihn reisende Engländer und Amerikaner der für sie ersten Sehenswürdigkeit Athens abzustatten pflegen, hat man wol Gelegenheit, auch in Schliemann's Familienleben einen Blick zu thun. Denn Schliemann macht es noch nicht wie der alte Goethe, der zuweilen nur hinter dem Gitter seines Vorplatzes flüchtig vorüberging: er hat die beneidenswerthe Nervenstärke, täglich so und so oft mit immer gleicher Höflichkeit die Leute in seinen Salon zu führen, wo dann auch Frau Sophia, das echte Bild einer leise und weise waltenden Gattin, die von Jahr zu Jahr mehr der gute Engel des feurigen Schwärmers geworden ist, sowie die eben erwachsene Tochter Andromache und der jetzt elfjährige Sohn Agamemnon zu erscheinen pflegen. In diesem Kreise kann man erst erkennen, welch ein warmer gemüthvoller Zug durch Schliemann's Wesen geht, ein Zug, der sowol sein lebhaftes Erfassen und gläubiges Festhalten der mythischen Ueberlieferung erklärt, wie zugleich die mit den Jahren mehr und mehr hervorgetretene Milde in der Beurtheilung von gegnerischen Ansichten, welche von der gewöhnlichen Erscheinung, dem mit zunehmendem Alter immer schroffer werdenden Beharren auf dem eigenen Standpunkte, eine rühmliche Ausnahme macht.

Schliemann steht jetzt im achtundsechzigsten Lebensjahre, aber seine nimmer feiernde Regsamkeit und Unternehmungslust zeigt nicht die leisesten Spuren des Alters. So werden wir noch manche schöne Bereicherung der Wissenschaft von ihm erwarten dürfen und hoffentlich noch seinem Spaten die Aufdeckung des Mittel- und Ausgangspunktes der großen heroischen Blütezeit Griechenlands, der doch wol auf Kreta, im Reiche des Minos, zu suchen sein wird, verdanken können. Wir haben dem Interesse unserer Leser entgegenzukommen geglaubt, indem

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0038
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Sophie Schliemann

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0039
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0040

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

wir ein Bildniß Schliemann's, angefertigt nach einer vor wenigen Jahren aufgenommenen Photographie, dem Buche vorausschickten; und auch die Züge von Frau Schliemann, einer geborenen Kastromenos aus Athen, kann der Leser in diesen Blättern kennen lernen, indem wir zum Beweise, wie die Hauptschmuckstücke aus Troja getragen wurden, nebenstehend den geistvollen Kopf der berechtigtsten Trägerin derselben abbilden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0041
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Zweites Kapitel.

Troja.

1. Geschichte und Topographie.

Als Schliemann in Troja zu graben begann, hatte sich weit über die gelehrten Kreise hinaus auch in den breiten Schichten der Gebildeten die scharfe Kritik Gehör verschafft, der F. A. Wolf, Wilhelm Müller und Lachmann die erste Quelle unserer Kenntniß von der griechischen Vorzeit, die homerischen Gedichte, unterzogen hatten. Es war dargelegt worden, daß diese Gedichte aus sehr ungleichen und zu verschiedenen Zeiten entstandenen Theilen zusammengesetzt seien, daß sie ebenso wie unser Nibelungenlied sich zerlegen lassen in die Besingungen der Thaten einzelner Helden, und daß die vornehmsten dieser Helden, Achill so gut wie Siegfried, in ihrem innersten Kern zurückgehen auf ein göttlich verehrtes Wesen.

England zwar hatte sich gegenüber der Wolf'schen Lehre seine besondere homerische Hochkirche gewahrt, die dem Fortschritt der Neuzeit wol einige äußerliche Zugeständnisse machte, besonders von dem alleinigen Oberhirten im Reiche des epischen Sanges sich lossagte, aber im ganzen doch dem alten katholischen Glauben noch ziemlich nahe blieb. Grote, in seinem großen Geschichtswerke, hielt, wenn auch nicht die Ilias, so doch die Odyssee für ursprünglich einheitlich und nahm auch Troja genau an der Stelle an, wo Schliemann es später ausgegraben hat. Aber in Deutschland kam man mehr und mehr zu der Ueber-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0042
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

zeugung, daß sich gar nicht absehen lasse, wieviel in dem alten Epos Wahrheit und wieviel Dichtung sei; hier huldigten alle maßgebenden Gelehrten und Reisenden, und darunter Namen wie Moltke, Welcker, Kiepert, Curtius, der Ansicht, daß der einstige Hauptort der Troas, entgegen den Grundzügen der homerischen Anschauung, in einer kleinen, weitab vom Meere gelegenen Bergfeste bei Bunarbaschi zu erkennen sei, welche die phantastischen Schilderungen Homer's uns dann als eine weitgebietende prächtige Königsstadt ausgemalt hätten.

Die Frage ist heute für immer entschieden. Schliemann hat auf dem Hügel von Hissarlik die alten Paläste aufgedeckt, hat die riesigen Burgmauern bloßgelegt, hat Schätze von Gold und Silber gehoben und hat in seiner jahrelangen Thätigkeit auch ringsumher gar manche Einzelheit festgestellt, die eine selbst für den Gläubigsten überraschende Uebereinstimmung zeigt zwischen dem von Homer entrollten Bilde und dem noch heute erhaltenen. Um die Bedeutung dieser Ergebnisse würdigen zu können, müssen wir uns zunächst einen Ueberblick verschaffen über das, was aus dem Alterthum über Troja und die trojanische Ebene überliefert ist.

Unsere Kenntniß von dem Ilion des trojanischen Krieges entnehmen wir allein aus den homerischen Gedichten. Mehr als in diesen enthalten ist, wußten auch die Griechen der historischen Zeit nicht, deren Angaben über die Vorzeit entweder auf Homer zurückgehen oder rein erfunden sind. Bei Homer nun ist Troja eine reiche Königsstadt, in der Nähe des Hellespont, der kleinen Insel Tenedos gegenüber gelegen. Die Grenzen ihres Horizonts sind auf der einen Seite Samothrake, das hohe schneegipfelige, auf dem Poseidon thront, auf der andern der wald- und wasserreiche Ida, der Sitz des Zeus. Die trojanischen Fürsten wohnten ursprünglich weiter im Innern des Landes, am Ida, erst später sind sie von dort herabgestiegen und haben „in der Ebene" die jetzige Burg gegründet. Deren Mauern und Thürme sind so staunenswerth, daß man sie sich nicht von

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0043
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Menschenhand, sondern von den Göttern selbst, von Poseidon und Apollon aufgebaut dachte. Auf der Spitze der Burg liegen die Paläste, neben dem des Priamos auch solche des Hektor und Paris. Ebenda wird Zeus verehrt und haben auch Athena und Apollon ihre Tempel. Als Ausgang der Stadt wird immer nur ein Thor, das skäische, genannt, durch das der Weg in die Ebene, auf den Kampfplatz führt.

Die Griechen haben ihr Lager bei ihrer Landungsstelle, an der Küste des Hellespont, aufgeschlagen. Es kann von da nur ein kurzer Weg bis Troja sein; das zeigt sich in einer Menge von Zügen. In der Regel suchen nach dem Kampfe allabendlich die Trojaner ihre Stadt, die Griechen ihr Lager auf. Es gehen früh Boten vom Schiffslager in die Stadt und kommen noch vor Sonnenaufgang zurück; auch der Kampf tobt oft an einem Tage die ganze Strecke hin und her. Priamos fährt in der Nacht zu Achill, um sich die Leiche seines Sohnes zu erbitten, genießt dort, nachdem ihm seine Sorgen vom Herzen genommen sind und er sich zum ersten mal wieder an Trank und Speise erquickt hat, den lange entbehrten Schlaf und ist noch vor Tagesanbruch wieder in Troja.

Zwischen der Stadt und dem griechischen Lager fließt der Skamander, der Hauptfluß des Landes, der auf dem Ida entspringt und so viel Wasser führt, daß er nur an einer bestimmten Stelle mit Hülfe einer Furt durchschritten werden kann. Dieser Fluß spielt eine bedeutende Rolle auf dem Schlachtfelde. Er bezeichnet gewissermaßen die Grenze zwischen dem griechischen und dem trojanischen Gebiet. Wenn die Griechen ihn überschreiten, weichen die Trojaner gleich fliehend bis zur Stadt zurück, und umgekehrt findet ein großer Erfolg der Trojaner darin seinen Ausdruck, daß Hektor mit seinem Heere an der feindlichen Seite des Flusses, auf einer „Schwellung der Ebene" (throsmos pedioio) übernachtet und die Bedürfnisse für das Nachtmahl, Schlachtvieh, Mehl u. s. w. aus der Stadt kommen läßt. Agamemnon sieht an diesem Abend sorgenvoll von seinem

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0044
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Lager aus die Wachtfeuer der Trojaner brennen und hört ihre Flöten und Schalmeien. Als Priamos in das Lager der Griechen fahren will, ist Hermes beauftragt, für sicheres Geleit zu sorgen; er gesellt sich aber erst in dem Augenblick zum König, wo dieser, um die Pferde zu tränken, mitten in der Furt halt gemacht hat; denn hier beginnt erst die Gefahr, und nur bis zu dieser Stelle begleitet er ihn auch zurück.

Neben dem Skamander wird manchmal noch der Simois genannt, freilich ohne daß klar hervortrete, wo derselbe fließt. Nur aus einer Stelle läßt sich darüber ein Schluß ziehen, und da dieser Schluß, gezogen von einem Manne, der alle Uebereinstimmung zwischen der homerischen Beschreibung und den thatsächlichen Verhältnissen der trojanischen Ebene bestreitet und behauptet, daß Homer „für sein ideales Drama auch eine ideale Bühne" sich gestaltet habe, — da dieser Schluß trotzdem auch die Gegenpartei lebhaft befriedigt, indem er den Simois genau an der Stelle ansetzt, wo er nach dem heutigen Zustande der Ebene allein angenommen werden kann, so wird er wol richtig sein. Der Sachverhalt ist folgender. Hera und Athena verlassen ihren Wagen am Zusammenfluß von Skamander und Simois und eilen zu Fuß auf den Kampfplatz. „Daß die Göttinnen", sagt Hercher, „ihr Gespann an einem Orte einstellen müssen, bis zu welchem die Kriegsfurie noch nicht gedrungen ist, ist selbstverständlich und wird auch dadurch bestätigt, daß die beiden ungehindert nach der Kampfebene wandern. Nun pflegt aber in der Ilias als die kampffreie Seite der Ebene die linke zu gelten. Ares zum Beispiel, der vom Kampfe entfernt ist, sitzt «zur Linken des Getümmels». Der Dichter wird also die Göttinnen «auf der linken, das heißt der nördlichen Seite der Ebene haben halten lassen»". Er hätte sich demnach auch den Simois auf der nördlichen Seite der Stadt gedacht. Wir werden weiter unten sehen, daß hier in der That noch heute ein kleiner Fluß fließt und diesen also für den alten Simois halten dürfen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0045
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Vor dem skäischen Thore, dicht an dem großen Fahrwege, entspringen zwei Quellen, eine kalte und eine warme, bei denen früher in Friedenszeiten die trojanischen Frauen und Mädchen Wasser holten und wuschen, die jetzt aber den Schauplatz für den traurigen Höhepunkt des männermordenden Streits abgeben müssen, denn bei ihnen erliegt Hektor seinem unbesieglichen Gegner.

Das sind die Züge, welche wir für das Bild der Stadt und ihre Umgebung aus Homer entnehmen können. Mit der Leichenklage um den trojanischen Helden schließt die Ilias. Ueber die Zerstörung Trojas enthält auch die Odyssee nur einige Andeutungen; sie ist erst von den Dichtern des nächstfolgenden Zeitraums, in dem sogenannten epischen Cyklus besungen worden. Die kyklischen Gedichte selbst sind aber verloren; wir besitzen aus ihnen nur Prosaauszüge, welche die List mit dem hölzernen Pferde, die geheuchelte Abfahrt der Griechen, die Ueberrumpelung und Anzündung der Stadt, die Erschlagung der Männer und die Wegführung der Frauen erzählen. Dann bricht für geraume Zeit die Tradition ab.

Erst zur Zeit der Perserkriege gibt es plötzlich wieder ein Ilion. Hellanikos erklärt dasselbe für identisch mit dem homerischen, und sein Nachfolger Herodot erzählt von dem Zuge des Xerxes gegen Griechenland: „Als der König an den Skamander kam, ging er zur Burg des Priamos hinauf, die er großes Verlangen trug zu sehen. Und als er sie gesehen und sich alles hatte berichten lassen, opferte er der ilischen Athena tausend Rinder und die Magier gossen Trankopfer für die Helden.“ Von nun an erfahren wir öfter von der Stadt. Im peloponnesischen Kriege sah der spartanische Admiral Mindaros von Ilion aus einer Seeschlacht zwischen Dorieus und den Athenern zu. Alexander der Große bestieg ebenso wie Xerxes die Burg, opferte der Athena und spendete den Heroen, opferte auch dem Priamos auf dem Altare des Zeus Herkeios, hing seine Rüstung im Tempel der Athena auf und nahm dafür einige alte heilige

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0046
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Waffen mit, die aus dem trojanischen Kriege stammen sollten. Er plante auch eine bedeutende Vergrößerung und neue Ummauerung der Stadt. Diese wurde jedoch erst von Lysimachos, der im Jahre 301 das vordere Kleinasien gewann, ausgeführt. Lysimachos siedelte die Bewohner verschiedener Nachbarorte in Ilion an und umschloß dasselbe mit einer 40 Stadien ($7^1/_2$ km) langen Mauer.

So hatte der alte Name auf einmal wieder greifbare Bedeutung gewonnen. Die Ilier behaupteten, die Stadt des Priamos sei niemals vollständig zerstört worden, und sahen die ihrige als die directe Fortsetzung derselben an. Und diese Ueberzeugung theilte alle Welt mit ihnen. Der gelehrte Perieget Polemo, eine unserer besten Autoritäten, wies auf den nämlichen Altar des Zeus Herkeios hin, auf dem Priamos erschlagen sei. Besonders aber freuten sich die Römer über die neue Blüte Ilions. Betrachteten sie doch den Aeneas, der allein dem allgemeinen Untergange entronnen und nach Italien ausgewandert sei, als ihren Stammvater und damit Troja als ihre Urheimat. Ennius sang von der Begeisterung, mit der die römischen Heere die vermeintliche Heimat begrüßten, als sie im Jahre 191 v. Chr. zuerst den kleinasiatischen Boden betraten. Damals wurde auch das ganze Nachbarland und die Küste von Tenedos bis Dardanos zum ilischen Gebiet geschlagen.

Aber je höher der Freudenbecher schäumte, desto sicherer stellte sich auch der Wermutstropfen ein, der ihn zu vergällen drohte. Mitten in dem Jubel über die Fortdauer der alten Heldengeschlechter, in der schwärmenden Verbrüderung zwischen Trojanern, Iliern und Römern war die alexandrinische Zeit hereingebrochen mit ihrer ganzen Stubengelehrsamkeit und alles besser wissenden Kritik. Skepsis hieß bezeichnenderweise die Stadt, aus welcher das Schicksal sich den Mann erweckte, der das Fortbestehen Ilions an der alten Stelle leugnen und damit jeden Zusammenhang zwischen Iliern und Römern bestreiten sollte. Das alte Ilion, erklärte Demetrios, könne nicht an

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0047
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der Stelle des jetzigen, das ist auf dem von Schliemann ausgegrabenen Hissarlik, gelegen haben, hauptsächlich aus zwei Gründen: erstens sei die Ebene von da bis zum Meere erst durch spätere Anschwemmung des Skamander entstanden, und also zu Homer's Zeit viel zu klein gewesen für die von ihm geschilderten Kämpfe; zweitens aber könne der dreimalige Lauf des Achill und Hektor um die Stadtmauern nicht an der Stelle von Neu-Ilion stattgefunden haben, denn dieses liege nicht auf einem isolirten Hügel, sondern auf dem Ende eines langgestreckten Bergrückens, sodaß die Läufer an einer Stelle eine bedeutende Steigung zu überwinden gehabt hätten. Der Kritiker will vielmehr Alt-Ilion bei dem „Dorf der Ilier" (Ilieon kome) annehmen, das, wie er sagt, 30 Stadien von Neu-Ilion, 10 Stadien vom Hügel Kallikolone, 5 Stadien vom Simois entfernt ist und demnach mit der heute Hanaï-tepe genannten Stätte, Bunarbaschi gegenüber, identisch sein wird. Daß dort gar keine alten Ruinen erhalten seien, meint er, widerlege seine Ansetzung nicht; die Steine seien zum Bau von Neu-Ilion verwendet und großentheils sogar nach Sigeion geschleppt.

Man kümmerte sich zunächst wenig um diese Skrupel. Die Römer fuhren fort, Ilion ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Zerstörung, welche die Stadt im mithridatischen Kriege durch Fimbria erfahren hatte, glich Cäsar durch ihren Wiederaufbau und große Schenkungen aus. Er sowol wie Augustus trugen sich sogar mit dem Gedanken, ihre Residenz an den Hellespont zu verlegen. Nur Strabo steht völlig unter dem Banne der Kritik des Demetrios, und sein Zeugniß ist es, das in unserer Zeit, die ja der alexandrinischen so nahe verwandt ist, den alten Streit wieder entfacht hat.

Wo das spätere Ilion gelegen hat, ist niemals zweifelhaft gewesen. Auf der Höhe von Hissarlik ragten schon vor Schliemann's Ausgrabungen Theile der hellenistischen Burgmauern empor, und am Nordabhang war das unverkennbare Halbrund eines Theaters erhalten. Dazu kam Skylax' Angabe, die Stadt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0048
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sei 25 Stadien (ungefähr 5 km) vom Meere entfernt gewesen, was auf Hissarlik genau paßt. Bei der Frage nach dem alten Troja handelte es sich also nur darum, ob man der im Alterthum allgemein angenommenen Identität desselben mit Neu-Ilion zustimmen oder von ähnlichen Bedenken wie Demetrios geleitet eine andere Lage vorziehen wollte. Die meisten thaten das letztere und erklärten fast einstimmig die Ruinen auf dem Balidagh, eine halbe Stunde oberhalb Bunarbaschi, für das alte Troja. Schliemann hielt sich an die Tradition des Alterthums und grub in Neu-Ilion. Seine ersten Arbeiten dort 1871—79 konnten allerdings noch nicht viele der Andersdenkenden bekehren. Es waren wol große Befestigungsmauern und Thore bloßgelegt worden, aber was Schliemann für den Palast ausgab, waren doch nur unansehnliche Häuser mit kleinen Zimmern und dünnen Wänden, sehr wenig der Vorstellung entsprechend, die wir uns von der homerischen Königswohnung machten. Erst 1882 erkannte man in der zweituntersten Schicht die starken Mauern von umfangreichen Baulichkeiten, welche später durch die genauen Analogien von Tiryns und Mykenä als die Hauptgemächer des Palastes erwiesen wurden.

Wie konnte aber das Urtheil selbst der tüchtigsten Köpfe so lange irregeleitet werden und wie verhalten sich die heutigen Ergebnisse zu dem Landschaftsbilde, welches aus den homerischen Schilderungen durchblickt? Die Ansicht des Alexandriners Demetrios, daß die Ebene zwischen Ilion und dem Meere erst spätere Anschwemmung sei, ist offenbar durch ein Wort Herodot's hervorgerufen worden, der jene Ebene für eine alte Meeresbucht erklärt. Das ist aber nicht ein historisches, sondern ein geologisches Urtheil. Herodot war weit entfernt, sich die Ebene für die homerische Zeit unter Wasser zu denken, denn er glaubte selbst an die Identität von Alt- und Neu-Ilion, sonst hätte er nicht ohne ein Wort der Kritik den Besuch des Xerxes auf der wiederbewohnten Burg des Priamos erzählt. Neuerdings hat Virchow die Ebene geologisch untersucht und an verschiedenen Stellen mehrere Meter tief gegraben,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0049
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

aber nirgends Spuren maritimer Bildungen gefunden. Alle Angaben der Ilias gehen auch darauf, daß das Lager der Griechen unmittelbar am Meere, am Hellespont, gelegen habe und demnach die Ebene sich schon damals bis dorthin erstreckte. Im 2. Jahrhundert n. Chr. nennt Skylax als Entfernung zwischen Ilion und dem Meere 25 Stadien, eine Zahl, die noch genau auf die heutigen Verhältnisse paßt. Wenn demnach die Ebene von Skylax' Zeit bis jetzt, also in beinahe zwei Jahrtausenden, fast gar nicht zugenommen hat, so kann sie sich in dem weiter zurückliegenden einen Jahrtausend nicht völlig neu gebildet haben.

Der zweite Einwand des Demetrios, die Stätte von Neu-Ilion könne nicht von Hektor- und Achill dreimal umlaufen sein, greift ein in die Frage, wieviel wir bei Homer für Wahrheit und wieviel für Dichtung zu halten haben. Wenn Achill ganze Scharen von Trojanern erlegt und die Fluten des Skamander mit Erschlagenen füllt, wenn Priamos funfzig Söhne und zwölf Töchter hat, wenn der trojanische Krieg zehn Jahre dauert und Odysseus weitere zehn Jahre zur Heimkehr braucht, so sind das alles Züge derselben Poesie, die Simson mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlagen und Bileam's Esel moralische Reden halten läßt. Es kommt wenig darauf an, ob der Lauf der Helden dadurch erschwert worden wäre, daß sie den Sattel, mit welchem der Burgberg an den folgenden Höhenrücken anschließt, zu übersteigen gehabt hätten. In dem dreimaligen Laufe liegt auch dann noch keine stärkere Uebertreibung als in dem Kraftstück des Diomedes, der einen Stein mit leichter Hand schwingt, den zwei andere Männer kaum zu heben vermocht hätten. Will man aber wirklich auf die Frage Werth legen, so kommt auch noch in Betracht, was sich erst bei den letzten Ausgrabungen gezeigt hat, daß jener Sattel ursprünglich 12 m tiefer gelegen hat, als er heute erscheint. Bei der fortdauernden Besiedelung hat sich nämlich das Burgplateau nicht blos erhöht, sondern auch verbreitert, indem ein Theil des alten Schuttes nach den Seiten abgeschoben wurde, und so ist auch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0050
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

die Oberfläche des Sattels der Burghöhe allmählich näher gekommen.

Erweisen sich somit die Einwände, welche Demetrios gegen die Identificirung von Alt- und Neu-Ilion erhebt, als nichtig, so haben wir auch mit seinem positiven Vorschlage leichtes Spiel, denn das „Dorf der Ilier" im Hanaï-tepe erfüllt mit seiner weiten Entfernung vom Meere und auch in allen sonstigen Beziehungen die topographischen Bedingungen in keiner Weise und ist zudem durch die Ausgrabungen als eine sehr kleine vorhistorische Ansiedelung, vielleicht nur ein Gehöft, erwiesen worden. Diese Schwäche im Positiven haben die neuern Wortführer der Demetrios'schen Kritik zumeist anerkannt und daher den Ruhm des alten Troja einer andern Stätte zuzuwenden gesucht, für welche in der That ganz auffallende Verhältnisse zu sprechen schienen.

Lechevalier wollte zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Bunarbaschi eine kalte und eine warme Quelle gefunden haben, genau wie Homer sie als am Fuße des Stadthügels entspringend beschreibt. Freilich stellte sich diese Entdeckung, die alle Homer-Schwärmer in Entzücken versetzte, nachher als ein schöner Traum heraus, wie ihn phantasievolle Reisende in berühmten Gegenden zuweilen träumen. Die warme Quelle des Herrn Lechevalier hat nie jemand wiedergesehen und statt der einen kalten fanden sich ihrer vierzig an einer Stelle zusammen. Sie werden von den Türken kirk gös, „die vierzig Augen", genannt und befinden sich dicht neben dem Dorfe Bunarbaschi. Aber wenn somit auch mehr als die Hälfte der Erzählung Lechevalier's sich als unrichtig erwiesen hatte, so hielt man doch, da bei Hissarlik gar keine Quelle bekannt war, allgemein an der Meinung fest, daß Homer die einzig dastehende Naturerscheinung bei Bunarbaschi im Auge gehabt haben müsse, als er die Stadt der Trojaner mit den berühmten Quellen ausstattete. Man übersah zu Gunsten dieser Quellen alle die schwerwiegenden Gründe, die sich einer Identification der Balidagh-Feste mit dem homerischen Ilion entgegenstellen. Ich will gleich vorausnehmen, daß Schlie-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0051
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mann im Jahre 1882 am Fuße von Hissarlik, nahe dem ebenfalls ziemlich genau zu bestimmenden skäischen Thore, die vielumstrittene Quell- und Waschanlage wiedergefunden hat in einem uralten Felskanale, an dessen Ausmündung nach den erhaltenen Spuren noch in römischer Zeit Bassins bestanden haben. Aber auch bevor dieser letzte Beweis erbracht war, hätte man die großen Züge des homerischen Landschaftsbildes, die einem bei Bunarbaschi gelegenen Troja so unbedingt widersprechen, hinter der viel unwichtigern Quellfrage nicht sollen zurückstehen lassen.

Die Burg auf dem Balidagh liegt durchaus nicht, wie Homer von seinem Troja sagt, in der Ebene. Sie erhebt sich fast 150 m hoch und gegen die Ebene hin sind ausgedehnte Hügelgruppen vorgelagert, durch die man mühsam aufwärts steigt, um sich dann oben ganz in die Berge zurückgezogen zu fühlen. Wie hier ein Kampf unmittelbar aus der Ebene bis unter die Stadtmauern angenommen sein sollte, ist unbegreiflich. Auch die Bunarbaschi-Quellen liegen eine halbe Stunde entfernt am Fuße der Vorhügel und sind von der Burg aus gar nicht zu sehen. Solch weiten Weg haben die armen Trojanerinnen mit ihren schweren Wasserkrügen machen müssen? Den Türkinnen geht es ja heute vielerorts nicht besser, aber von der Stadt des Paris sollte man doch etwas mehr Galanterie erwarten.

Moltke schrieb 1835 über seinen Besuch des Balidagh: „In der nähern Bestimmung — Trojas — weichen die Gelehrten etwas voneinander ab; wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinct an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigbare Burg zu gründen.“ Dieser Gesichtspunkt hat viele verführt. Denn der niedrige Hügel von Hissarlik scheint sich in der That für nichts weniger zu eignen als für eine unersteigliche Burg; er erhebt sich nur 15—20 m hoch. Aber das homerische Troja war vor allen Dingen eine Seestadt; dieser Charakter spiegelt sich deutlich in dem Raube der Helena. Ihrer so überaus günstigen Lage an der Durchfahrt zwischen zwei

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0052
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Meeren verdankt sie die Macht und den Reichthum, von denen die homerischen Gedichte singen. Ebenso wie sie lagen fast alle andern Städte jener Zeit, welche die Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts uns durch die gleiche reiche Cultur verbunden gezeigt haben, Tiryns, Orchomenos, Athen, nur so weit vom Meere entfernt, als nöthig war, um den unmittelbaren Gefahren der Seeräuberei entrückt zu sein, und jedesmal haben sie vorgezogen, sich auf einem niedrigen Hügel mit kolossalen Mauern zu umgeben, als weiter in den Bergen den natürlichen Schutz steiler Felsabhänge zu suchen. Auch die schon oben besprochenen vielfachen Erzählungen der Ilias setzen ja eine viel kürzere Entfernung zwischen Troja und dem Meere voraus, als die von Bunarbaschi bis dorthin ist. Da die Feste ferner an drei Seiten steil abfällt, so wäre der Lauf des Achill und Hektor, der bei Hissarlik noch denkbar ist, hier völlig unmöglich.

Was die Ruinen auf dem Balidagh selbst betrifft, so bestehen dieselben ausschließlich in den Resten eines kleinen Mauerringes. Die Mauern zeigen an einer Stelle, in der Südostecke, allerdings eine ähnliche Technik wie die prähistorische Umwallung auf Hissarlik: Böschung aus kleinen Steinen; aber die übrigen erhaltenen Theile dürften doch erst dem 4. oder 5. Jahrhundert v. Chr. angehören. Der Felsboden innerhalb des Ringes ist mit einer sehr dünnen Schuttschicht überzogen, was eine nur kurz dauernde Bewohnung beweist, und in diesem Schutt haben sich trotz der mehrfachen Ausgrabungen, die von Hahn 1864 und später Schliemann machte, keinerlei Spuren einer prähistorischen Ansiedelung gezeigt. Es hat hier eine der kleinen früh verlassenen Burgen gelegen, wie sie sich überall in der Troas zerstreut finden; aber gerade an dieser Stelle erklärt sich die Existenz einer solchen sehr leicht: hier tritt der Skamander aus den Bergen in die Ebene, und da unserer Burg gegenüber am andern Ufer des Flusses noch die Ruinen einer zweiten kleinen Festung sichtbar sind, so ist klar, daß beide zusammen den Schlüssel der Skamanderenge bilden sollten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0053
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Demnach dürfen wir die Bunarbaschi-Theorie wol als endgültig abgethan betrachten und nun um so gespannter und vertrauensvoller der Kunde lauschen, die uns Hissarlik von dem wirklichen Troja bringt. Hier werden wir zum ersten mal einen Maßstab gewinnen für die Beurtheilung des in Sage und Poesie lebenden Bildes von Troja; wir werden wenigstens in einem Punkte erkennen können, wieweit sich die älteste Poesie der Griechen an die Wirklichkeit gehalten hat.

Die Entfernung von Hissarlik bis zur Westküste beträgt 5, bis zum Hellespont 6 km, ist also so gering, daß das gelegentliche Vorschreiten des Kampfes von den Schiffen bis unter die Mauern, die eiligen Botengänge vor Sonnenaufgang, die nächtliche Hin- und Rückfahrt des Priamos ihre volle und anschauliche Erklärung finden. In der Mitte zwischen Stadt und Westküste fließt der Skamander, jetzt Mendere genannt. Er behält gewöhnlich auch in den heißen Monaten auf eine Breite von 20 Fuß 2 Fuß Wasser und trocknet nur in besonders dürren Jahren so weit aus, daß sein Bett nichts als zusammenhanglose Pfützen aufweist. Aber im Frühling, wenn plötzliche Regen eintreten und auf dem Ida der Schnee schmilzt, kann er mächtig geschwollen daherbrausen, Felsstücke und Baumstämme mit sich wälzend und die ganze Ebene überschwemmend. Solche Ereignisse hat die homerische Schilderung vom Flußkampfe des Achill vor Augen.

Am Nordfuße der Burg fließt ein kleineres Gewässer, Dumbrek-su, welches seine Mündung mit der des Skamander zu einem vielarmigen Delta vereinigt. In ihm dürfen wir den in der Ilias nur wenig hervortretenden Simois erkennen.

Das Schiffslager der Griechen lag, wie aus verschiedenen Stellen der Ilias hervorgeht, am Hellespont. Es war nur natürlich, daß der Dichter es hier an der Mündung des Skamander ansetzte, von wo der durch den Fluß gewiesene und zugleich kürzeste Weg nach Troja hinaufführte. Die Schiffe lagen dort „dichtgedrängt und füllten die weite Bucht von einem Vorsprung

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0054
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

zum andern". Die beiden Vorsprünge können nur das Cap Sigeion und Cap Rhoiteion sein; so nahm schon Strabo an. Wenn nach dem gewichtigen Urtheil der Geologen die Skamanderebene zur Zeit des trojanischen Krieges auch nicht viel anders ausgesehen haben kann als jetzt, wird doch der Fluß seine Mündung etwas weiter in den Hellespont vorgeschoben haben, sodaß vor 3000 Jahren da eine Bucht war, wo heute eine sandige Spitze vortritt.

Der Skamander mündet gegenwärtig dicht neben dem Cap Sigeion, also ganz im Westen der von den beiden Vorgebirgen eingeschlossenen Bucht. Gilt dies Verhältniß auch für das Alterthum, so lagen die Schiffe, welche die Bucht füllten, östlich vom Flusse, auf derselben Seite, auf der auch Troja liegt, und damit wäre eine der Hauptvoraussetzungen des Homerischen Schlachtfeldes verletzt. Auch diese Schwierigkeit ist jetzt gehoben. Virchow hat bewiesen, daß der Kalifatli-Asmak, welcher näher bei Hissarlik vorbeizieht als der heutige Skamander, den frühern Lauf desselben darstellt. Das Bett des Asmak ist so breit und tief, daß es nur von einer bedeutenden, starkströmenden Wassermasse ausgewaschen sein kann, und der Sand in ihm ist derselbe syenithaltige, den nur der Skamander herunterbringt, indem er ihn theils selbst von einer bestimmten Stelle des Gebirges (bei Ewjiler) löst, theils von seinen obern im nordöstlichen Tschigridagh entspringenden Nebenflüssen zugeführt bekommt. An ihn schließt weiter nördlich der Intepe-Asmak an, der genau dieselben Erscheinungen zeigt und daher als die alte Mündung des Skamander angesehen werden darf.

Damit ist freilich noch nicht bewiesen, daß der Skamander gerade zur Zeit des trojanischen Krieges jenes alte Bett innegehabt haben müsse. Aber die Stadtanlage auf Hissarlik ist, wie so unzählige andere antike Stadtanlagen, in der Gabelung von zwei Flüssen offenbar darauf berechnet, von diesen Wasserläufen einen unmittelbaren Schutz zu empfangen. Schon danach allein ist es wahrscheinlich, daß der Skamander zur Zeit der Gründung von Troja dicht unter den Mauern der Stadt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0055
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

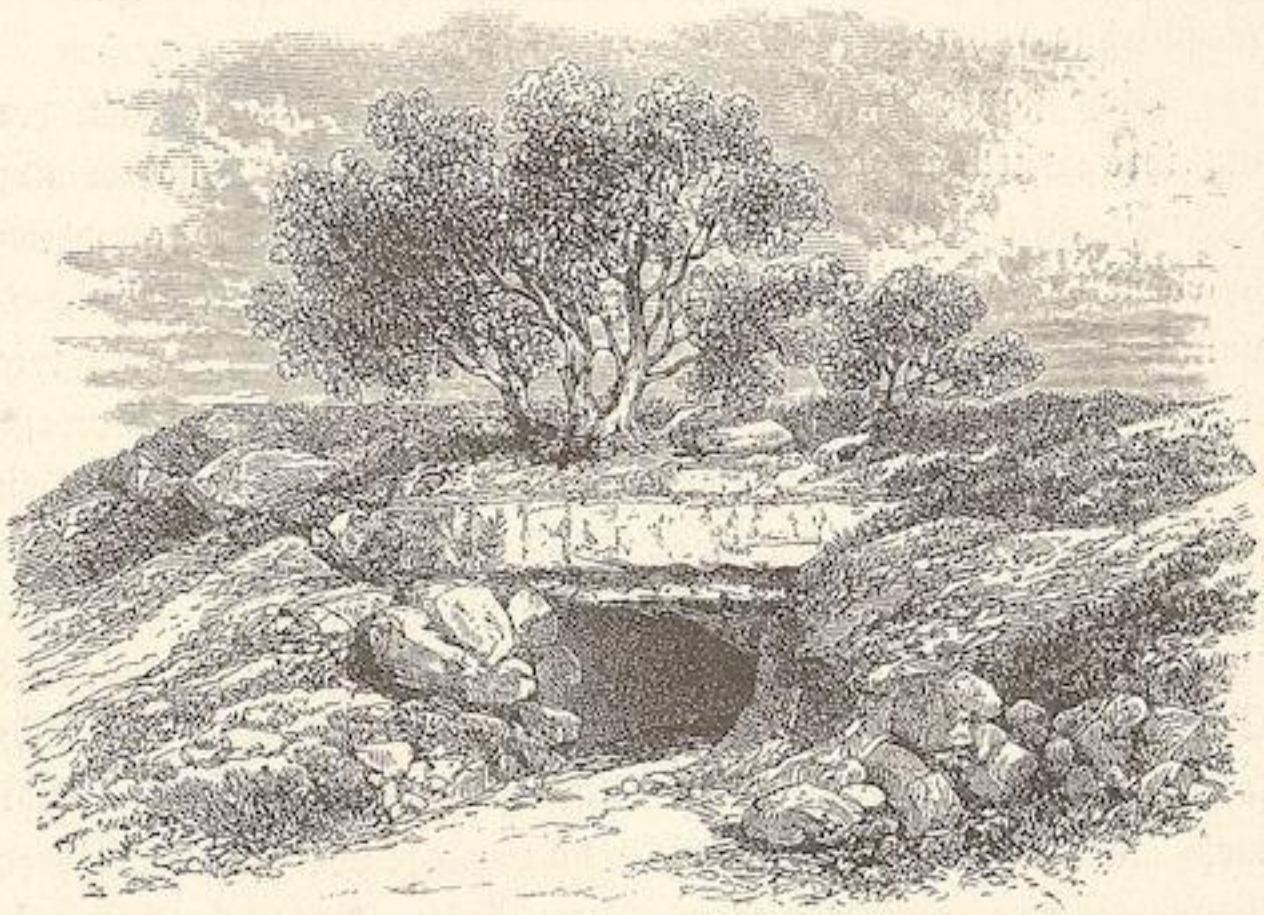
floß, und daß auch während der Blüte derselben dafür gesorgt wurde, daß er nicht von diesem Laufe wich. Hatte somit der Skamander bei Homer das Bett des Kalifatli-Asmak inne und mündete er durch den Intepe-Asmak, so konnten die Griechen nur auf seiner Westseite lagern und mußten, um zur Stadt zu gelangen, den Fluß passiren. Der Simois, der heute eigentlich ein selbständiger Fluß ist, wurde unter jenen Verhältnissen schon ganz in der Nähe von Troja vom Skamander aufgenommen; die Vereinigungsstelle beider, an welcher Hera und Athena ihr Gespann stehen lassen, ist also keine Erfindung des Dichters.

Eine ebenso erfreuliche Erklärung hat erst während der letzten Ausgrabungen auch der vielumstrittene throsmos pedioio, die „Erhebung, Schwellung der Ebene", gefunden, von der aus die Trojaner, wenn sie besonders weit vorgedrungen sind, den neuen Angriff beginnen, auf der sie einmal auch übernachten, um den Griechen nahe zu bleiben und zu verhindern, daß dieselben etwa während der Nacht die Schiffe flott machen und fliehen. Man hatte bisher diese Erhebung, die doch in der Mitte der Ebene zwischen Troja und Cap Rhoiteion liegen mußte, vergeblich gesucht. Als aber Schliemann im Jahre 1882 jeden Morgen auf einem weithin sichtbaren Schimmel ans Meer ritt, um zu baden, bemerkten seine auf der Burg zurückbleibenden Mitarbeiter, daß der Schimmel regelmäßig an einer bestimmten Stelle der Ebene verschwand, weil er von dem zuletzt zurückgelegten Terrain verdeckt wurde, und erst wenn er sich mehr dem Strande näherte, wieder zum Vorschein kam. Schliemann hat diese Beobachtung in seinem Buche nicht erwähnt, ich verdanke sie mündlicher Mittheilung; die kleine Geschichte zeigt aber anschaulicher als alle Meßzahlen, daß eine Bodenschwellung vorhanden ist. Bedenken wir dazu, daß der Skamander in den letzten 3000 Jahren die Ebene doch um ein gutes Stück aufgehöht hat — Schliemann und Virchow meinen um etwa 3 m, Dörpfeld um 1 m durchschnittlich — daß die Schwellung also früher viel mehr hervorgetreten sein muß, so ist damit wol

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0056
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

die Frage nach dem homerischen throsmos hinreichend beantwortet.

Den letzten wichtigen Punkt der homerischen Topographie bildet der Brunnen- und Waschplatz der trojanischen Frauen mit der kalten und der warmen Quelle. Nur 300 Schritt vom Südfuße der Burg entfernt hat Schliemann einen in den weichen Kalkstein gehauenen Felskanal von 1,68 m Höhe und 3 m Breite



1. Felskanal der „Skamanderquelle" bei Hissarlik.

gefunden. Derselbe läuft 18 m weit geradlinig in den ansteigenden Hügel hinein, hat ungefähr in der Mitte dieser Strecke ein rundes Loch nach oben, zum Einlassen von Licht und Luft, und theilt sich am Ende in drei Arme, deren nördlichster die bisherige Breite beibehält, während die beiden andern so schmal sind, daß gerade ein Mann eintreten kann. Als man diese drei Arme noch etwa 10 m weit ausräumte, sprang am Ende eines jeden eine Quelle schönen Trinkwassers auf. Auf dem Boden des Kanals fand sich aus dem breiten Nordarme kommend bis

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0057
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

zur Ausmündung ins Freie eine Wasserrinne, deren Ränder ganz wie bei den cyklopischen Leitungen in Tiryns und Mykenä aus unbehauenen Steinen, scheinbar ohne Bindemittel, hergestellt war. Die Steine sind aber ursprünglich gewiß mit Lehm verbunden gewesen, ebenso wie auch die Blöcke der tirynther Stadtmauer, von denen man früher glaubte, daß sie lose aufeinandergethürmt seien, nach Dörpfeld's Feststellung in einer Lehmbettung lagen. Ueber die Rinne war in römischer Zeit eine Leitung aus Thonröhren gelegt worden, die draußen in zum Theil erhaltene Waschtröge führte.

Diese ganze Anlage liegt nun genau so, wie die Ilias es für ihre Quellen voraussetzt. Die Ausgrabungen haben auf Hissarlik zwar drei Thore ergeben, aber anscheinend aus verschiedener Zeit und alle ungefähr gegen Süden gerichtet. Welches von ihnen also auch das skäische sein mag, oder ob dieses, wie Dörpfeld und Schliemann annehmen, in der Unterstadt südwestlich von jenen dreien zu suchen ist, jedenfalls liegen die Quellen ganz in seiner Nähe, nur 300 Schritt von der Burg, und der große Fahrweg mußte dicht bei ihnen vorbeikommen. Aber wo ist die von Homer gepriesene warme Quelle? In der Nähe des Schachtes ist leider nicht weiter gegraben worden, sodaß sie vielleicht dort noch zu finden wäre. Aber schon Strabo hat sie nicht mehr gesehen. Vielleicht ist sie früh versiegt oder hat nach ihrer Verschüttung sich einen andern Weg gebahnt, der noch nicht aufgefunden ist. Vielleicht aber — und das ist mir das Wahrscheinlichere — ist sie überhaupt nur durch eine Verwechselung an dieser Stelle angenommen worden. Die eigentlichen Quellen des Skamander nämlich, welche sich im Idagebirge und zwar am Fuße des Gargaros-Gipfels befinden, haben genau die Eigenschaften, welche Homer beschreibt. Barker Webb hat sie in den vierziger Jahren entdeckt, und Schliemann und Virchow haben 1879 seine Angaben nachgeprüft und bestätigt. Aus zwei wenige Minuten voneinander gelegenen Felshöhlen entspringen dort die Quellen, die sich gleich darauf zu dem Skamanderbache ver-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0058
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

einigen; bei 14° C. Lufttemperatur zeigte die eine 9° C., die andere 15° C. (Virchow). Es wäre demnach leicht denkbar, daß die Quellen, welche am Südfuße der Burg von Troja sich befinden, und wol im Gegensatze zu den auf der Nordseite entspringenden und zum Simois fließenden Wasseradern Skamanderquellen hießen, in der spätern Dichtung mit den Eigenschaften der wirklichen Skamanderquellen ausgestattet worden wären. Wie dem aber auch sei, jedenfalls werden wir in der von Schliemann wiedergefundenen alten Anlage einen wichtigen thatsächlichen Untergrund für die homerische Beschreibung erkennen dürfen.

Nach alledem braucht man nicht daran zu zweifeln, daß auch weitere Einzelheiten, wie die verschiedenen Grabhügel, welche erwähnt werden, zur Zeit der homerischen Sänger in der trojanischen Ebene gezeigt worden seien. Nur wird man nicht verlangen, daß wir noch heute jeden einzelnen nachweisen. Dazu ist oft die Beschreibung zu unbestimmt, oder durch die Schicksale der Gedichte unbestimmt geworden, oft auch die Oertlichkeit zu sehr zerstört. So kann das Aisyetesgrab, von dem aus kühne trojanische Spione das Lager der Griechen beobachten, aus den vielen in der Nähe des Meeres gelegenen Grabhügeln nicht herauserkannt werden; der Ilostumulus, der dicht an der Skamanderfurt gelegen haben soll, ist gewiß längst von den reißenden Winterwassern weggespült worden.

Fassen wir aber alle die einzelnen Punkte der bisherigen Erörterung zu einem Bilde zusammen, so zeigt sich, daß dasselbe weit genauer mit dem den homerischen Schilderungen zu Grunde liegenden übereinstimmt, als selbst die eifrigsten Vertheidiger der Troja-Hissarlik-Theorie früher annehmen durften; denn zu dem, was jene wußten, ist noch manche sprechende Einzelheit hinzugekommen. Skamander und Simois fließen unter den Mauern der Stadt, und der Skamander trennt diese von dem griechischen Lager; in der Mitte der Ebene liegt die „Erhebung", auf der die Trojaner den Achäern so drohend nahe sind; dicht vor dem Stadtthore aber finden sich die Quellen gefaßt, die der Krieg

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0059
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

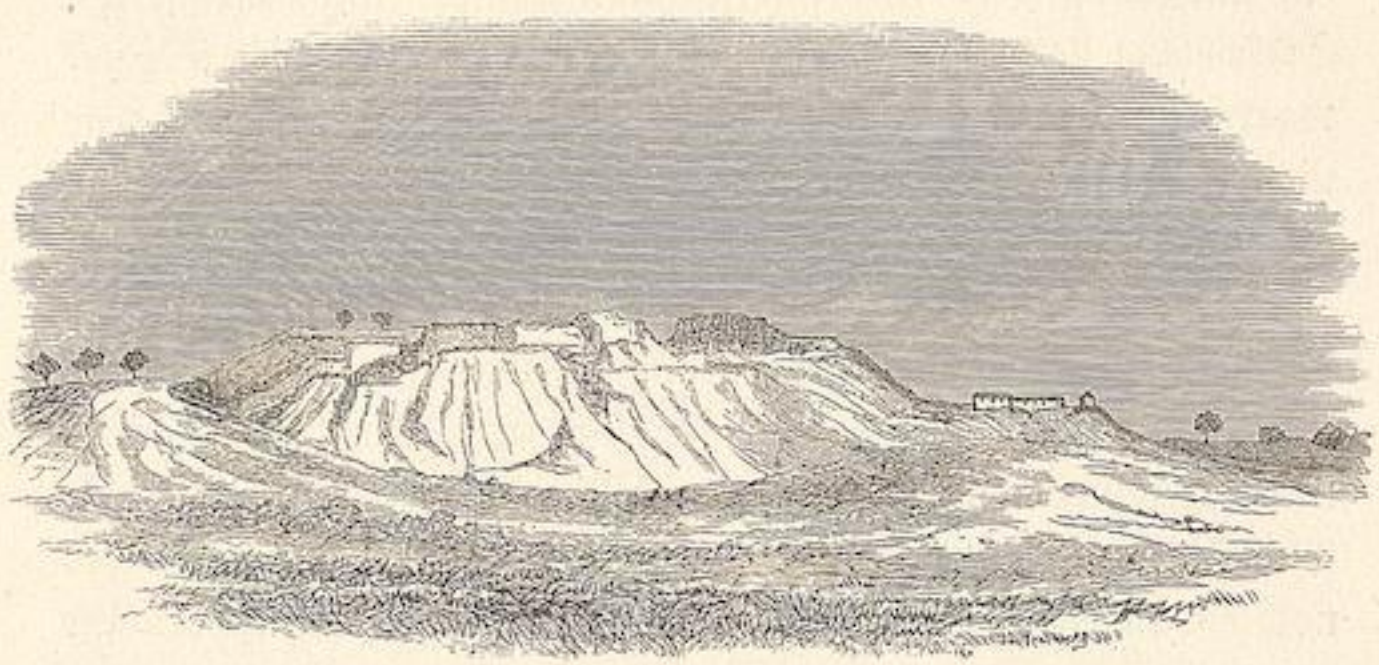
mit so ganz andern Scenen umgibt als der Friede. Wer wollte da noch leugnen, daß die Sage nur von denen ihre feste Gestalt bekommen haben kann, die im troischen Lande mit allen Erscheinungen der Wolken und Winde, mit Meer und Bergen und Inseln und mit allen Kleinigkeiten in der Umgebung der königlichen Stadt vertraut waren? Wir wissen jetzt, daß die epischen Lieder nicht in ihrer ersten Gestalt auf uns gekommen sind, daß sie von spätern Sängern zu größern Ganzen zusammengearbeitet und schließlich zu der Ilias verschmolzen wurden, die wir in Händen haben. Aber auch in jenen Zusammenarbeitungen ist das ursprüngliche heimatliche Bild bewahrt geblieben und selbst das späte Flickwerk, das zwischen den alten Einzelgliedern deutlich erkennbar die Uebergänge vermittelt, verstößt kaum gegen dasselbe. Die Ilias ist noch weit entfernt von den phantastischen Umgestaltungen des Wirklichen, wie sie die Odyssee sich erlaubt, in der aus gefährlichen Felszacken gierige Scyllahälse werden und aus Wasserwirbeln schlürfende und speiende Ungeheuer, in der das „Gabelland" Thrinakria, in Wirklichkeit der Peloponnes, in dem Kirke zu Hause ist, in immer weitere Ferne verlegt wird, bis an das äußerste Ende der bekannten Welt, um desto leichter mit allem erdenklichen Zauberwesen umsponnen werden zu können. Mit der Odyssee beginnt schon die freie Phantasie des Einzelnen ihr Spiel, die nachher bei den Lyrikern und Dramatikern so zügellose Neubildungen der Sage hervorruft, wie wir sie etwa in unsern Tagen Wagner's kühnem Haupte haben entsteigen sehen. Die Ilias ist wie ein blumiger Rasenteppich, der treu und einfach den Boden schmückt, auf dem er gewachsen ist, jeder Falte desselben, jeder Erhebung und jeder Senkung sich anschmiegend; die Odyssee treibt schon muntere Ranken und gefällt sich in lauschigem Buschwerk; die Lyrik und Dramatik aber läßt mächtige Bäume emporwachsen, an denen wir schwindelnd hinaufsehen und erstaunen über die winzige Scholle, die die Nahrung bot für solche Ueppigkeit.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0060
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

2. Allgemeines über die Grabungen auf Hissarlik.

Hissarlik heißt nicht etwa, wie öfter angenommen wird, das nächste jetzige Dorf beim alten Troja, sondern die Ruinenstätte selbst. Das Wort bedeutet „Burg" und wird von den Türken außerordentlich häufig zur Bezeichnung alter Stadtanlagen gebraucht.

Die östlichen höhern Berge schieben in die Gabel zwischen Mendere und Dumbrek-su — Skamander und Simois — eine in ziemlich gleicher Höhe sich haltende Hügelkette vor. Kurz



2. Hissarlik von Kumköi aus gesehen.

vor ihrem Ende tieft dieselbe sich etwas ein: das nun noch folgende abgesonderte Stück ist Hissarlik.

Die Burgkrone zeigt eine von Osten nach Westen gestreckte ovale Form. Sie hat sich bei jeder neuen Bebauung erweitert und erhöht, indem eine neue Ansiedelung ihre Häuser immer auf den theils liegen bleibenden, theils zur Seite geschobenen Schutt der vorhergehenden setzte. So zeigt die älteste in den Ausgrabungen zu Tage getretene Stadt nur eine Höhe von 35 m über dem Meere und eine Breite von 46 m, während die Burg der zweiten, der homerischen Stadt, schon mehrere Meter höher liegt und ihren Mauerring auf 100 m Breite erweitert

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0061
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

hat. Die volle Höhe des Hügels bei Beginn der Ausgrabung betrug 49,50 m. In ähnlicher Weise ist auch der Einschnitt, welcher den Burghügel von dem anschließenden Höhenrücken trennt, erst durch die Entwickelung der alten Stadt allmählich so gering geworden, wie er heute erscheint. Die Untersuchung des Jahres 1882 hat gezeigt, daß der ursprüngliche Boden an jener Stelle 10—12 m tiefer liegt als der heutige, und daß das Anwachsen durch schichtweise Aufhöhung von der Stadtseite her erfolgt ist.

Die ersten Jahre der Schliemann'schen Ausgrabungen hatten ein unentwirrbares Netz von Mauern auf der Burg bloßgelegt. Schliemann hatte nach deren Bauart und der gefundenen Töpferwaare wol sieben Perioden zu unterscheiden gesucht, aber es war nicht gelungen, irgendeine der sieben Schichten, deren jede eine besondere Stadt darstellen sollte, in ihrer Gesammtanlage zu erkennen. Dazu hätte es auch der Abtragung, das heißt Zerstörung, einer Schicht nach der andern bedurft, und wir wollen Schliemann dankbar sein, daß er sich zu diesem Radicalmittel nicht verstanden hat, denn dem sich hier aufthuenden unerhörten Alterthum gegenüber waren damals die Augen aller Forscher noch so ungeübt, daß sie wol doch das Wesentliche nicht erkannt hätten und der Palast des Priamos vielleicht unwiederbringlich den Berg hinabgerollt wäre. Was Schliemann damals mit reservirtem Ausdruck für „das Haus des Stadtoberhauptes" erklärte, ist in seinem ganzen Umfange nur so groß wie das Vorzimmer des nachher entdeckten wirklichen Palastes; seine Einzelräume stellen sich demzufolge als bescheidene Stübchen dar und die dünnen Wände sind in der einfachsten Weise aus Bruchsteinen und Lehmmörtel aufgemauert.

Erst die deutschen Ausgrabungen in Olympia, welche den ersten trojanischen auf dem Fuße folgten, hatten uns in die älteste Bauart auf griechischem Boden einen Einblick verschafft. Im Heraion, dem ältesten Tempel des Festplatzes, fand man den Hermes des Praxiteles in einer dicken Lehmschicht begraben.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0062
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Masse wurde anfangs als eine Abschwemmung des dicht daneben ansteigenden Kronoshügels aufgefaßt; aber bald zeigte sich, daß in ihr die zusammengestürzten Cellawände zu erkennen seien, die aus großen Lehmziegeln bestanden hatten. Die steinerne Untermauerung der Wände schnitt in der Höhe von 1 m ringsherum glatt ab, für den Weiterbau waren jene Ziegel verwendet; Pfosten und Gebälk bestanden aus Holz, und auch die Säulen der die Cella umgebenden Halle waren ursprünglich aus Holz gewesen und erst beim Schadhaftwerden eine nach der andern durch steinerne ersetzt worden. Dörpfeld's vortrefflichem Blick war, wie so vieles in Griechenland, diese schöne Entdeckung gelungen. Es war ein sehr glücklicher Gedanke von Schliemann, daß er sich die Mitwirkung dieses Mannes sicherte, als er im Jahre 1882 zu neuen Forschungen nach Troja zog. Nun wurde es auch Licht auf der Burg des Priamos. Zwischen den Wänden und Wändchen der verschiedenen Zeiten traten die großen Züge einer einheitlichen Lehmziegelperiode hervor. Aus diesem Material bestanden die stattlichsten Gebäude, die es, abgesehen von den späten hellenistisch-römischen, überhaupt auf der Burg gab, und alle lagen in einer und derselben Schicht, der zweiten vom Urboden aus. Auch bei den riesigen Befestigungsmauern war, wie sich nun zeigte, die steinerne Böschung nur der Unterbau; auf ihm erhob sich die gleiche nur hier noch weit stärkere Lehmziegelmauer. Nun konnte man getrost die spätern Häuschen wegschlagen, um immer deutlicher das Bild jener Blütezeit herauszuarbeiten. Sie ist es, die im Mittelpunkte unsers Interesses für Troja steht, und die somit auch in der folgenden Darstellung den Hauptplatz einnehmen wird.

Unter den sieben übereinander liegenden Städten, welche Schliemann auf dem Burghügel zu erkennen glaubte, scheiden sich die erste und zweite sicher und einfach voneinander ab. Die erste ruht auf dem Urboden. Ueber ihren Trümmern ist ein neues Planum gebildet worden, das sich je nach der Schwellung des alten Bodens $3\frac{1}{2}$—6 m über denselben erhebt;

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0063
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

auf ihm befinden sich die Gebäude der zweiten Ansiedelung, der Blüteperiode der Burg, in der schon erwähnten Lehmziegelconstruction.

Die Blütezeit scheint von langer Dauer gewesen zu sein. An den Mauern und Thoren, sowie auch an den Gebäuden im Innern der Burg, die ihr angehören, lassen sich wiederholte Umbauten erkennen, die ohne Veränderung des Stadtbodens vorgenommen sind. In einem großen Brande hat sie schließlich ihr Ende gefunden. Schliemann hatte die große Masse verbrannten Schuttes, die von einer solchen Katastrophe zeugt, anfangs zur dritten Ansiedelung gerechnet, und daher in seinem Buche „Ilios" diese als die verbrannte, die homerische Stadt bezeichnet; bei den spätern Ausgrabungen wurde festgestellt, daß der Schutt, weil durchweg aus Lehmziegeln bestehend, zur zweiten Stadt gehören muß. Da die Fundamente der dritten Ansiedelung öfter bis fast auf den Boden der zweiten reichen, war jener Irrthum leicht möglich.

Was Schliemann als dritte, vierte, fünfte und sechste Ansiedelung auffaßt, läßt sich wol scharf von der voraufgehenden zweiten wie von der nachfolgenden „siebenten Stadt", dem griechisch-römischen Ilion, scheiden, bildet aber unter sich eine kaum in bestimmte Schichten zu sondernde Masse. Es sind lauter ärmliche Wohnungen, aus Bruchsteinen mit Lehm aufgeführt, und aus der verschiedenen Höhe, in der sie über dem Boden der zweiten Stadt liegen, läßt sich durchaus kein sicherer Schluß ziehen auf den Zeitraum, der sie von jener trennt. Schliemann sagt selbst, daß schon die dritten Ansiedler sich nicht die Mühe gaben, ein neues Planum herzustellen, sondern den Schutt der zweiten Stadt liegen ließen, wie sie ihn fanden, und nun der eine auf dem hohen Trümmerhügel des zusammengestürzten Palastes, ein anderer auf dem viel tiefer gelegenen freien Platze vor demselben, ihre Häuser errichteten. Hier konnte dann erst die fünfte oder sechste Erneuerung annähernd die Höhe erreichen, welche dort schon der erste Bau innehatte. Da ferner auch die

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0064
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Bauart der Häuser, sowie die Funde an Geräthen und Thongefäßen eine zeitliche Gruppentheilung der auf die zweite Ansiedelung folgenden Wohnungen nicht ermöglichen, so werden wir die dritte, vierte, fünfte und sechste Stadt als eine fortlaufende und nur hier und da ein neues Element aufnehmende dorfartige Besiedelung des Burgberges zu betrachten haben, die bald nach der Zerstörung der zweiten Stadt begann und sich durch mehrere Jahrhunderte erstreckt haben mag.

Ein ganz neues Bild bietet die Burg erst wieder in ihrer letzten Schicht, der Nachblüte in hellenistischer und römischer Zeit. Diese wird durch eine neue starke Ummauerung und die mächtigen Quaderbauten großer öffentlicher Gebäude charakterisirt.

Nach der gegebenen Motivirung theilen sich alle auf der Burg erhaltenen Bauten und die bei ihrer Aufdeckung gemachten Einzelfunde in folgende vier Zeitabschnitte: erstens die älteste Stadt, sodann die zweite Stadt, das homerische Troja, ferner die dorfähnlichen Ansiedelungen, welche sich als ärmliche Fortsetzung der zweiten Stadt darstellen, und schließlich das griechische und römische Ilion.

---

3. Die älteste Stadt.

Die Reste der ersten Stadt kennen wir nur durch den großen Nordgraben, welchen Schliemann schon im Jahre 1872—1873 quer über die Burg gezogen hat. An allen andern Stellen ist der Boden der zweiten Stadt nicht durchbrochen worden, um diese wichtigste Schicht nicht zu zerstören. In jenem bis 15 m breiten Graben sind eine Reihe von annähernd parallelen Mauern bloßgelegt, deren nördlichste und südlichste durch ihre größere Stärke und ihre geböschte Außenseite sich als Festungsmauern darstellen. Sie sind annähernd $2^1/_2$ m dick, aus unbearbeiteten Kalksteinen hergestellt und außen mit etwas größern ebensolchen Steinen verkleidet. Die Entfernung zwischen beiden, also die Breite der Burg, beträgt nur 46 m. Von der südlichen Linie

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0065
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

8 m einwärts, liegt eine zweite gleiche Festungsmauer, offenbar der Rest des ursprünglich engern Ringes. In der Mitte sehen wir mehrere 60—90 cm dicke Hausmauern, die aus kleinen mit Lehm verbundenen Steinen bestehen und stellenweise noch ihren alten Lehmputz bewahrt haben. Weder gebrannte noch ungebrannte Ziegel sind in dieser Ansiedelung gefunden. Der Boden derselben fällt von Süden nach Norden um 2 m ab.

Trotzdem die Geräthfunde der ersten Ansiedelung mit denen der zweiten nach Art und Form vielfach ganz übereinstimmen, lassen sich als Eigenthümlichkeiten der ersten doch folgende Punkte klar erkennen. Metall findet sich noch außerordentlich selten; die Aexte, Messer, Sägen sind durchweg aus Stein. Unter den Gefäßen überwiegen die schwarzgebrannten, und die meisten von ihnen zeigen statt regelrechter Henkel durchbohrte Ansätze, durch welche ein Bindfaden als Handhabe und Aufhängsel gezogen war. Die in der zweiten und dritten Ansiedelung so häufigen Gesichtsvasen fehlen noch gänzlich. Die Töpferscheibe ist schon bekannt, wird aber seltener angewandt als bei den nachfolgenden Bewohnern.

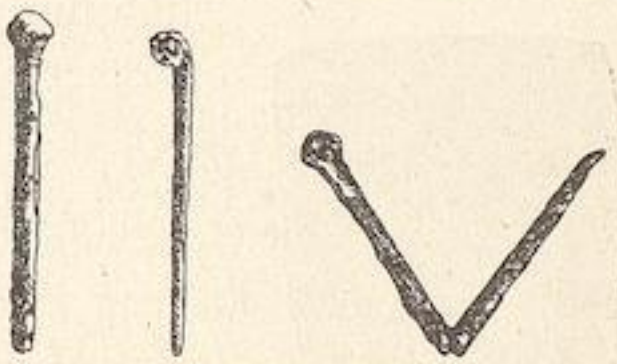
Einige Beispiele mögen diese Hauptpunkte näher erläutern. An Metallgegenständen wurde in der ersten Stadt nichts weiter

3. Bronzene Messerklinge (1/2 der wirklichen Größe).

gefunden als ein paar bronzene Messerklingen von der in Abbildung 3 dargestellten Form, ferner ein dicker Ring und mehrere Dutzend 10—12 cm langer nadelförmiger Gegenstände mit rundem oder zur Spirale gebogenem Kopf (Abb. 4. 5. 6), die wol als Spindeln oder Haarnadeln aufzufassen sein werden, als erstere besonders die Exemplare mit durchbohrtem Kopf. An Tuchnadeln ist deshalb kaum zu denken, weil in allen ältesten Ansiedelungen auf classischem Boden die Fibeln, die Sicherheits-

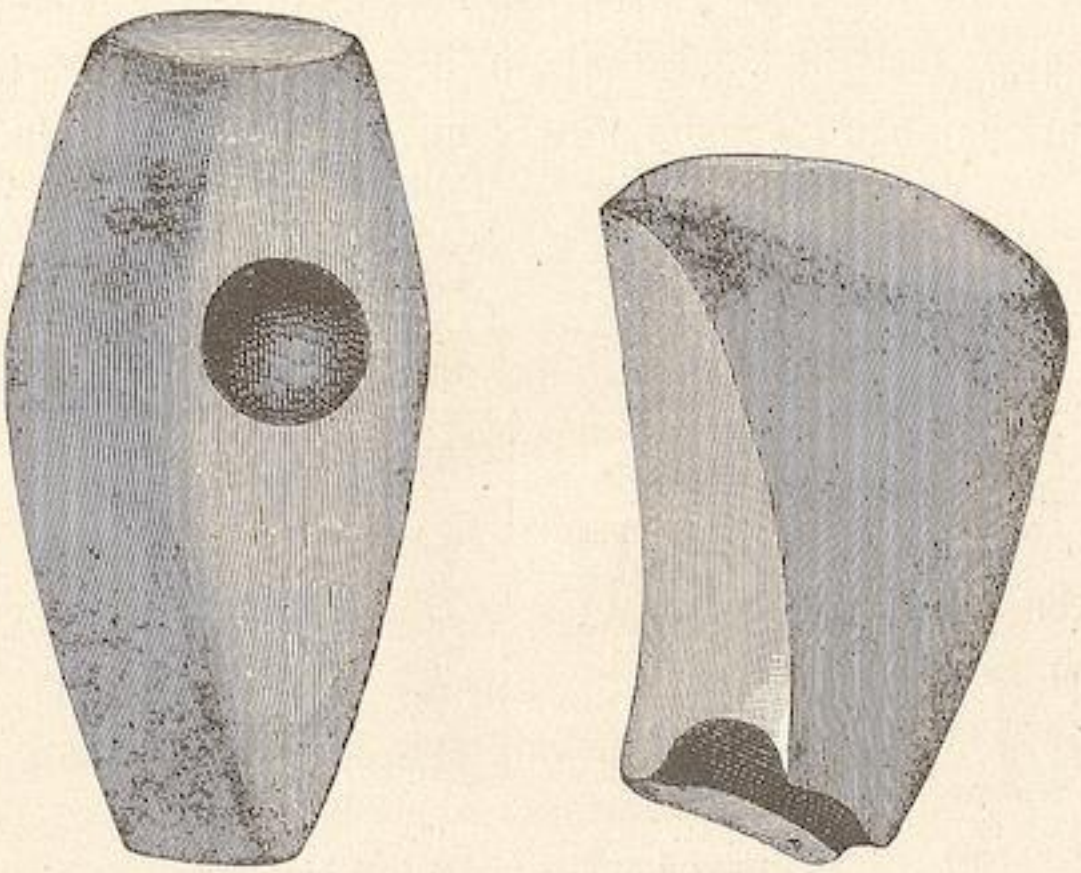
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0066
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nadeln nach modernem Ausdruck, sowie überhaupt sicher als Kleidernadeln aufzufassende Gegenstände fehlen. In den mykenischen Gräbern fanden sich Nadeln, die den trojanischen sehr ähnlich sehen, aber hier so groß und dick, und mit so reichem, zum Theil sogar bildlichen Zierath am Kopfende versehen sind, daß sie sich dadurch zweifellos als Haarschmuck erweisen. Wir haben für die ältesten Bewohner all jener Stätten offenbar genähte Gewänder anzunehmen, wie sie später als der asiatischen Sitte eigenthümlich angesehen wurden; für eine solche Tracht sind Nadeln natürlich überflüssig.



4. 5. 6. Bronzene Haarnadeln ($^1/_3$ der wirklichen Größe).

Die Steinwerkzeuge sind, wie gewöhnlich in ältester Zeit, zumeist aus Nephrit, Diorit und Serpentin, einige auch aus



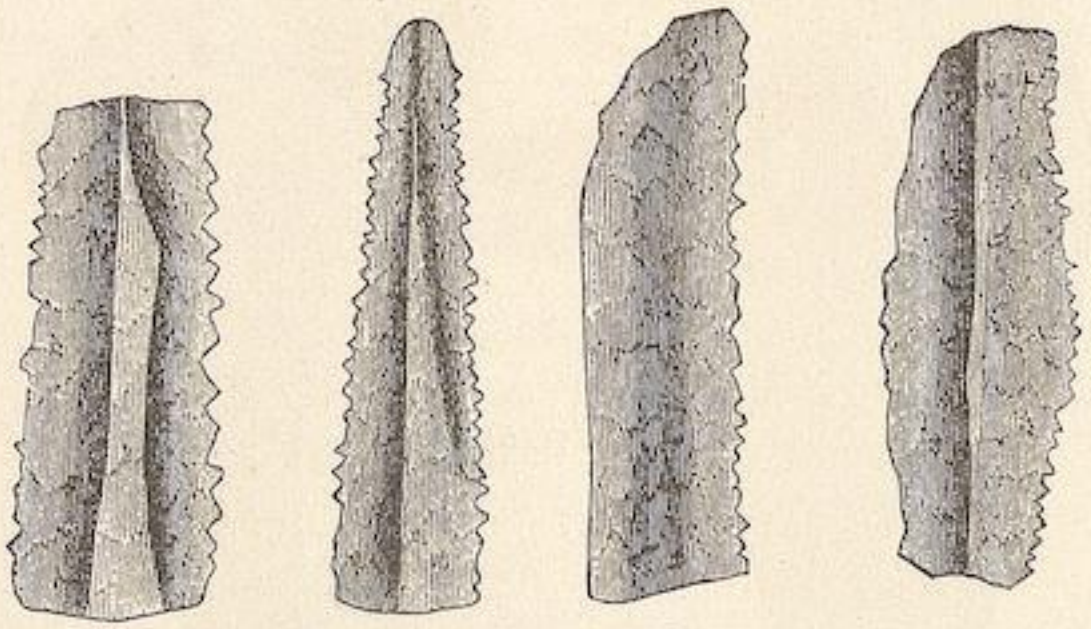
7. 8. Steinäxte (etwa $^1/_2$ der wirklichen Größe).

Hämatit und Porphyr. Aus den letztern Stoffen bestehen die beiden in Abb. 7 und 8 dargestellten Aexte. In den Aus-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0067
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

grabungen des Jahres 1882 wurden in der Schuttschicht der ersten Stadt 8 Steinäxte, resp. Meißel gefunden, von denen 5 aus Diorit und 3 aus Nephrit waren. Diorit kommt nach Calvert's Mittheilung im Innern der Troas, im Thale des Rhodios, häufig vor. Aus Nephrit bestehen in Troja nur die kleinern Werkzeuge, die wol eher Meißel als Aexte zu nennen sind. (Vgl. Abb. 9.) Nephrit ist das zäheste aller Gesteine. Er hat sich, außer in Neuseeland und Südamerika, welche Fundstellen für das Alterthum nicht in Betracht kommen, bisher nur in Centralasien und spärlich in Schlesien, der Schweiz und Steiermark gefunden. Bisher kannte man allein Werkzeuge aus grünem Nephrit; den ersten Meißel aus weißem fand Schliemann $6^1/_2$ Fuß unter der Oberfläche des Hissarlikhügels, also in der dritten Schicht der Burg. Gelblich-, graulich- und grünlich-weißer Nephrit soll in Turkestan häufig, völlig weißer nur in China zu finden sein.

9. Meißel aus grünem Nephrit (natürliche Größe).



10. 11. 12. 13.

Messer aus Feuerstein (Größe etwa 2 : 3).

So bietet uns das Material der gefundenen Werkzeuge interessante Fingerzeige für die schon in der ältesten Periode der Stadt bestehenden Handelsbeziehungen nach dem Innern Asiens.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0068
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Steinerne Messer aus den ältern Schichten der Burg stellen Abb. 10—13 dar. Die blos auf einer Seite gezahnten, wie Abb. 12 und 13, waren mit der glatten Fläche in Holz- oder Knochengriffe eingefügt und mit Pech verkittet, von dem sich noch an einigen Exemplaren Reste erhalten haben. Da die Schneide in Stein sich niemals so scharf herstellen läßt wie in Metall, so haben diese ältesten Messer zugleich Sägezähne, die den Schnitt erleichtern.

Fast alle Topfwaare der ersten Stadt ist glänzend schwarz, spärlich kommen auch rothe, braune und gelbe Scherben vor. Eins

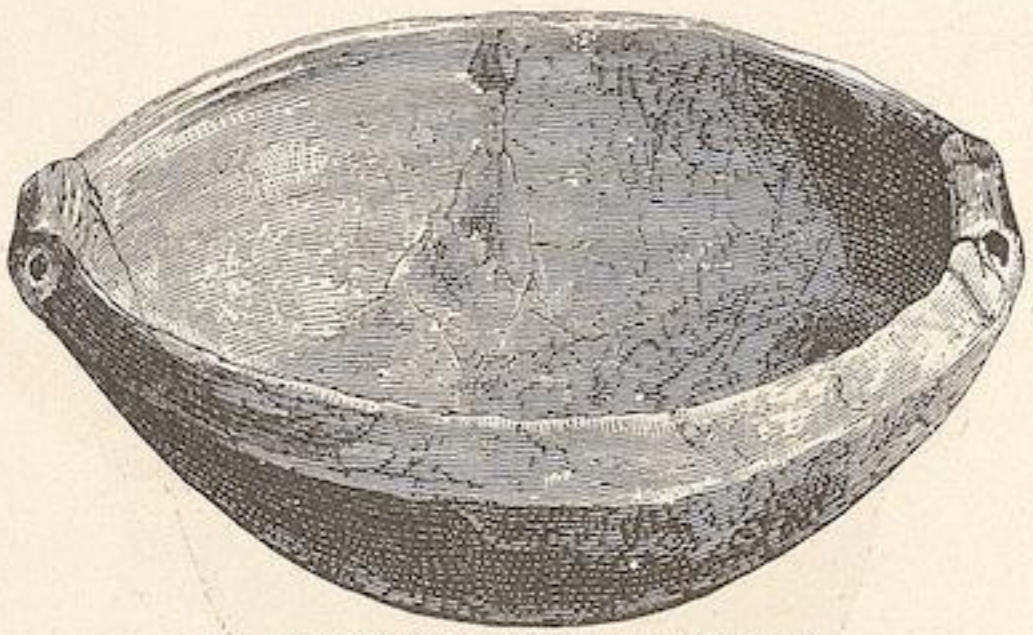
14. Schwarzes Thongefäß (Größe 1 : 4).

der besterhaltenen Exemplare ist das in Abb. 14 wiedergegebene Gefäß, das vielleicht als Kochtopf gedient hat. Es ist von mattschwarzer Farbe und zeigt auf beiden Seiten die für das Geschirr der ersten Stadt besonders charakteristischen Vorsprünge mit zwei langen röhrenförmigen Löchern. Wie die schwarze Färbung erreicht wurde, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Virchow vermuthet, daß man die Gefäße einfach in geschlossenen Räumen einem Rauchfeuer aussetzte, dessen Ruß ganz in den Thon eindrang. Von einem großen Praktiker in diesen Dingen, Dr. Hostmann in Celle, ist indessen eingewendet worden, die meist marmor-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0069
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

glatte schwarze Schicht könne niemals durch Schmauchfeuer entstehen, sie sei vielmehr dadurch gebildet worden, „daß die Gefäße mit einem dünnen Ueberzug von geschmolzenem Fichtenharz, dem man etwas Oel zusetzen kann, getränkt und nach dem Erkalten desselben derart der Einwirkung eines Feuers ausgesetzt wurden, daß die Harzschicht zum Verkohlen gebracht wurde."

Die senkrechte Durchbohrung an Stelle des Henkels, die in Hissarlik so häufig ist, kommt sonst nur sehr vereinzelt vor. Schon in den Grabhügeln der Skamanderebene findet sie sich nicht mehr. Aus dem assyrischen Nimrud sind drei Gefäße dieses



15. Schwarze Schale (Größe ungefähr 1:4).

Systems in das Britische Museum gelangt, ebenso eins aus Babylonien. In Cypern, Eleusis, Frankreich, Ungarn, Mecklenburg, der Emilia ist ebenfalls je ein Exemplar zu Tage gekommen.

Die horizontale Durchbohrung dagegen, wie sie die Schale in Abb. 15 zeigt, deren Form in 25 Exemplaren vertreten ist, findet sich weit häufiger, und ist in besonders vielen Beispielen im Schweriner Museum zu sehen. Sie kommt auch im Hanaïtepe, eine Stunde östlich von Hissarlik, vor.

Gefäße mit gewöhnlichen Henkeln sind in der ersten Stadt selten; Abb. 16 stellt die einzige ganz erhaltene Henkelkanne dar. Sie ist besonders merkwürdig wegen ihrer nur 3 mm starken Thonwandung, von der kaum 1 mm gebrannt ist. Es ist eins

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0070
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der leichtesten Thongefäße, das in den ältern Ansiedelungen von Troja gefunden wurde, und sein fortgeschrittener Charakter zeigt sich auch darin, daß bei der Herstellung die Töpferscheibe zur Verwendung gekommen ist.

Einen Henkel, und zwar im Bogen über das ganze Gefäß gespannt, zeigt auch der eigenthümliche schwarze Becher 17 mit hohem hohlen Fuß. Der Thon ist dick und wenig gebrannt. Es sind viele Bruchstücken dieser Form in der ersten Ansiedelung gefunden; dieselbe scheint demnach für Becher allgemein üblich

16. Schwarzer Krug
(Größe ungefähr 1:4).

17. Schwarzer Becher
(Größe 1:4).

gewesen zu sein. In den folgenden Schichten kommt sie nicht mehr vor.

Verzierungen finden sich fast nur am Innenrande der Schalen. Sie sind sehr einfach und zeigen durchweg die in Abb. 18—21 dargestellten, aus Zickzacklinien oder auch einfachen Strichen und Punkten zusammengesetzten Formen. Die Linien sind in den Thon eingeritzt und mit weißer Kreide gefüllt, sodaß sie sich von der schwarzen Grundfläche hübsch abheben. Gelegentlich hat der Töpfer auch in unbeholfener Weise ein Menschenantlitz darzustellen versucht, wie auf dem Schalenstück Abb. 22. Die Augen sind kugelrund gebildet, aber ihr Stern ist angegeben; die Nase

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0071
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

ist durch einen einfachen Strich bezeichnet, der Mund fehlt ganz. Auf einem andern Bruchstück (23) kommt die Form der

18.

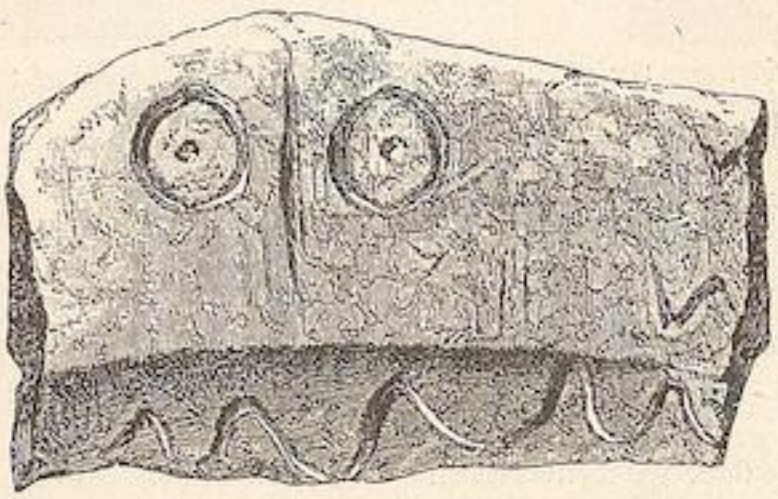
19.

20.

21.

Bruchstücke von Schalen (Größe ungefähr 1 : 2).

Augen der Natur weit näher; sogar die Brauen sind nicht vergessen. Da wir aus dieser Zeichnung deutlich das Bestreben

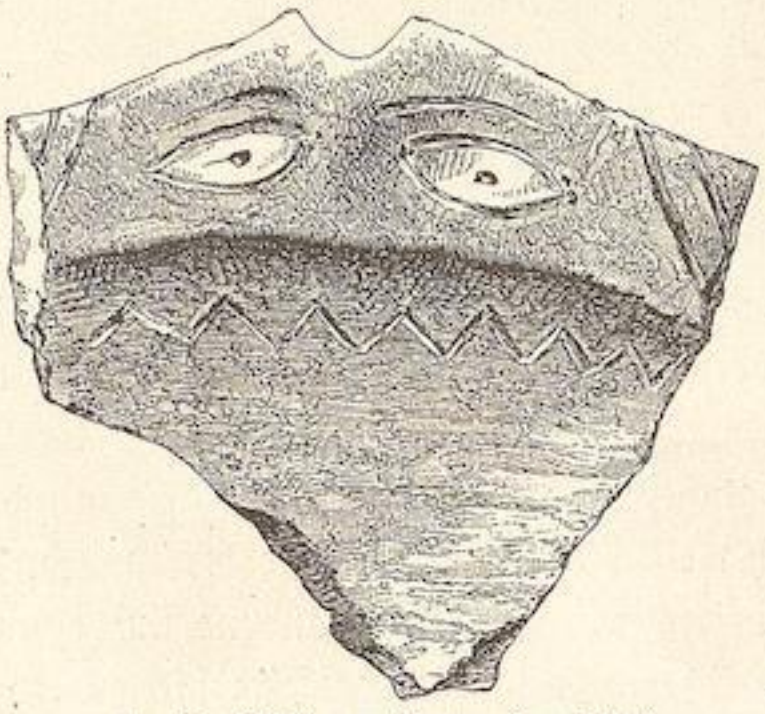


22. Bruchstück vom Rande einer Schale (Größe ungefähr 1 : 2).

erkennen, das Menschengesicht als Verzierung anzuwenden, so darf, denke ich, aus der mangelhaften Darstellung der Nase und dem Fehlen des Mundes auf dem andern Stück nicht geschlossen werden, daß dort etwa ein Eulengesicht gemeint sei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0072
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

In großer Masse haben sich in der ersten wie in den folgenden Schichten Spinnwirtel gefunden, in derselben Form, wie sie überall auf antikem Boden und aus allen Perioden des



23. Bruchstück vom Rande einer Schale (Größe ungefähr 1 : 2).

24. Spinnende Frau. Nach einem römischen Relief.

Alterthums zu Tage treten. Der Gebrauch dieser Wirtel ist in der Art zu denken, daß sie die hölzerne Spindel, welche am Ende des zu spinnenden Fadens hing, beschwerten und deren

25—27. Spinnwirtel aus Thon (Größe 1 : 2).

Drehung erleichterten. Die obenstehende Abb. 24 zeigt uns eine Frau mit dem im Alterthum allgemein gebräuchlichen Handrocken spinnend: der Faden wird aus dem Rocken ausgezogen; sobald er so lang ist, daß die Spindel mit dem Wirtel den Boden zu berühren droht, wird er um diese Spindel gewickelt, in einer Kerbe befestigt und die Thätigkeit beginnt von

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0073
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

neuem. Die trojanischen Wirtel sind mit ähnlichen einfachen Ornamenten verziert wie die Schalen, auch sind die Striche durchweg mit Kalk eingelassen. In Abb. 25—27 sind einige der geläufigsten Formen dargestellt.

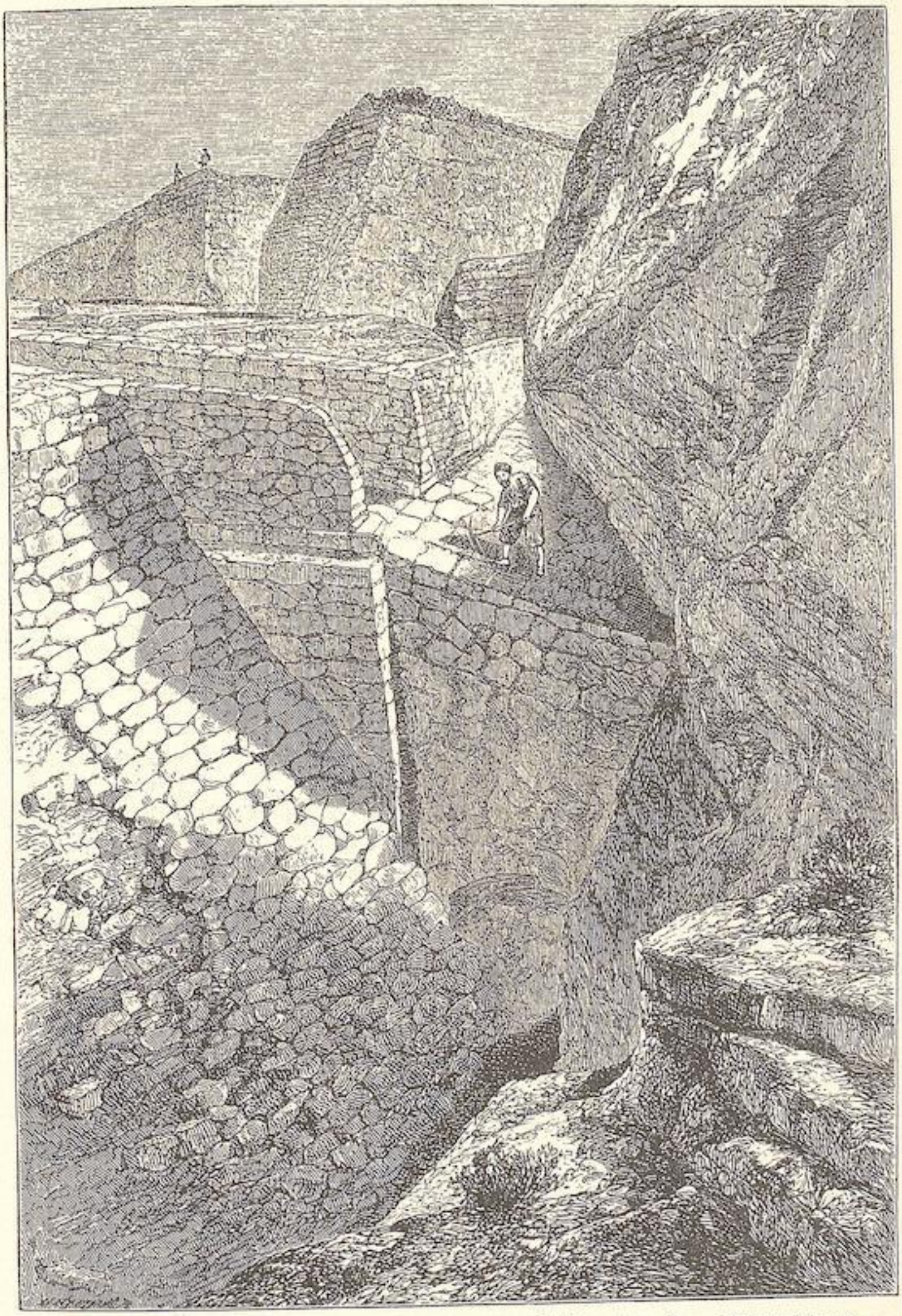
---

4. Die Bauten der zweiten Stadt, des homerischen Troja.

Die Schuttschicht der ersten Stadt hat eine Dicke von ungefähr $2^1/_2$ m. Ueber derselben folgt zunächst eine durchschnittlich 50 cm mächtige Erdlage, welche beweist, daß die Stätte längere Zeit brach und unbebaut gelegen hat, und alsdann die große Anschüttung, durch welche die zweiten Ansiedler das Burgplateau ebneten und erweiterten. Die so entstandene Aufhöhung beträgt an der Südseite 50 cm, an der Nordseite bis zu 3 m, und der Boden der zweiten Stadt liegt demnach im ganzen $3^1/_2$—6 m über dem der ersten. Aus dieser starken Schutt- und Erdschicht erklären sich die bis $2^1/_2$ m tiefen Fundamente, welche die neuen Ansiedler zur Sicherung ihrer Gebäude aufgeführt haben.

Der imposanteste Bau der neuen Periode ist die große Burgmauer, die besonders im Süden noch recht gut erhalten ist. Die Nordlinie ist den Ausgrabungen der siebziger Jahre, die Wichtiges und Unwichtiges noch nicht zu scheiden wußten, zum Opfer gefallen. Auf der erhaltenen Strecke laufen zwei Linien, die eine vor der andern. Beide gleichen sich in der Construction durchaus. Da die äußere jedoch den Eingang des großen Thores NF, das dem innern Ringe angehört, verschließt und somit das Thor außer Gebrauch setzt, so muß sie die spätere sein. Zu diesem Schlusse stimmt, daß, während der Oberbau der Außenmauer sich stellenweise noch über 2 m hoch erhebt, die innere nirgends bis über den Stadtboden erhalten ist, also absichtlich abgetragen scheint, um eine Erweiterung desselben zu ermöglichen. Der Zwischenraum zwischen beiden Mauern ist aber mit Erde, nicht mit Schutt ausgefüllt. Die erste war also nicht etwa

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0074
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



28. Unterbau der Burgmauer der zweiten Stadt neben dem Südwestthore mit der Rampe. S. 57.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0075
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0076

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

zusammengestürzt und hatte längere Zeit in Trümmern gelegen, als die zweite aufgeführt wurde, sondern beide bezeichnen nur zwei Stadien einer fortdauernden Bauentwickelung. Auf dieser Wahrnehmung beruht die Annahme zweier Perioden der zweiten Stadt und damit einer langen Blüte derselben mit so außerordentlicher Bauthätigkeit, wie sie die Burg nur einmal in jener alten Zeit erlebt hat.

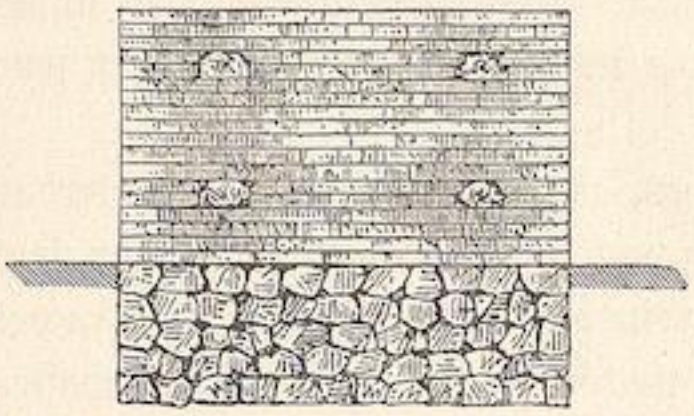
Die Ringmauern bestehen aus einem steinernen Unterbau, der außen in einer Böschung von etwa 45° ansteigt, innen senkrecht abfällt. Seine 4 m breite Oberfläche liegt überall in dem gleichen Niveau; seine Tiefe wechselt daher je nach der Beschaffenheit des Bodens: im Osten beträgt sie nur 1—1½ m, sonst überall mehr. Der Kern des Gemäuers besteht aus kleinen Bruchsteinen mit Lehm, die äußere Böschung ist mit größern, bis zu 45 cm langen und 25 cm hohen Steinen verkleidet. (Siehe Abb. 28.)

Auf diesen Unterbau setzt sich eine 3½—4 m dicke, gerade aufsteigende Lehmziegelmauer. Dieselbe steht auf dem östlichen Theil des äußern Ringes noch 2½ m hoch; ihre ursprüngliche Höhe wird, nach ihrer Stärke zu urtheilen, mindestens 4 m betragen haben. Auf dem ältern Innenring ist zwar keine Spur dieser Lehmziegelmauer erhalten; sie hat aber zweifellos auch hier nicht gefehlt, denn die große Böschungsmauer allein wäre bei ihrer starken Neigung und den breiten Fugen zwischen den Steinen leicht zu erklimmen gewesen.

Die Ziegel, aus welchen die obere Mauer gebaut ist, haben 9 cm Höhe und etwa 23 : 45 cm Fläche. Sie sind an der Sonne getrocknet, und enthalten nicht blos eine Menge absichtlich beigemischtes Stroh, sondern auch viele kleine Topfscherben und Muscheln, ein Zeichen, daß der Lehm keinem Schlemmproceß unterworfen, sondern so, wie man ihn fand, zur Herstellung der Ziegel benutzt wurde. Als Mörtel ist ein feiner hellerer Lehm, dem ebenfalls Stroh oder Heu beigemengt ist, verwendet; er wurde sowol in den Lager- als in den Stoßfugen in einer Stärke von 1—1½ cm aufgetragen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0077
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Um das Zusammenhalten der Mauer zu sichern, legte man in ihr mehrere starke 30 cm im Quadrat messende Balken entlang. Von ihnen ist zwar nichts weiter vorhanden als die Löcher, in denen sie steckten, und Dörpfeld hielt daher ursprünglich diese Löcher für Kanäle, durch die man die Glut eines außen angezündeten Feuers hindurchgeführt hätte, um die fertige Ziegelmauer zu brennen. War doch in der That die Einwirkung eines von dem Kanale ausgehenden Feuers unverkennbar: der nächste Kreis um denselben ist ganz von der Hitze durchglüht und zeigt eine helle Färbung; auf ihn folgt ein schwarzer Ring, der vom Qualm seine Farbe erhalten hat, weiterhin sind die Ziegel dunkelroth, und noch weiter schwächt sich das Roth wieder mehr und mehr ab. Aber ein absichtliches Brennen dieser kolossalen Mauer wäre unerhört, und zudem stellte sich, als auch in Tiryns und Mykenä Ziegelbauten zu Tage traten, immer mehr heraus, daß die Lehmziegel ungebrannt verwendet waren, und daß, wo sie nicht so erhalten sind, nur der große Zerstörungsbrand daran schuld ist, in dem jede dieser Städte ihren Untergang gefunden hat. So erklärt Dörpfeld jetzt auch den Zustand der trojanischen Mauer als hervorgerufen durch die bei der Zerstörung der Stadt zwischen den Lehmziegeln verbrannten Balken.



29. Durchschnitt des Thurmes G M an der Ostseite der Burg.

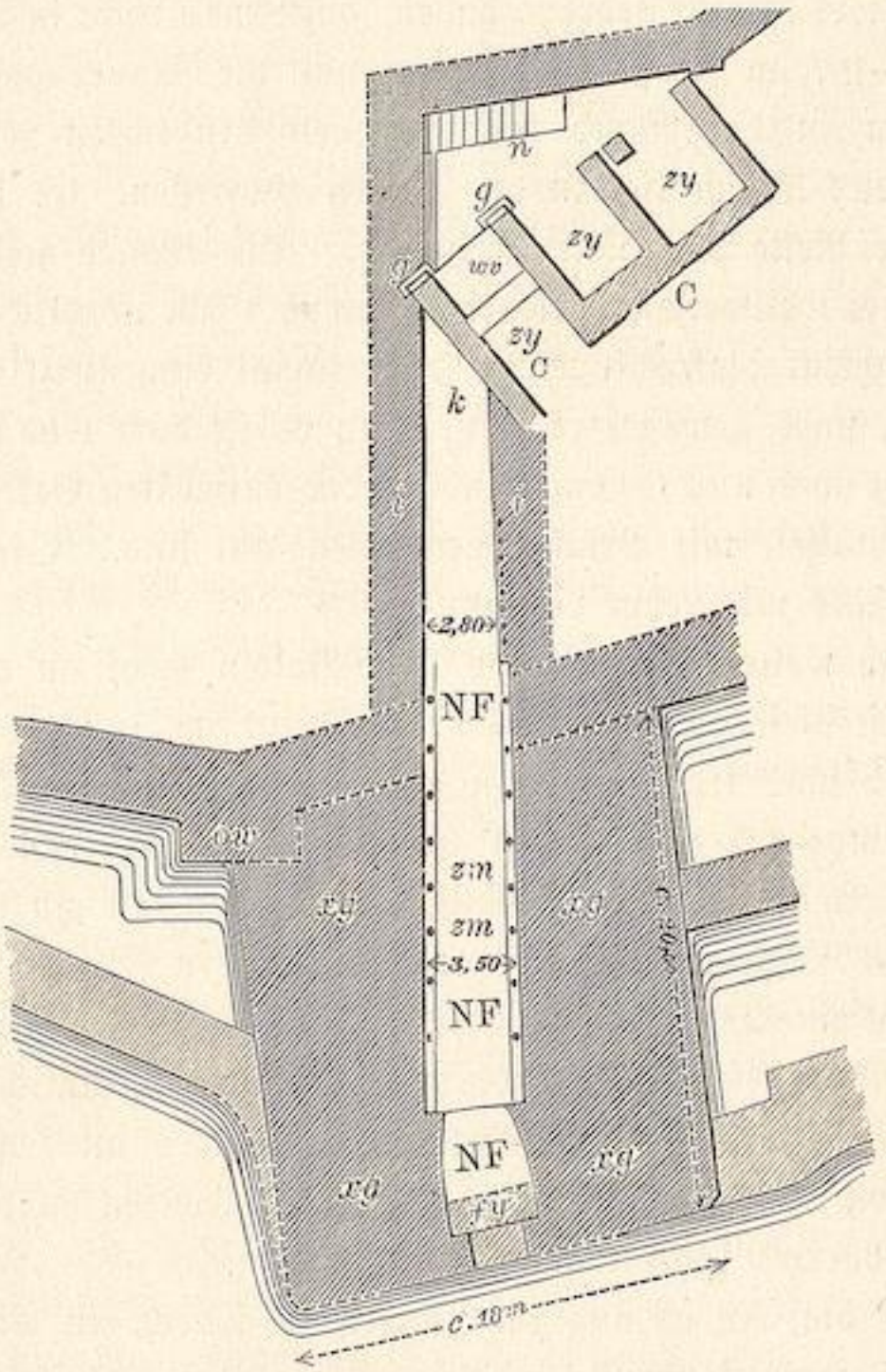
Die Mauer zeigt an beiden Seiten einen 1 mm dicken Thonverputz.

In dieser Construction zieht sich der Befestigungsring als ein aus fast gleich langen geraden Linien zusammengesetztes Vieleck um die Burg. Die Ecken sind, in Abständen von etwas mehr als 50 m, regelmäßig mit Thürmen befestigt, die etwa 2 m vorspringen. Deren Bauart läßt sich aber im einzelnen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0078
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nicht mehr ermitteln, da sie überall nur in spärlichen Resten erhalten sind. Wahrscheinlich waren die meisten viereckig.

Unter den Thoren, die sich an der Südseite befinden, ist das mittlere das ältere. Seine Construction stellt sich dar als



30. Grundriß des Südthores (NF). Maßstab 1:500.

ein kolossaler 40 m langer und 18 m breiter Thurm, der 18 m weit vor die Burgmauer vortritt und durch dessen Mitte der Weg zur Burg hinaufführt. Und zwar reicht dieser Thurm mit seiner Front bis an den Fuß des Akropolishügels und deckt somit den ganzen Weg von da bis zur Mitte der Burg. Der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0079
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Thorweg, der $3^1/_2$ m breit ist, steigt im ganzen um 4 m. Seine Wände sind daher in dem untern Theile außerordentlich hoch und deshalb hier aus größern Steinen hergestellt als weiter oben. Aber auch so würde die nur mit Lehm verkittete Steinfügung wol Gefahr gedroht haben, hätte man nicht in Abständen von 2—$2^1/_2$ m große Holzpfosten vor die Mauer gestellt, die nach den in der Wand hinterlassenen Eindrücken 20 cm dick waren und 50 cm tief in den Boden eingriffen. Es sind viele verkohlte Reste von ihnen erhalten. Die Wände selbst zeigen einen noch theilweise erhaltenen Lehmputz. Im nördlichen Theile (bei i) scheint die rechte Wand doch einmal eingestürzt oder dem Einsturz nahe gewesen zu sein, denn es ist dort eine Fachwand vorgesetzt aus nur 60 cm voneinander entfernten Balken, deren Zwischenräume mit Bruchsteinen ausgefüllt sind. Diese Wand ist ebenfalls mit Lehm verputzt.

Noch weiter nördlich, wo keine Balken mehr an der Wand stehen, ist diese geböscht. Der Weg biegt im Innern der Burg schließlich nach rechts um; an dieser Stelle führt zugleich links eine Rampe (r) zum Palast hinauf; wie das rechts gehende Stück verläuft, konnte nicht festgestellt werden, da ein hier übergreifendes wichtiges Gebäude aus der spätern Periode der zweiten Stadt eine Tiefgrabung nicht erlaubte. Auch wie der Eingang des Thores am südlichen Ende beschaffen war, ist unsicher. Nach der Verengung und Erweiterung des Ganges an jener Stelle scheint ein doppelter Verschluß vorhanden gewesen zu sein. Der ganze Thorweg hatte einen Lehmfußboden.

Für die Einrichtung im Innern ist jedoch ein Punkt noch besonders interessant. Die großen hölzernen Strebepfeiler, welche die Wände stützten, mußten, um diesen Zweck richtig zu erfüllen, oben natürlich durch quer über den Weg greifende Balken auseinander gehalten werden. Es ist anzunehmen, daß diese nicht als einzelne Sparren sich vom blauen Himmel abhoben, sondern eine vollständige Decke trugen, und das Vorhandensein einer solchen wird bestätigt durch die große Masse verkohlter Sparren

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0080
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

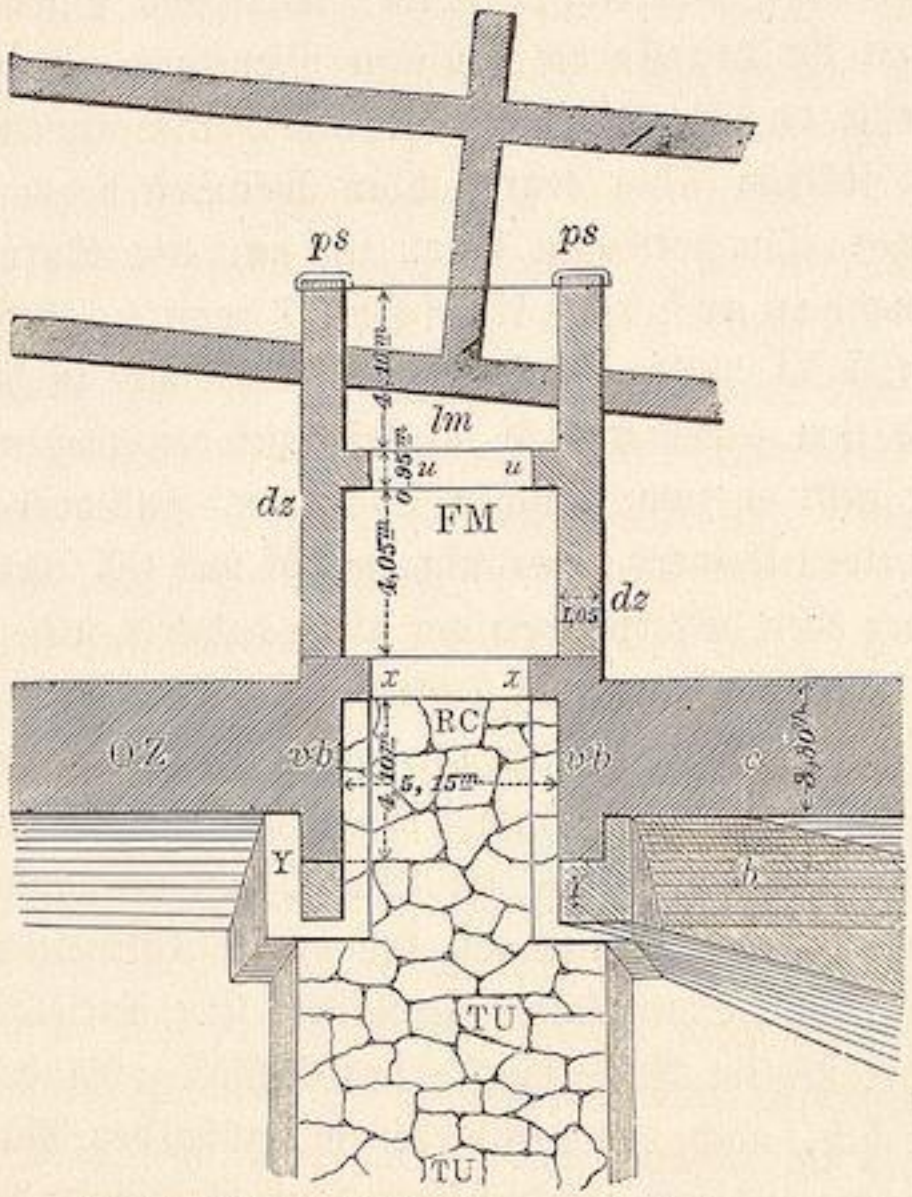
und Lehmschuttes, welche im Thorwege aufgehäuft lag. Der Oberbau des Thorweges bildete demnach ein zusammenhängendes Ganze, das flache Dach eines riesigen Thurmes. Ich zweifle nicht, daß wir uns so den bei Homer oft genannten Thurm von Ilion vorzustellen haben, der mit dem skäischen Thore geradezu identisch ist. Als Iris die Helena aus ihrem Gemache abholt, um ihr den Kampf zwischen Menelaos und Paris zu zeigen, heißt es (Il. III, 145 fg.): „Bald nun kamen sie hin, allwo das skäische Thor war. Aber Priamos dort und Panthoos neben Thymoites u. s. w. saßen, die Aeltsten der Stadt, umher auf dem skäischen Thore." Und als ein andermal (Il. VI, 386 fg.) Hektor seine Andromache zu Hause nicht findet und ihm gemeldet wird, sie sei „auf den großen Thurm" gegangen, geht er zum skäischen Thore und findet sie dort.

Die beiden kleinern Thoranlagen FM und OX unterscheiden sich von der eben beschriebenen vor allem dadurch, daß bei ihnen nicht der ganze Aufgang vom Fuße des Burghügels an geschirmt und bedeckt ist, sondern nur der Durchgang durch die Befestigungsmauer. Zu dem Südwestthore FM (Abb. 31) führt außen eine große Rampe empor, welche im Winkel von 20° ansteigt, 8 m breit ist und im Kern aus roh behauenen Kalksteinen besteht, obenauf aber mit Steinplatten gepflastert ist. Dieselbe befindet sich in Abb. 28 im Mittelpunkte des Bildes. An dem Thore selbst läßt sich, nach der verschiedenen Größe der Mauersteine, indem man die größern als die ältern ansieht, eine ursprüngliche kleine, und eine spätere erweiterte Anlage unterscheiden. Zuerst traten die Seitenmauern nur wenig auf die Rampe vor (YY) und der Verschluß wurde durch zwei am hintern Ende derselben befindliche viereckige Vorsprünge gebildet (x x), an denen die Thorflügel befestigt waren. Nachher wurde den Seitenmauern nach vorn ein wenig, nach hinten aber das Doppelte ihrer bisherigen Länge hinzugefügt und dort (u u) auch ein zweiter, dem ersten ähnlicher Verschluß angebracht. Die innern Stirnflächen (ps ps) der Seitenmauern waren mit hölzernen Pfeilern (Para-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0081
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

staden, Anten) verstärkt, deren gut gearbeitete Basensteine noch an ihrer Stelle liegen. Diese Pfeiler beweisen, was auch sonst vorauszusetzen wäre, daß dieses Thor ebenfalls ein Dach hatte.

Eine ganz ähnliche Construction zeigt das dritte Thor der Burg (OX), das östlich dicht neben dem großen Thorthurme



31. Grundriß des Südwestthores. Maßstab 1 : 333.

liegt. Wir sehen hier denselben doppelten Verschluß und dieselben beiderseits über den Verschluß vorspringenden Seitenmauern, auch dieselbe Technik der letztern. Nur sind alle Dimensionen etwas größer; die innere Breite des Thores beträgt statt 5,15 m deren $7\frac{1}{2}$ und die Mauern sind statt 1,25, 2— $2\frac{1}{2}$ m dick.

Nach diesem Rundgang um den Befestigungsring und der eingehenden Besichtigung von Mauern und Thoren treten wir

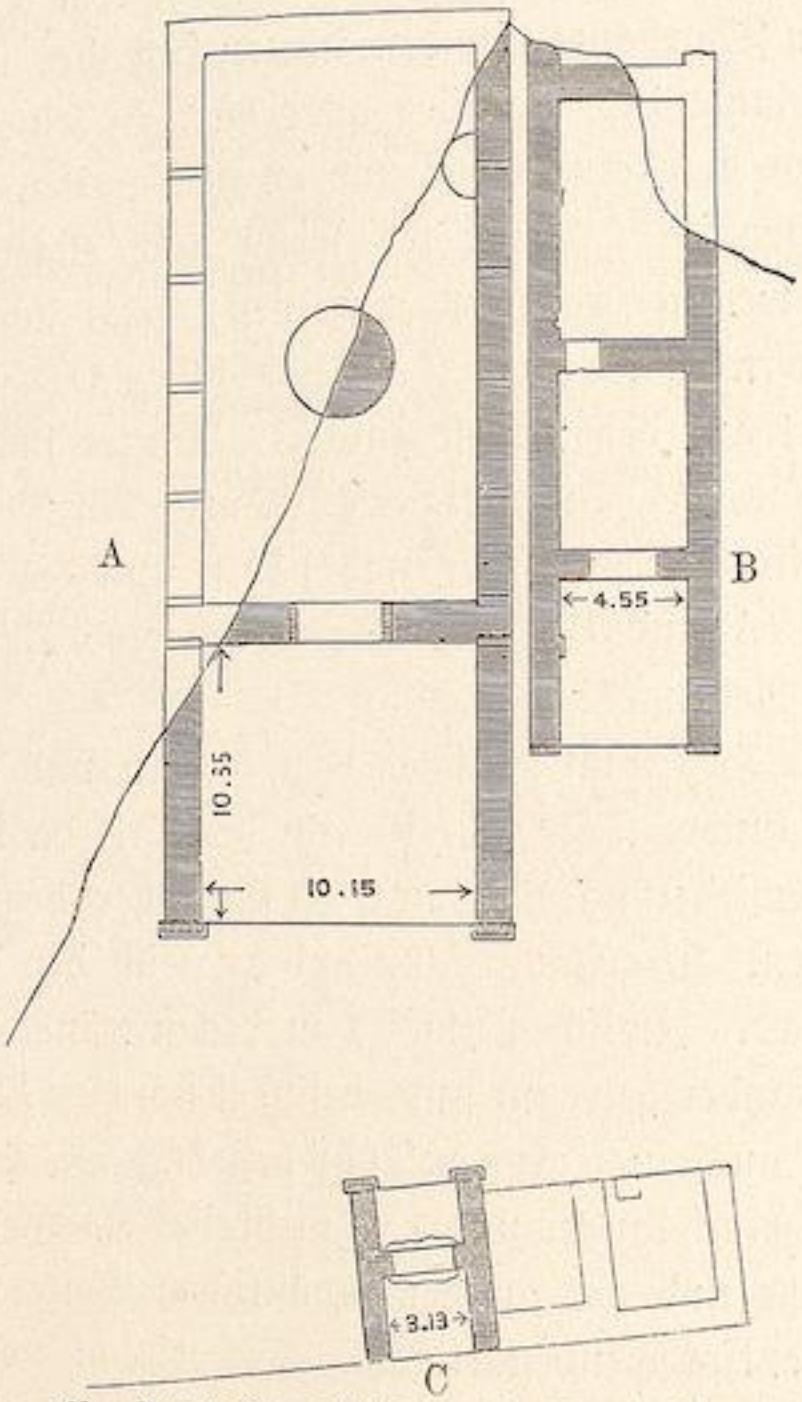
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0082
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

in das Burginnere ein. Hier liegt im Mittelpunkte, und auch durch seine Größe alles andere überragend, dasjenige Gebäude, welches wir nach Analogie der im Jahre 1884 aufgedeckten tirynther Bauten jetzt unbedenklich den Palast nennen dürfen. In Tiryns kommt man nach dem Verlassen des Thorweges zunächst in den äußern Burghof und dann, nach dem Durchschreiten eines weitern Thorbaues, in den innern Hof, der sich dicht vor dem Männersaale des Palastes ausdehnt, in seiner Mitte den Altar des Zeus herkeios birgt und an zwei Seiten von Säulenhallen umgeben ist. Genau so, wenn auch enger zusammengerückt und weniger reich im einzelnen, zeigt sich die Anlage des Burginnern in Troja. Das Südostthor OX ist dasjenige, welches direct auf den Palast zuführt. Hinter ihm breitet sich ein freier Platz, der Burghof, aus. Durch den Thorbau C gelangen wir in den Palasthof und haben nun die Haupträume des Palastes (A und B) vor uns; rechts und links führt der Weg zu den Nebengebäuden.

Der erste Hof mißt zwischen dem äußern und innern Thor 15 m. Das innere Thor (C) ist sehr zerstört, da die Gebäude der dritten Ansiedelung hier nur 20 cm über dem Boden der zweiten standen. Der Hauptraum und zugleich der besterhaltene ist der westliche. Zwischen zwei 1 m dicken Längswänden, die 3,13 m voneinander getrennt sind, befindet sich eine Quertheilung, die fast ganz aus einer großen Thür besteht. Die Schwelle derselben, ein 2,65 m langer und 1,20 m breiter Kalksteinblock, liegt noch am Platze und hat an der südöstlichen Seite einen seiner Bestimmung entsprechenden Absatz. Die $2^1/_2$ m von der Thür entfernten nordwestlichen Endigungen der Längswände waren ebenso wie bei dem großen Südwestthore mit hölzernen Anten verkleidet, und zwar scheinen an jeder Seite vier Balken nebeneinander gestanden zu haben. Die beiden mächtigen Basensteine sind noch erhalten; sie zeigen einen sauber gearbeiteten Falz, in den die Pfosten eingriffen. Oestlich von diesem Thordurchgang sind noch zwei kleine gegen Norden offene Gemächer zu er-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0083
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kennen, offenbar der Säulenhalle entsprechend, welche in Tiryns den innern Burghof umgibt. Weiterhin ist alles zerstört. In sämmtlichen Räumen dieser Thoranlage besteht der Boden aus einem Lehmestrich, der sich auch über die große Thürschwelle und diejenigen Theile der Pfostensteine, welche freilagen, hinzieht.



32. Grundriß des Palastes mit Hof und Thor.

Da unser Bau den durch das große Südthor führenden Aufgang schneidet, muß dieser bereits zugeschüttet worden sein, als man jenen aufführte.

Nach kaum 10 m Zwischenraum folgt der Palast. Das Gebäude A besteht aus einer Vorhalle von ungefähr 10 m im

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0084
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Quadrat und einem dahinter liegenden 20 m tiefen Saale. In der Mitte des letztern sind die nur 7 cm hohen Lehmüberreste eines großen runden Herdes von 4 m Durchmesser erhalten. Das ist der Herd, der nach Homer im Innersten des Hauses steht und das Allerheiligste desselben bildet. Odysseus schwört:

Zeus von den Göttern bezeug' es und diese gastliche Tafel
Und Odysseus' heiliger Herd, zu welchem ich fliehe.

Und Nausikaa beschreibt dem Fremdling den Weg zu ihrer Mutter:

Sie sitzt am glänzenden Feuer des Herdes,
Drehend die zierliche Spindel mit purpurfarbener Wolle,
An die Säule gelehnt.

Säulen sind zwar in Troja neben dem Herde nicht erhalten, aber in Tiryns liegen noch ihre vier Basensteine um denselben herum. Das Megaron in Tiryns zeichnet sich auch dadurch vor dem trojanischen aus, daß es zwei Vorzimmer hat. Das kleinere Gebäude B in Troja zeigt diese reichere Eintheilung und fiel dadurch Schliemann und Dörpfeld schon 1882 so auf, daß sie es, trotzdem sie A wie B damals für Tempel hielten, doch mit dem Hause des Paris verglichen, von dem es bei Homer heißt:

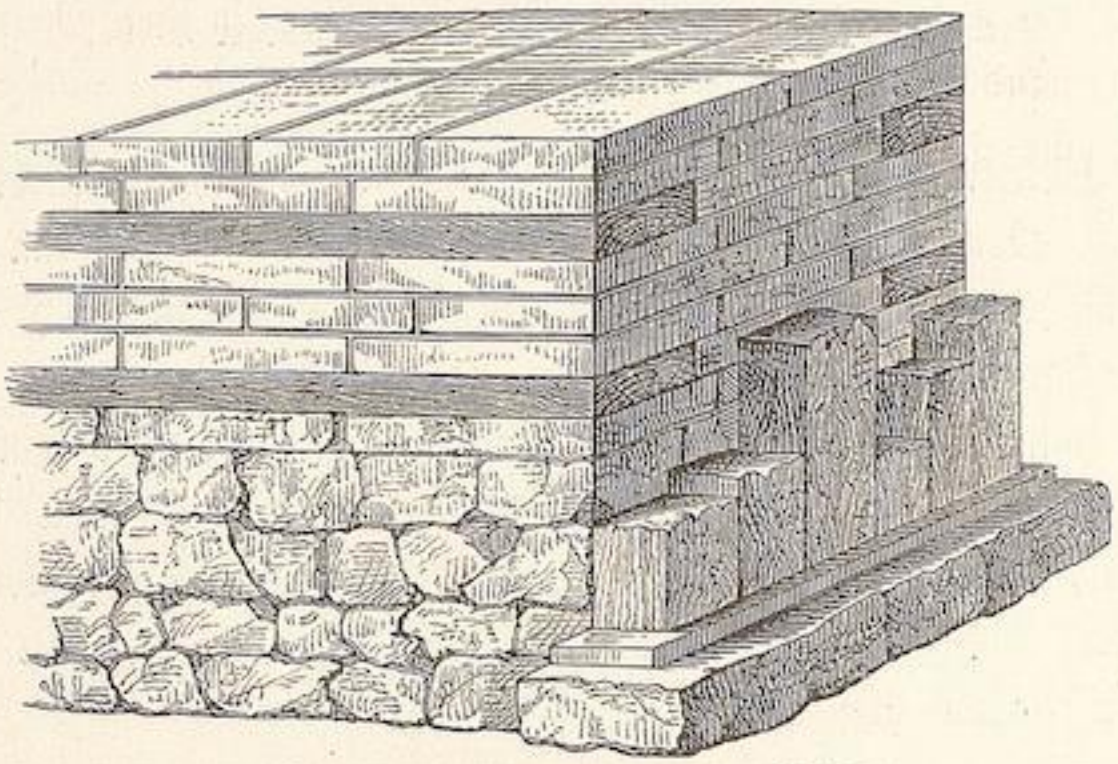
Und sie baueten ihm ein Gemach mit Vorsaal und Halle.

Die Mauern des Hauptgebäudes A, das wir nun mit Sicherheit als das Megaron, den Männersaal des Palastes ansehen dürfen, sind 1,45 m dick und ganz ähnlich construirt wie die Burgbefestigung, mit $2^1/_2$ m tiefem Steinfundament, das oben durch Steinplatten abgedeckt wird, und daraufgesetzter Lehmziegelmauer. In der letztern laufen in jeder vierten Ziegelschicht an der Außen-, wie an der Innenseite Balken entlang, die auf alle 4 m durch einen Querbalken verbunden werden. Diese nach regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Querlager bilden den Anhalt für die Bestimmung der Tiefe des Gebäudes, dessen ganze linke Seite mitsammt der Rückwand in den siebziger Jahren bei Anlage des großen Nordgrabens weggeschnitten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0085
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wurde. Da die Längswand des Megaron nach dem fünften Querlager nicht zu Ende ist, muß sie wenigstens noch ein Viermeterstück weiter gelaufen sein, und da mit Hinzunahme dieser 4 m die Länge des Saales sich zur Breite genau wie 2 : 1 verhält, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sich dort thatsächlich die Rückwand befand.

Die Ziegel sind 12 cm hoch und haben 45 : 67 cm Fläche. Bei diesem Verhältniß von 2 : 3 ließ sich leicht ein regelmäßiger Mauerverband mit abwechselnder Fugenlage herstellen. Je nach-



33. Anten- und Wandconstruction des Palastes.

dem man die Ziegel lang oder quer legte, wurde mit zweien oder dreien die Dicke der Mauer erreicht.

Die Anten werden hier von je sechs Balken gebildet, die wieder auf sauber gearbeiteten Basensteinen ruhen. Zwischen den Anten sind zwei Säulen aus Holz vorauszusetzen, da die Spannweite von 10 m für einen einzigen Deckbalken zu groß erscheint. Von denselben hat sich indeß keine Spur erhalten.

Was der halbrunde Vorsprung in der hintern Ecke des Megaron zu bedeuten hat, ist unbestimmt.

Das Gebäude war, wie alle Häuser in den ältesten Ansiedelungen Trojas, mit einem horizontalen Dache aus Balken, Bohlen und Lehm versehen. Es geht dies hervor aus dem

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0086
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gänzlichen Fehlen der Dachziegel und dem Vorhandensein einer etwa 30 cm starken Thonlage im Innern, die mit verkohlten Balken und einigen wohlerhaltenen Holzstücken durchsetzt ist.

Das zweite Hauptgebäude B ist bedeutend schmäler und kürzer als das erste und hat auch nur 1,25 m dicke Wände. Die Fundamente sind nur 50 cm tief und auch nicht mit besondern Platten abgedeckt; die Balken in der Ziegelmauer liegen erst in jeder sechsten Schicht, die Querhölzer dagegen in kürzerer Entfernung voneinander als bei A. Das Gebäude ist 4,55 m breit. Aus der 6,10 m tiefen Vorhalle führt eine in der Mitte der Querwand befindliche 2 m breite Thür in einen zweiten Raum, der eine Tiefe von 7,33 m hat. Eine schmälere Thür durchbricht die folgende Querwand an deren linkem Ende und führt in das letzte 8,95 m tiefe Gemach. Die Leibungen der Thür waren auch hier mit Bohlen verkleidet und die Anten ähnlich wie bei dem Hauptgebäude gebildet. Auf der Burg von Tiryns kommt dem Männersaale an Größe wie an Gestalt am nächsten die Frauenwohnung. Demnach wird auch in Troja das zweite Gebäude gedeutet werden dürfen als das Frauengemach mit Vorsaal und Halle. Die übrigen Räume des Palastes, von denen in Tiryns der Grundriß noch so klar zu Tage liegt, sind in Troja freilich so schlecht erhalten, daß sich nur selten noch ein ganzes Gemach erkennen läßt. Höchstens einige Fußbodenreste können unser Interesse in Anspruch nehmen. Dieselben zeigen bald eine einfache, aus gestampftem Lehm hergestellte Fläche, bald einen aus Lehm und sehr kleinen Kieseln gemachten Estrich, bald einen aus bloßen Kieselsteinen oder auch aus grünen Schieferplatten gefertigten Belag.

Die arge Zerstörung der Stadt ist nicht sowol den spätern Ansiedlern zuzuschreiben als der großen Feuersbrunst, die das Ende herbeiführte. In den großen Gebäuden lagen Massen von verglastem Ziegelschutt und verbrannten Holzbalken, und besonders an Stellen, wo das Feuer wegen des vielen Holzwerkes reiche Nahrung fand, wie an den Parastaden und Thüren, sind

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0087
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

große Theile der Ziegelmauern vollständig geschmolzen und zu einer Art von schwammförmiger Glasmasse umgestaltet.

Nun hat aber die zweite Ansiedelung, und wie es scheint auch schon die erste, sich vor den folgenden bis auf das äolische und hellenistische Ilion dadurch ausgezeichnet, daß sie durchaus nicht auf die Burghöhe beschränkt waren, sondern nach Süden, Westen und Osten hin eine sehr ausgedehnte Unterstadt mitumfaßten. An der Nordostecke der Burg ist, wie der Plan zeigt, in einem Graben das Mauerstück B C zu Tage gekommen, welches, nur etwa halb so dick wie die obere Burgumfassung, von dieser aus sich gegen Osten zieht. Diese Mauer ist auch anders gebaut als die Burgmauer, sie besteht, ähnlich wie die Umwallungen von Tiryns und Mykenä, aus großen Steinblöcken, zwischen denen die Zwischenräume mit kleinern Steinen ausgefüllt sind, und ihre Außenseite ist nicht geböscht, sondern steigt gerade auf. Diese Mauer kann kaum etwas anderes sein, als die Umwallung des außerhalb der Burg gelegenen Stadtgebietes. Es hat sich zwar von ihrem weitern Verlauf kein einziges Stück nachweisen lassen, und auch von größern oder kleinern Gebäuden sind in der Unterstadt keine Mauern aufgedeckt worden; aber die Bearbeitungen des Felsens haben an verschiedenen Stellen die Steinbettungen gezeigt, und jeder in der Unterstadt gegrabene Schacht hat zahllose Topfscherben, gerade der in der ersten und zweiten Stadt häufigen Art, zu Tage gefördert. Schliemann und Dörpfeld werden demnach recht haben, wenn sie annehmen, daß während der nachfolgenden Besiedelungen der Burg die Unterstadt verlassen war, ja wol gar das Baumaterial für die Häuschen auf dem Hügel liefern mußte, und daß ebenso der Mytilenäer Archäanax, welcher nach Strabo mit den Steinen Trojas die Mauern von Sigeion gebaut hat, hauptsächlich zu dem fast völligen Verschwinden der Unterstadt von Ilion mit beigetragen haben mag.

Durch die Existenz dieser Unterstadt bekommen aber mehrere Züge des homerischen Bildes erst ihren thatsächlichen Anhalt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0088
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Das „weitstraßige Ilion" kann sich der Dichter natürlich nicht auf den engen Burgberg beschränkt gedacht haben. Das skäische Thor aber, bis zu welchem der Kampf aus der Ebene öfter herantobt, kann nur in der äußersten Mauer, das heißt in der der Unterstadt, gesucht werden und ist somit nicht mehr in Spuren nachzuweisen. Es muß auf der Westseite gelegen haben, und zwar zwischen den Quellen und der Burg, sodaß uns nur innerhalb eines geringen Raumes die Wahl bleibt.

---

5. Die Einzelfunde der zweiten Stadt.

Auch die Einzelfunde, welche in der zweiten Stadt gemacht wurden, charakterisiren dieselbe als die Blütezeit der Burg. Unter ihnen nehmen eine Menge Gold- und Silbersachen unser vornehmstes Interesse in Anspruch. Die meisten gehören einem einzigen zusammenhängenden Funde an, dem berühmten „großen Schatz", welchen Schliemann im Mai 1873 in der Nähe des Thores mit der Rampe, und zwar in dem Körper der Stadtmauer, entdeckte und über dessen Auffindung er wie folgt berichtet: „Während wir an der Umfassungsmauer vordrangen, und immer mehr von ihr aufdeckten, traf ich etwas nordwestlich von dem Thore auf einen großen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit um so mehr auf sich zog, als ich glaubte Gold dahinter schimmern zu sehen. Auf dem Kupfergeräth aber lag eine steinharte 4—5 Fuß dicke Schicht röthlicher und brauner calcinirter Trümmer und über dieser wieder zog sich die 5 Fuß dicke und 20 Fuß hohe Befestigungsmauer hin, die kurz nach der Zerstörung Trojas errichtet sein muß. Wollte ich den werthvollen Fund für die Alterthumswissenschaft retten, so war es zunächst geboten, ihn mit möglichster Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter in Sicherheit zu bringen; deshalb ließ ich, obgleich es noch nicht die Zeit der Frühstückspause war,

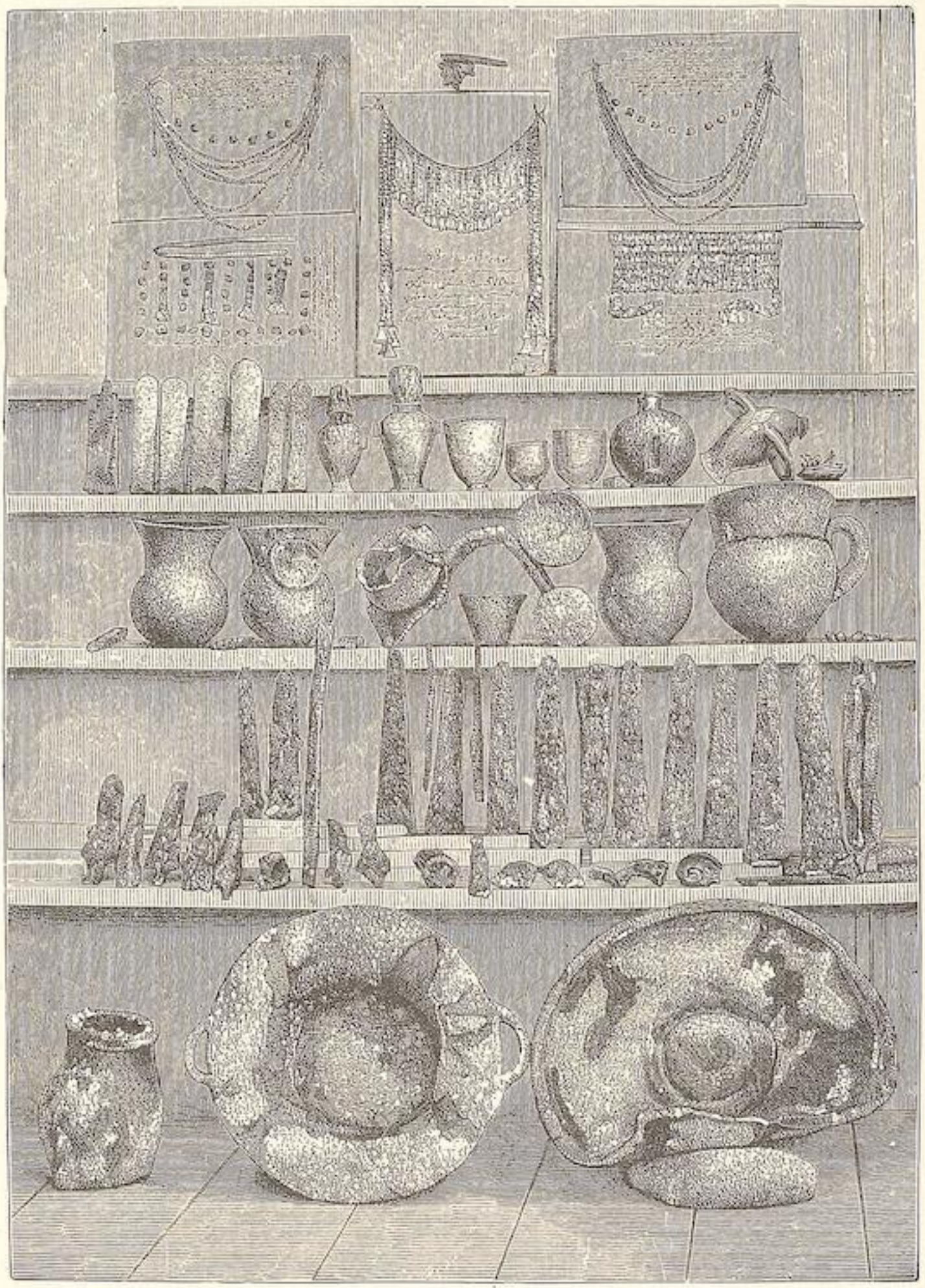
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0089
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

unverzüglich zum Paidos (Pause) rufen, und während nun meine Leute durch Ausruhen und Essen in Anspruch genommen waren, löste ich den Schatz mit einem großen Messer aus seiner steinharten Umgebung, wobei die überhängende Mauer mir jeden Augenblick auf den Kopf zu fallen drohte. Doch würde die Fortschaffung des Schatzes mir nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin mir dabei behülflich gewesen wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit die ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen. Da alle Gegenstände, zum Theil die kleinern in die größern verpackt, eine rechteckige Masse bildend, dicht beieinander lagen, so erscheint es gewiß, daß sie von einem hölzernen Kasten umschlossen waren."

Die Beschaffenheit der Fundstelle hat sich später nicht mehr controliren lassen, da beim Weitersuchen jenes ganze Erd- und Mauerstück abgetragen worden war. Aber die „röthlichen und braunen calcinirten Trümmer" der Schliemann'schen Beschreibung scheinen die verbrannten Lehmziegel der zweiten Stadt, und die darüberstehende Mauer scheint die Erneuerung der Befestigung aus einer spätern Periode zu sein. Danach ist Dörpfeld's Vermuthung sehr ansprechend, daß wie in den tirynthischen Mauern ganze Galerien und Kasematten sich befinden, so auch in der trojanischen versteckte Räume vorhanden gewesen seien, die man gelegentlich zur Aufbewahrung werthvoller Gegenstände benutzt habe.

In der beistehenden Abbildung (34) ist der ganze Fund zusammengestellt. Die Gegenstände in der obersten Reihe sind lauter weibliche Schmucksachen und lagen alle zusammen in dem in der dritten Reihe, ganz rechts stehenden größten Silbertopfe. Dieser Umstand beweist aufs neue, daß wir in der That den Inhalt einer Schatztruhe und nicht etwa den eines Grabes vor uns haben, das in irgendeiner spätern Zeit auf der Burg angelegt worden wäre; in einem solchen müßten gewiß, wie in Mykenä, die Leichen mit den Schmucksachen angethan gewesen sein und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0090
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



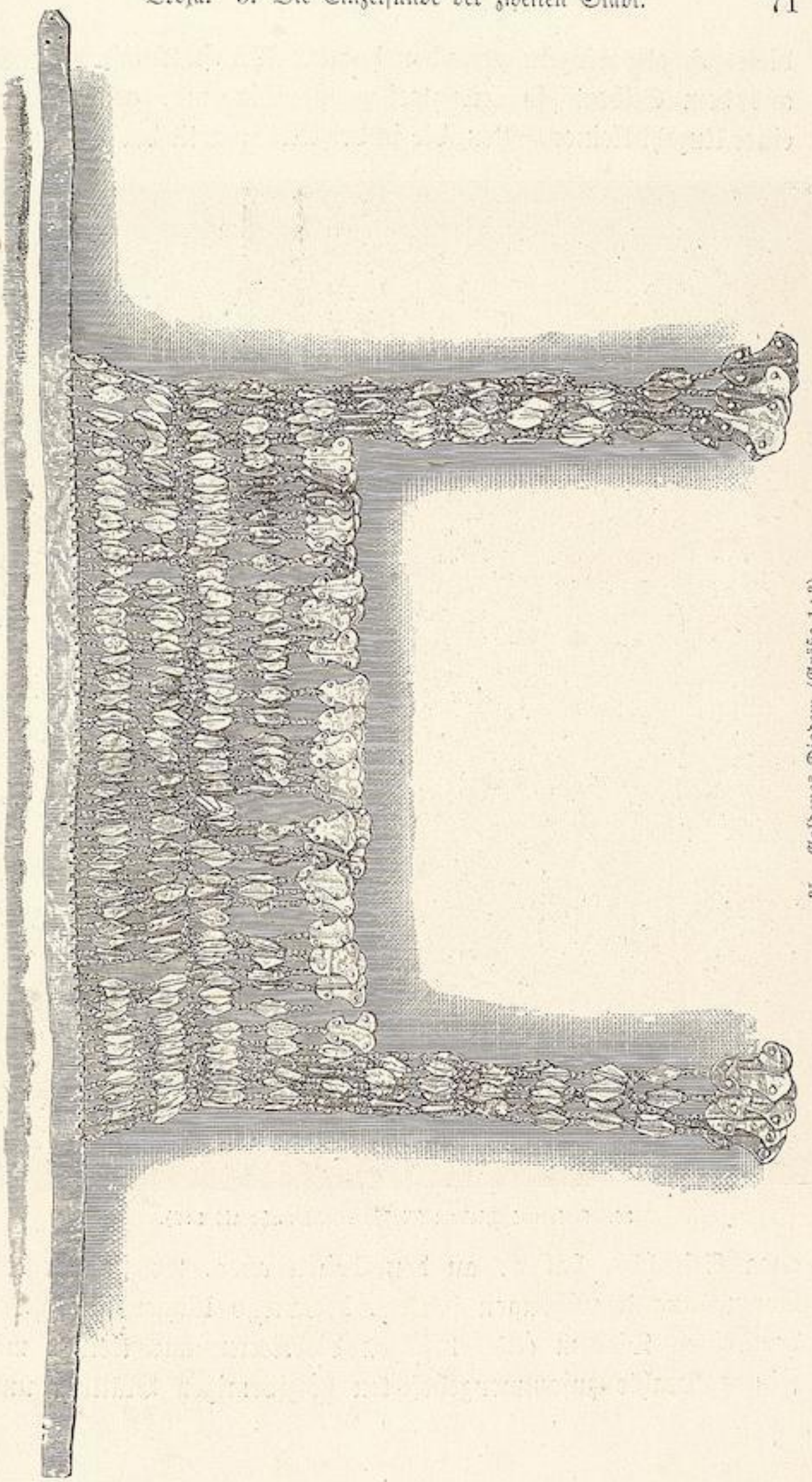
34. Der große Schatz. S. 70.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0091
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

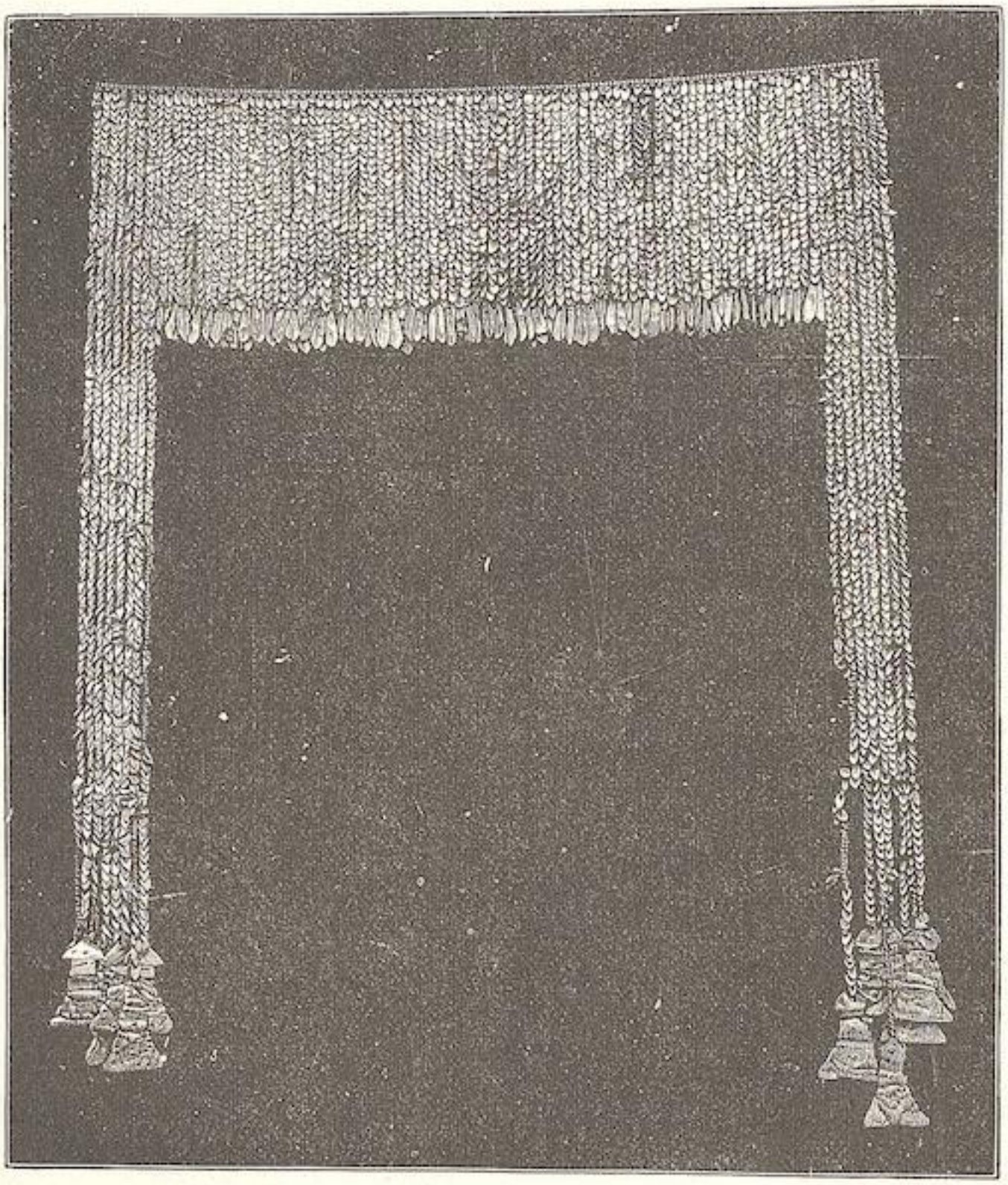
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0092

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.



35. Goldenes Diadem (Größe 1:3).

diese sich also einzeln gefunden haben. Die stattlichsten Stücke aus dem Silbertopfe sind zwei große Diademe, gebildet aus einer Unzahl kleiner Ketten, die in der Mittelpartie des Schmuckes

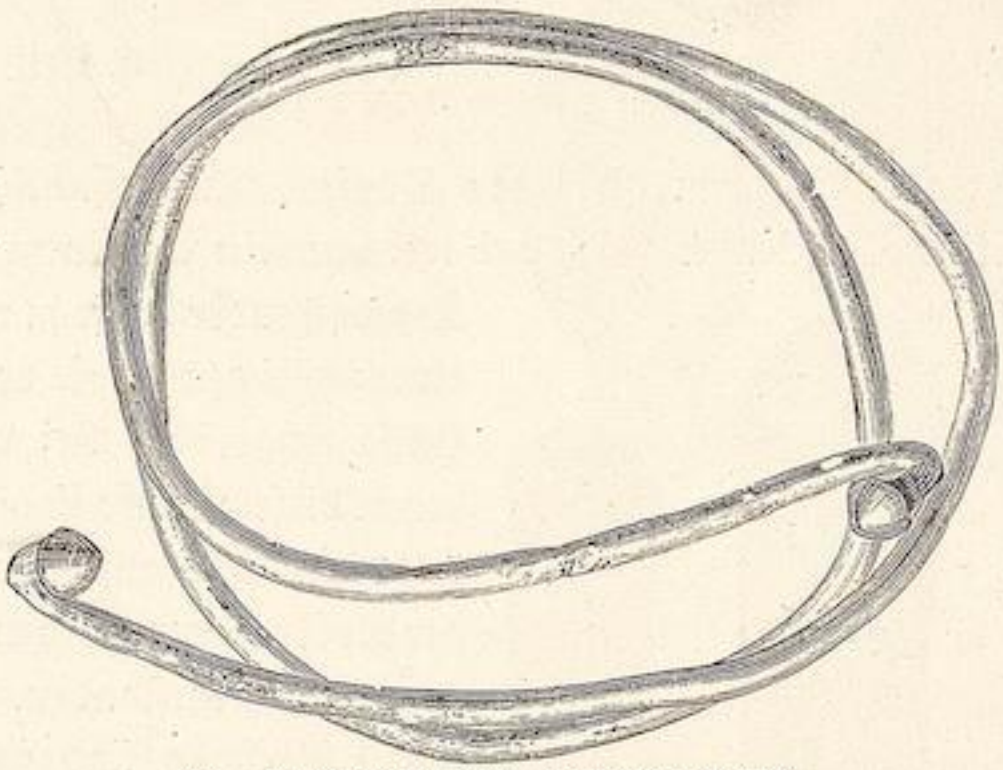


36. Goldenes Diadem (Größe etwas mehr als 1:2).

etwa Stirnhöhe haben, an den Seiten aber, wo sie vor den Ohren lang herabhängen sollten, bedeutend länger sind. Bei dem einen Diadem (35) bestehen die Ketten aus kleinen mit feinem Drahte zusammengehefteten herzförmigen Blättern und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0094
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

endigen, die kurzen in Plättchen, welche die Gestalt von zwei zusammenhaftenden lanzettförmigen Blättern nachahmen, die langen in solche, die der Form der später zu besprechenden „Idole" sehr nahe kommen, vielleicht aber auch einem pflanzlichen Vorbild, etwa der Glockenblume, nachgeahmt sind; das kleine Obertheil würde alsdann dem Kelch, das große nach unten sich verbreiternde Untertheil der Blumenkrone entsprechen. Bei dem andern Diadem (36) wechseln in den Ketten je drei oder vier kleine Doppelringe mit einem lanzettförmigen Blatt ab; an den Enden



37. Goldener Armring (natürliche Größe).

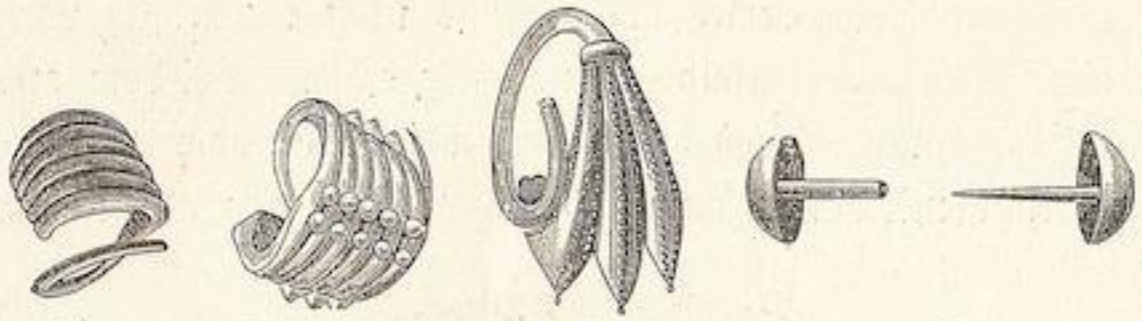
hängen überall die glockenblumförmigen Plättchen, die hier mit einem eingedrückten Mittelstrich und je einem Punkte auf den vier Ecken verziert sind.

Wie diese Diademe getragen wurden, veranschaulicht das am Schluß des ersten Kapitels beigegebene Bildniß von Frau Schliemann. Auf demselben sind auch die genau mit denselben Kettchen und Plättchen wie die Diademe hergestellten Ohrringe, von denen zwei Paar sich bei dem Schatz befanden, deutlich zu erkennen, sowie ferner als Brustschmuck eine große Zahl von Ketten, welche Schliemann aus 8700 kleinen goldenen Ringen, durchbohrten Prismen, Würfeln, Knöpfen, Stäbchen zusammengestellt hat,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0095
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

von denen hier einige dargestellt sind. Unter den sechs gefundenen Armbändern haben fünf die in Abb. 37 wiedergegebene Gestalt, eins ist ein einfacher, zum Ringe geschmiedeter Draht.

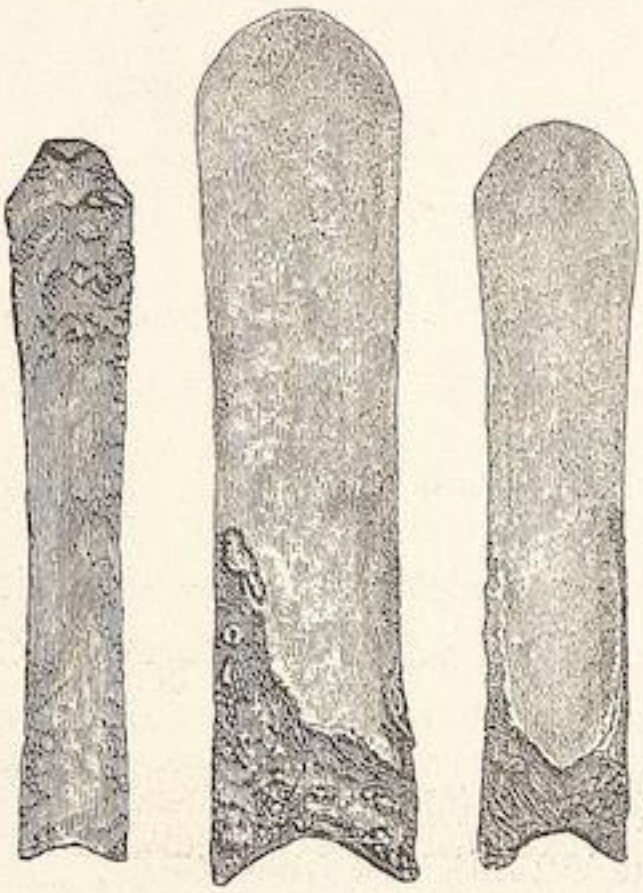
Die Abbildungen 38—40 zeigen die am häufigsten vorkommenden Ohrringe. Von solchen waren im ganzen gegen



38. 39. 40. 41.

Goldene Ohrringe (Größe 2 : 3).

dreißig Paare in dem silbernen Topfe. Interessant ist der zweitheilige Ohrschmuck (41), bei welchem ein an einem hohlen Kopfe sitzender Stift in eine mit einem gleichen Kopfe versehene Hülse eingreift. Bei verschiedenen dieser Stücke ist die große Geschicklichkeit auffallend, mit der die Trojaner Gold mit Gold zu löthen verstanden. Ganz kleine Perlchen sind in dieser Technik in Löchern, die mit einer Nadelspitze gebohrt scheinen, befestigt.



42—44. Silberbarren (Größe ungefähr 1 : 3).

Auf dem zweitobersten Brett (vgl. Abb. 34) stehen links sechs merkwürdige platte Silberbarren von der Form großer Messerklingen. Ihre Fläche ist verschieden groß, wie die nebenstehende Abbildung (42—44) der drei Sorten zeigt, aber da die kleinern dicker sind als die größern, so schwankt das Gewicht aller nur zwischen 171 und 174 Gramm. Schliemann hat daher vermuthet, daß wir in diesen Gegenständen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0096
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Tauschobjecte, und demnach etwa die homerischen Talente vor uns haben. Man möchte sie wol eher für Gehänge, zum Beispiel am Gürtel zu tragen, halten, aber da sich in den Stücken nirgends eine Durchbohrung findet, die für eine solche Bestimmung doch unerläßlich wäre, so läßt sich die Schliemann'sche Deutung zunächst noch durch keine bessere ersetzen.

45—46. Silberne Vasen (Größe 1 : 4).

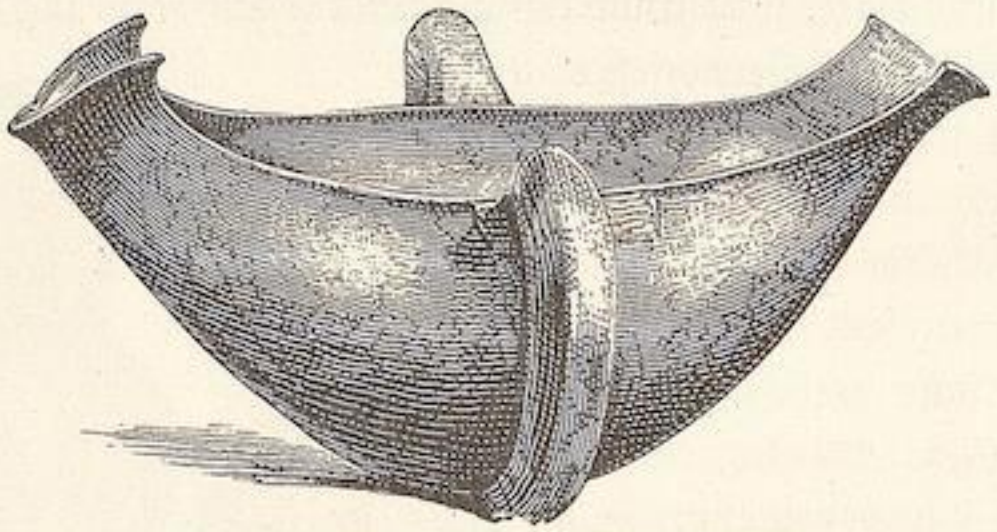
Es folgen auf demselben Brett zwei silberne Vasen mit mützenförmigen Deckeln und senkrechten Röhren an den Seiten statt der Henkel (45. 46). Diese Röhren, welche, wie schon oben erwähnt, auch bei den Vasen der beiden ältesten trojanischen Schichten die Henkel vertreten, zeigen uns klar, daß der Schatz mit jenen Vasen, also gewiß mit der zweiten Schicht zusammengehört und nicht, wie wol einige gemeint haben, aus einer viel spätern Zeit stammt. Die Vasen gleichen in ihrer Form den ägyptischen Kanopen. Sodann sehen wir drei Becher, von denen die beiden größern aus Gold, der kleinere aus Elektron (1 Theil Silber auf 4 Theile Gold) besteht, ferner eine kugelförmige goldene Flasche und schließlich einen zweihenkeligen ovalen Becher, der in Abb. 47 noch einmal besonders dargestellt ist. Derselbe hat die Form eines bauchigen Kahnes. Der Rumpf ist aus einem Stück getrieben, die hohlen Henkel aus besondern Platten gerollt und angelöthet. An dem einen Ende befindet sich ein 7 cm breiter, an dem andern ein $3^1/_2$ cm breiter Ausguß.

Auf dem drittobersten Brett stehen vier silberne Vasen, deren größte einen Henkel hat. Ihre Form findet nur in ägyptischen Gefäßen Analogien. In der Mitte zwischen ihnen liegt ein kupferner Gegenstand, den Schliemann wol richtig als die Haspe

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0097
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

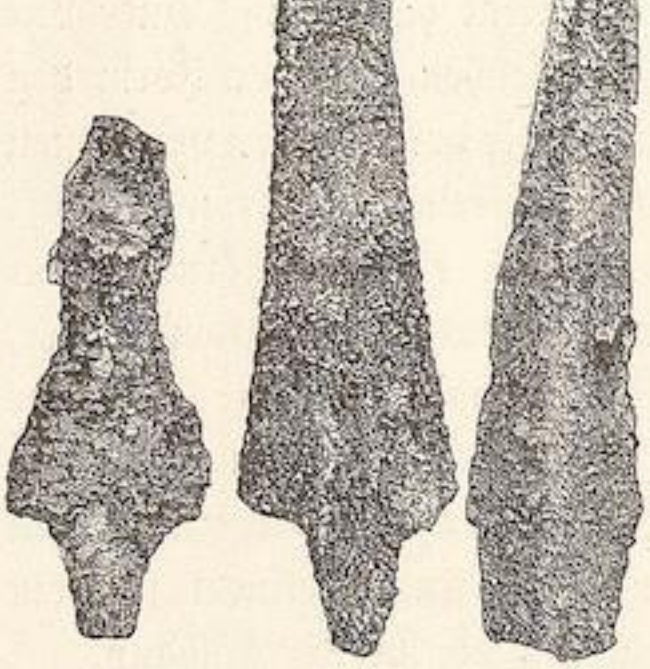
der Schatzkiste erkannt hat. Links ist eine silberne Vase, rechts eine kleine Schale aus demselben Metall an ihn festgeklebt.

Das darunter folgende Brett trägt kupferne Dolche, Lanzenspitzen und Streitäxte. Die Dolche haben dieselbe Gestalt wie



47. Goldener Becher (Gewicht 600 Gramm).

ein silbernes Exemplar, welches wir weiter unten abbilden: sie zeigen eine breite blattartige Klinge, die in einen dicken runden Stift ausgeht, welcher in dem Hefte ganz entlanglief und an dessen Ende umgebogen war. Von den Lanzenspitzen bilden wir nebenstehend (48—50) drei Exemplare ab. Dieselben sind ziemlich flach und unterscheiden sich dadurch von den an fast allen andern prähistorischen Fundstätten zu Tage gekommenen Lanzenspitzen, daß sie nicht vermittelst einer Röhre auf den Schaft aufgesetzt waren — was auch bei den homerischen Lanzen die Befestigungsart ist — sondern mit einer Zunge in denselben eingriffen. In dieser Zunge ist meist noch das zur Aufnahme eines Nietes bestimmte Loch erkennbar. Nur aus Cypern sind ähnliche



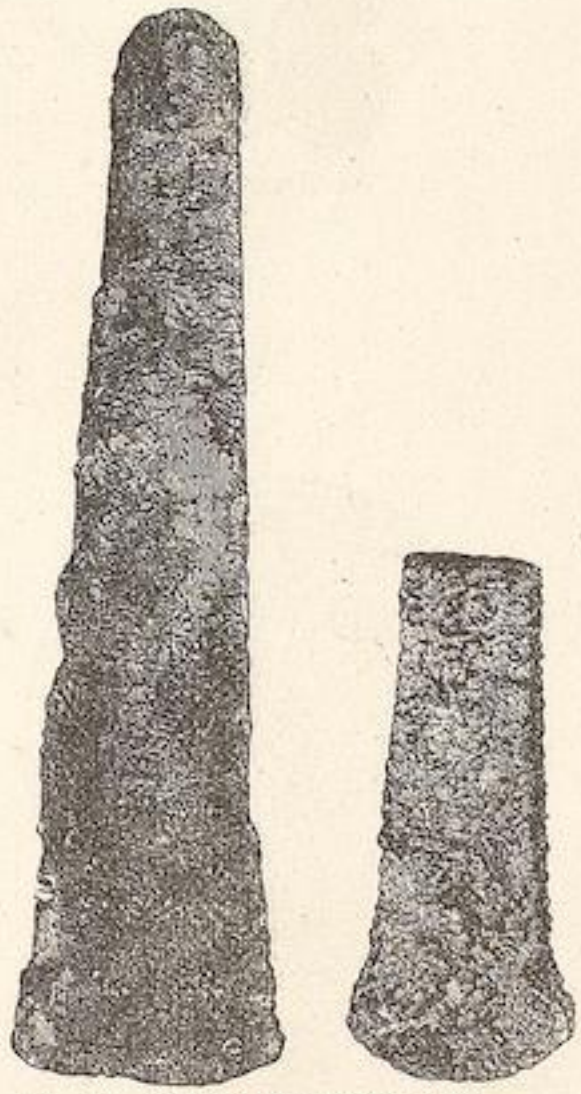
48—50. Lanzenspitzen (Größe 1 : 5).

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0098
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Lanzenspitzen bekannt, welche das Britische Museum und der Louvre beherbergen.

Zwei Streitäxte stellen die Abbildungen 51 und 52 dar. Sie haben die Form eines Meißels und stimmen darin mit den einfachern Streitäxten anderer Fundstätten überein.

Schliemann hat das Metall dieser Kriegswaffen analysiren lassen und das interessante Resultat erfahren, daß sie fast aus reinem Kupfer bestehen. Auf 0,286 Gramm analysirten Metalles kamen 0,274 Gramm Kupfer und nur 0,011 Gramm Zinn.



51—52. Streitäxte (Größe 1 : 3).

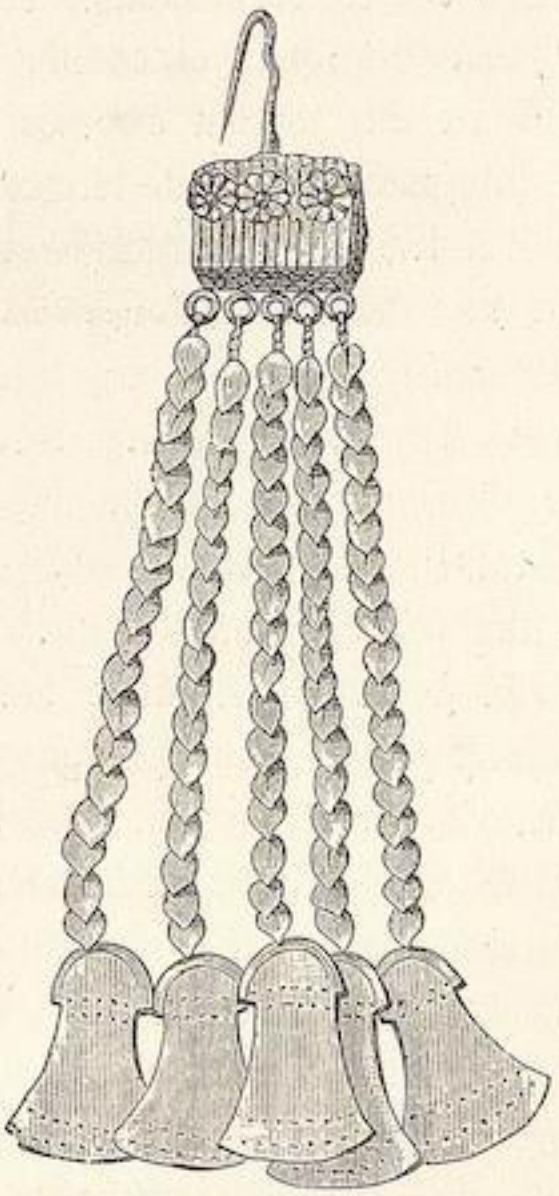
Als letzte Gegenstände des Schatzes stehen auf dem Bilde ganz unten: links eine kupferne Vase, in der Mitte eine kupferne Schale, rechts eine große flache, ebenfalls kupferne Schale mit einem Buckel in der Mitte, genau von der Form, wie sie in späterer griechischer Zeit die Opferschalen haben. Vielleicht haben wir hier das Gefäß profanen Gebrauchs vor uns, dessen uralte Form sich später nur im Cultus erhielt.

Damit ist der Bestand des großen Schatzes aufgezählt. Die Formen der Hauptschmuckstücke desselben, der großen Diademe, stehen völlig ohne Analogie aus andern Fundstätten auf griechischem Boden da. Sie erinnern an ägyptische Brustgehänge und an so manche barbarische Schmuckfitte aus alter und neuer Zeit. Um so überraschender ist es, daß die kleinern Goldfunde, welche größtentheils im Jahre 1878 an verschiedenen Stellen zwischen dem Südwestthor und dem Palaste gemacht sind, uns mitten in die Formenwelt des großen mykenischen Cultur-

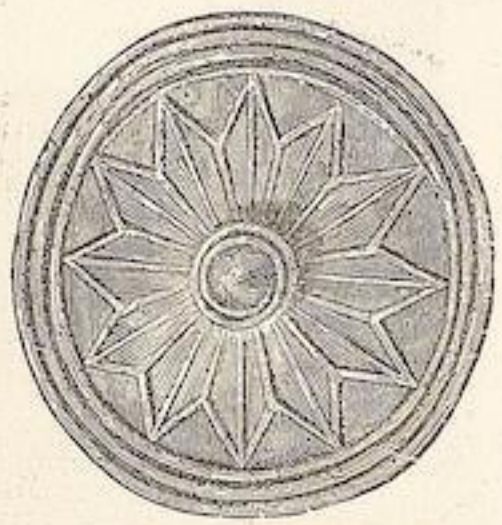
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0099
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kreises hineinführen, in welchem die Spirale und Rosette herrscht. Abb. 55 zeigt ein Ohrgehänge, dessen Ketten und Endstücke noch

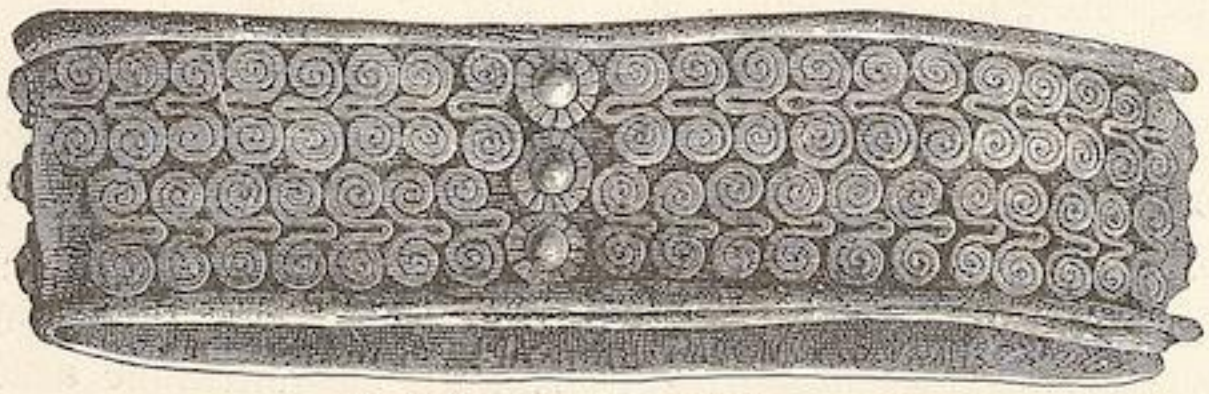
53. Goldener Schieber (Größe 2 : 4.)



55. Goldenes Ohrgehänge (Größe 3 : 4).



54. Scheibe aus Goldblech (Größe 1 : 2).

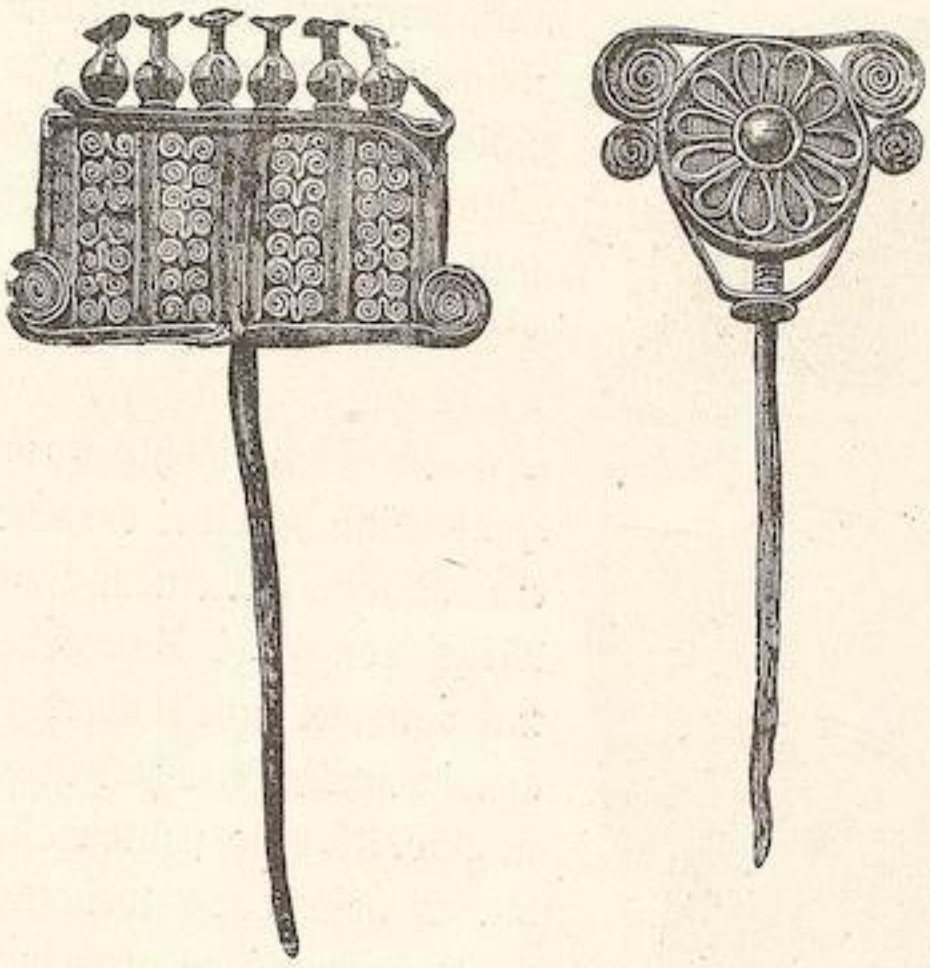


56. Goldenes Armband (Größe 7 : 8).

die Gestalt derer aus dem großen Schatze haben; aber oben auf dem Halter befinden sich bereits drei zierliche Rosetten. Bei dem Armband (56) sind die Spiralen fast als einziges Verzie-

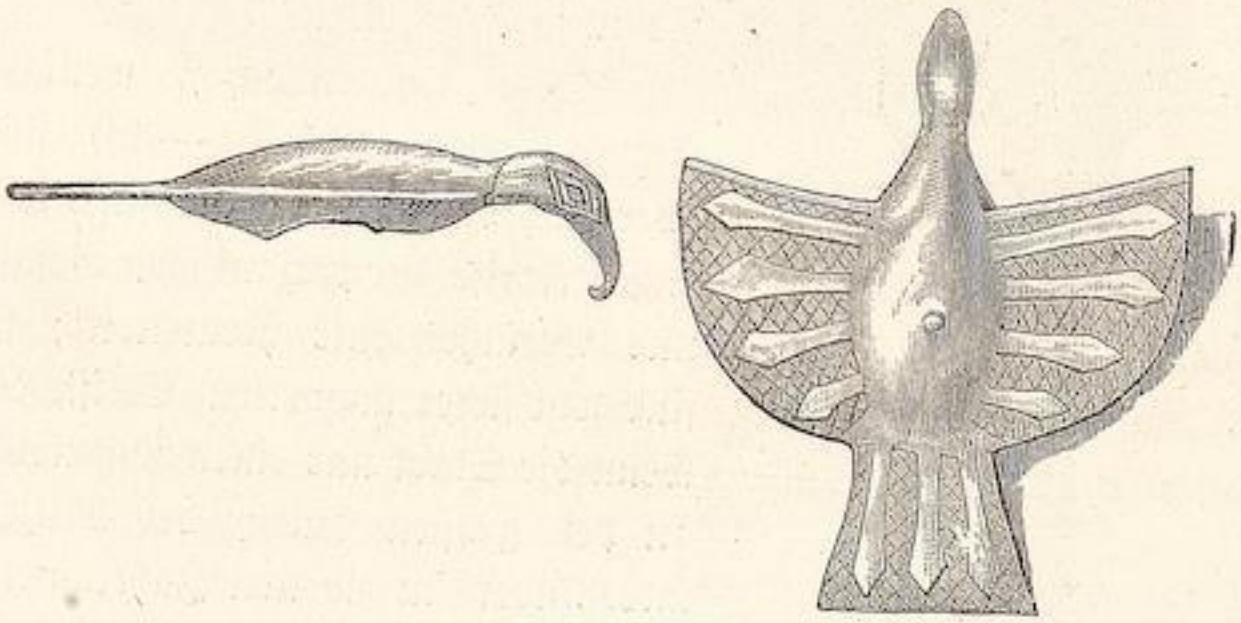
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0100
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

rungsmotiv angewandt worden, und ebenso bei den Schiebern, von denen Abb. 53 ein Beispiel gibt. Letztere wurden vermittelst



57—58. Goldene Haarnadeln (Größe 3:4).

eines durch ihre Mittelröhre laufenden Fadens in größerer Zahl aneinandergereiht und als Kette um den Hals getragen; sie



59. Goldener Adler (Größe 3:4).

finden sich genau so in Mykenä wieder. Die Ornamente sind jedesmal aus feinem Draht hergestellt und auf den Grund auf-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0101
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gelöthet. Auch die runden Scheiben aus Goldblech, von denen in Troja freilich nur drei von der Art wie Abb. 54 gefunden sind, erinnern sofort an die zahllosen gleichen, als Gewandbesatz benutzten Stücke in Mykenä. Den zierlichsten Eindruck aber machen die beiden goldenen Haarnadeln 57 und 58. Bei der einen stehen auf einer mit Spiralen dicht belegten viereckigen Scheibe sechs wohlgeformte kleine Henkelkännchen, bei der andern wird eine Rosette mit einem Buckel in der Mitte von zwei Spiralen getragen und von zwei andern überdeckt. Durchaus in mykenischer Art ist endlich der in Abb. 59 dargestellte Adler gearbeitet. Er besteht aus zwei durch goldene Niete zusammengehaltenen Plättchen. Von oben gesehen gleicht er einer Taube, aber der im Profil deutlich werdende krumme Schnabel verräth die unsanftere Art.

60. Idol aus Blei (doppelte Größe).

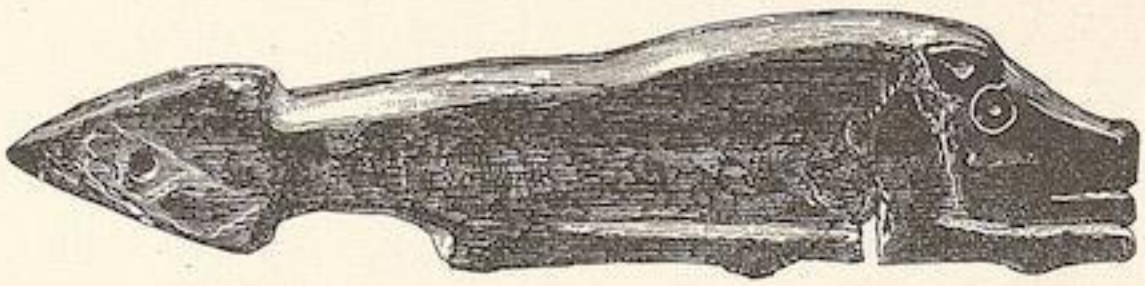
Diese letztgenannten wenigen Schmucksachen (Abb. 54—59) sind aber auch das Einzige, was aus dem engen Kreise der trojanischen Gefäß- und Geräthetechnik heraustritt; sie sind wol sicher importirt. Es ist, als wenn die Stadt nur einen Augenblick an der großen Cultur der Mittelmeerländer im zweiten Jahrtausend vor Christo theilzunehmen versucht hätte und dann sofort wieder in ihre alte Formenarmuth und Unbeholfenheit zurückgesunken oder zurückgeschleudert wäre. Leider

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0102
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

hat Schliemann trotz seiner großen Aufmerksamkeit auf die Goldfunde nicht verhindern können, daß einige Arbeiter im Jahre 1873 eine Reihe von solchen unterschlugen. Die türkische Polizei hat einen Theil davon nachher bei einem Bauern in Jenischehr wiedererlangt, aber verschiedene Stücke waren schon eingeschmolzen und zu modernem Schmuck verarbeitet.

61. Kupferne Messerklinge (natürliche Größe).

Unter den Fundstücken aus anderm Metall ist besonders merkwürdig das kleine Blei-Idol Abb. 60, eine nackte weibliche Figur darstellend, mit langen Ringellocken vor den Ohren und auf der Brust gekreuzten Armen, wegen der starken Betonung des Weiblichen offenbar die asiatische Aphrodite, von der sich ähnliche Bilder aus Thon in den Gräbern Mesopotamiens und



62. Elfenbeingriff (natürliche Größe).

Cyperns, und solche aus Stein auf den Kykladen gefunden haben. Das Hakenkreuz vor dem Schoße, das sich so vielfältig an allen prähistorischen Fundstätten, sowie unter den Ornamenten der spätern Zeit findet, stammt aus Asien und scheint das Symbol einer uralten Gottheit zu sein.

Abb. 61 zeigt ein Kupfermesser, das an dem einen Ende zu einem runden Kopfe umbiegt. Mit dem entgegengesetzten Ende steckte die Klinge in einem Griff, und welch entwickelte Form wir einem solchen schon zutrauen dürfen, kann Abbildung 62 lehren,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0103
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

63. Silberner Dolch (natürl. Größe).

die ein ruhendes Thier in Elfenbeinschnitzerei zeigt. An dem hintern dreieckigen Ende befindet sich ein Schlitz zur Aufnahme der Klinge und ein Loch zur Vernietung derselben. Fast ganz dieselbe Gestalt hat auffälligerweise ein bronzener Griff im Kestnermuseum zu Hannover, der wahrscheinlich aus der Nekropole von Corneto in Etrurien stammt.

Der nebenstehend (63) abgebildete silberne Dolch war ebenso wie auch alle bronzenen Dolche in der Art in seinem Griff befestigt, daß sein nagelförmiges Obertheil durch denselben hindurchgesteckt und dann am Ende umgebogen wurde. Dieselbe Manier hat sich bisher nur in den ältesten Nekropolen von Cypern wiedergefunden.

Die Form der trojanischen Pfeilspitzen ist, bis auf ein einziges Exemplar mit Widerhaken, in den ältesten Schichten ausschließlich die sehr einfache eines spitzen Stiftes (64), wie sie sonst bisher nur in Ungarn in wenigen Stücken gefunden ist.

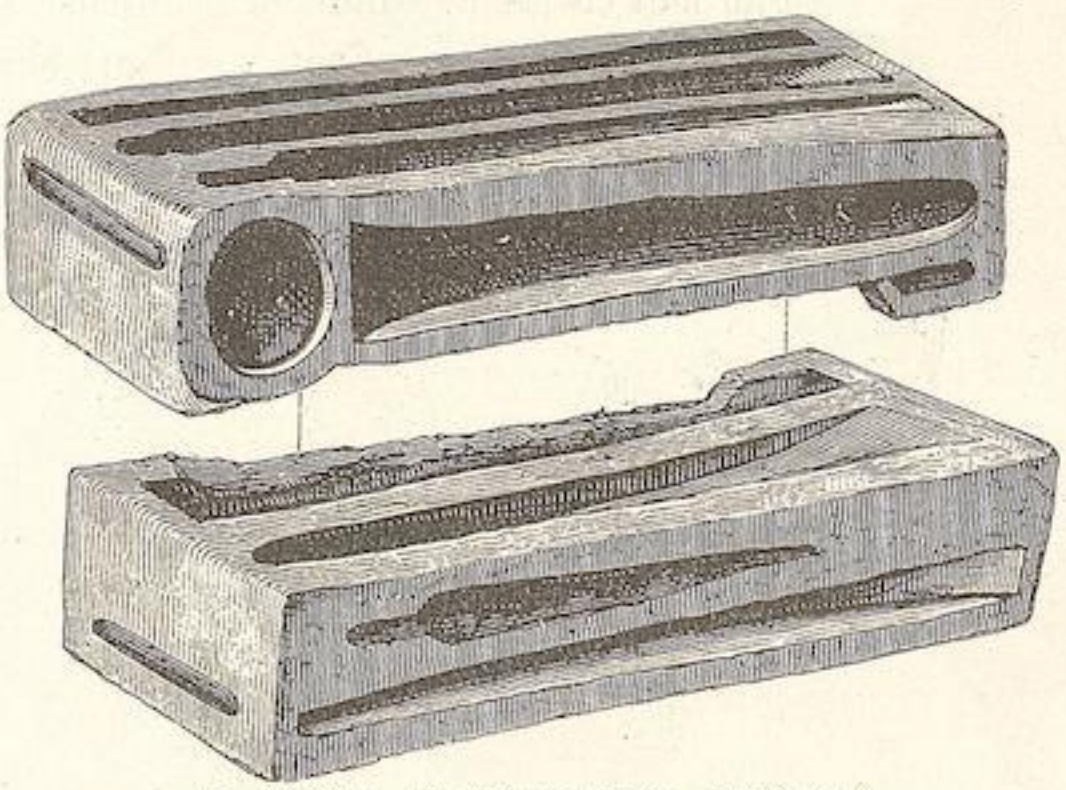
Speerspitzen, gezahnte Dolche, Meißel und Beile finden sich in größerer Anzahl, und daß dieselben auch an Ort und Stelle verfertigt wurden, zeigen die vielen Gußformen aus Glimmerschiefer, die mit zu Tage kamen, und von denen Abb. 65 das besterhaltene Exemplar veranschaulicht.

64. Kupferne Pfeilspitze (nat. Größe).

Zu den interessantesten Funden gehören aber die Thongefäße und vor allem die Gesichtsvasen. Es zeugt von einem sehr anerkennswerthen Streben nach Beseelung der todten Form, dem

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0104
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

A und O aller Kunstübung, daß diese Gefäße im Laufe ihrer Entwickelung immer menschenähnlicher gestaltet wurden. Besonders bei den Vasen hat man es darin sehr weit gebracht. An die Stelle von eingeritzten Augen und Nase treten zunächst plastisch angesetzte, bald werden auch ein Paar Ohren hinzugefügt, der Deckel erscheint als Hut oder Zipfelmütze, und die ursprünglich nur als Stütze beim Kippen des Kruges oder als Halt für den beim Tragen umgelegten Strick dienenden Vorsprünge nehmen die Form weiblicher Brüste an; ja zuletzt geht die Be-



65. Gußform aus Glimmerschiefer (Größe 1 : 4).

lebung so weit, daß die Gefäße Arme bekommen und daß man ihnen gar noch ein zweites Gefäß in diesen Armen zu tragen gibt. (Vgl. Abb. 66—68.)

Die Nachahmungslust beschränkt sich aber nicht auf das menschliche Vorbild, sondern stellt auch groteske Thiergestalten in Vasen dar. So zeigt Abb. 69 die Form einer Sau, Abb. 70 sieht einem Maulwurf ähnlich und Abb. 71 einem Nilpferd. Es ist deshalb auch nicht daran zu denken, daß die Trojaner etwa eine eulenköpfige Athene, wenn es eine solche überhaupt je gegeben hat, in jenen Gesichtsvasen hätten darstellen wollen. Es gibt kein Exemplar, welches uns zwänge, in ihm ein Eulengesicht

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0105
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

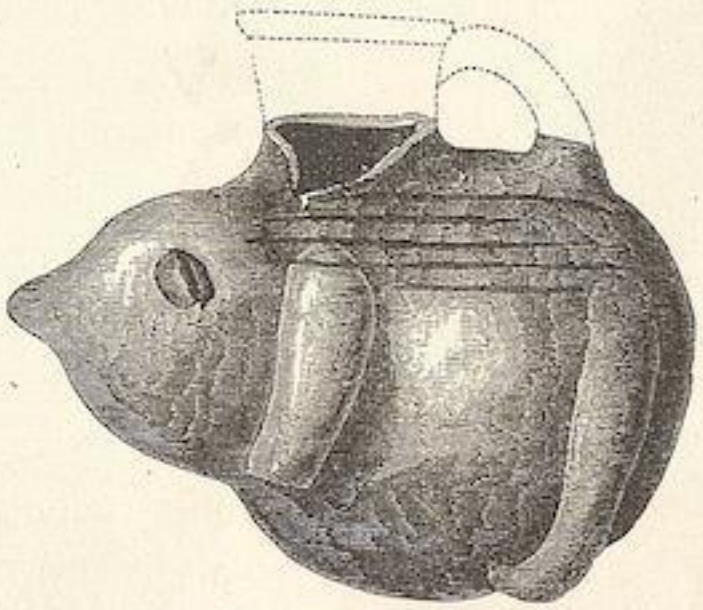
66. Thonvase (Größe 1:6).

67. Thonvase (Größe 1:3).

68. Thonvase (Größe 1:2).

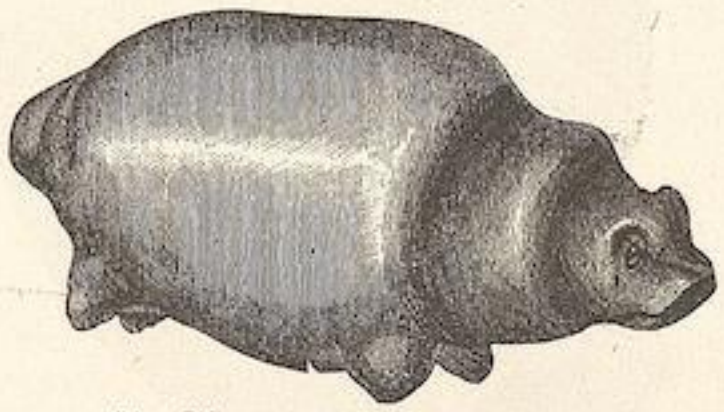
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0106
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

statt eines primitiven Menschenantlitzes zu erkennen, wohl aber mehrere, die wegen des deutlich angegebenen Mundes (vgl. Abb. 72)



69. Thonvase (Größe 1 : 3).

70. Thonvase (Größe 1 : 4).



71. Thonvase (Größe 2 : 3).

72. Vasenscherbe (Größe 4 : 5).

nichts anderes als ein Menschengesicht vorstellen können. Und wie hätte das Volk auch dazu kommen sollen, sein heiliges Bild,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0107
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

73. Schnabelkanne (Größe 1:5).

74. Dreifacher Becher (Größe 1:4).

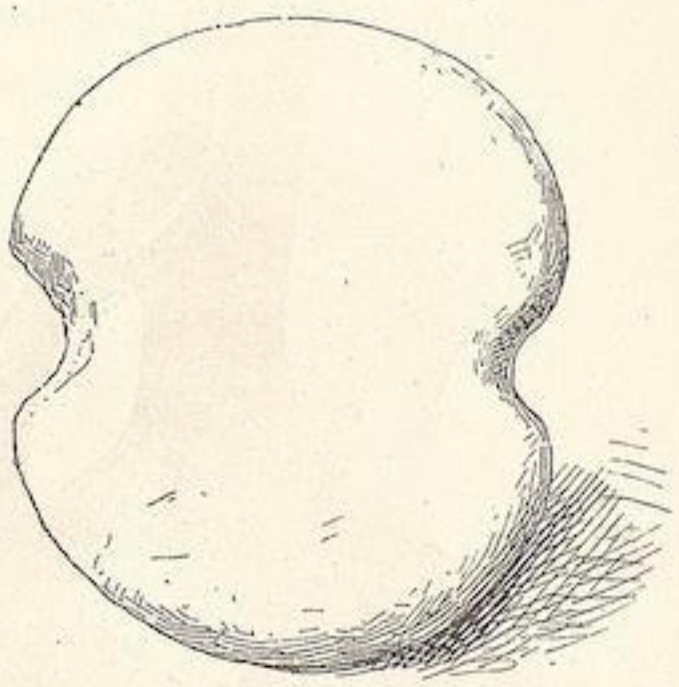
die Burggöttin, zur anmuthigern Gestaltung von Kochtöpfen, Wasserkrügen und Schmutzeimern zu verwenden?

Einige Vasenformen sind dadurch interessant, daß sie sich gerade so in den ältesten kyprischen Nekropolen wiederfinden, sonst aber noch nirgends nachgewiesen sind. Solcher Art sind die schlanken Schnabelkannen (Abb. 73), die in Troja so häufig vorkommen, und ferner zusammengekoppelte Gefäße, wie in Abb. 74.

Abb. 75 stellt einen in der zweiten Stadt massenhaft auftretenden Becher dar, den Schliemann für den bei Homer oft genannten „doppelten Becher" (depas amphikypellon) hält. Es ist lange darüber gestritten worden, was jenes amphikypellon bedeute; gegenüber den vielfachen künstlichen Erklärungen von doppeltem Kelch u. dgl. erscheint Schliemann's einfache Auffassung, daß es als doppelhenkelig zu verstehen sei, in der That als die einfachste und wahrscheinlich richtige. Für das Kreisen beim Gastmahl eignete sich das trojanische Gefäß vortrefflich. Dasselbe kann nicht stehen und muß daher entweder beständig ausgetrunken werden oder

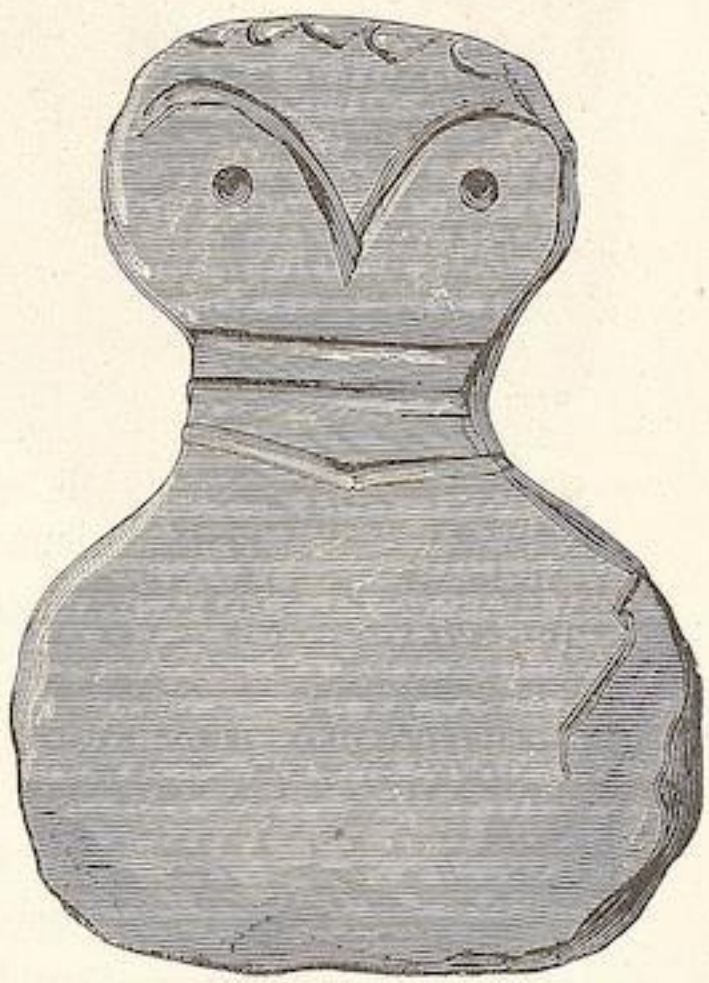
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0108
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

75. Becher aus Thon (Größe 1 : 4).



76. Stein zum Aufwickeln eines Fadens (Größe 2 : 3).

77. Gegenstand aus Stein (Größe 2 : 5).



78. Gegenstand aus Stein (natürliche Größe).

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0109
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wandern, und letzteres würden die beiden großen Henkel sehr erleichtern, von denen der Geber den einen und der Empfänger den andern faßt.

Nachdem die Gesichtsvasen gezeigt haben, wie sehr oft ge-

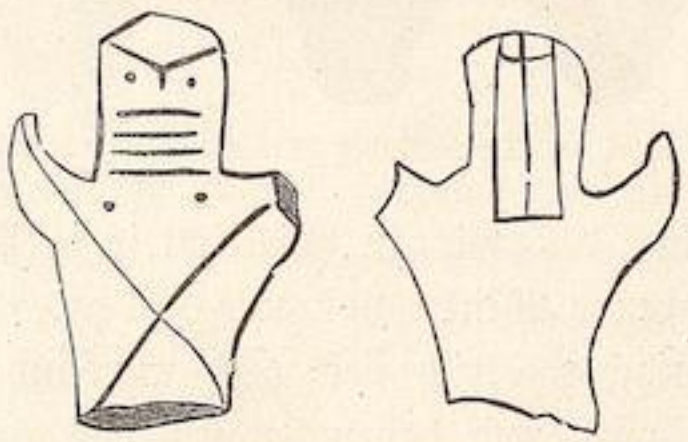
79. Gegenstand aus Stein (Größe 1:3).

80. Gegenstand aus Knochen (natürl. Größe).

wöhnliche Gebrauchsgegenstände die Form des Lebendigen annehmen, könnte man zweifeln, ob die bisher als Idole angesehenen größern oder kleinern Steinplatten, welche regelmäßig auf beiden Seiten eingekerbt sind, in ihrer obern Hälfte meist Augen und Nase eingeritzt und in einigen Fällen noch Armstümpfe angearbeitet zeigen, nicht ebenfalls dem täglichen Gebrauche gedient

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0110
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

haben, sodaß die Attribute des Lebendigen nicht das Ursprüngliche, sondern erst allmählich durch die natürlich gegebene Form Hervorgerufene wären. Ich glaube in der That, daß die einfachsten dieser Steine, von denen Abb. 76 ein Exemplar darstellt, zum Aufwickeln von Garn gedient haben. Sie zeigen im ganzen eine ovale flache Form und beiderseits eine Einkerbung; von einem Gesicht oder dergleichen ist nichts zu bemerken. Solcher Art sind etwa zehn Steine vorhanden. Aus ihnen könnten sich die fortgeschrittenern Formen entwickelt haben; denn sobald die Kerbe nicht genau in der Mitte gemacht wurde, lag die Verlockung nahe, den kleinern Kreisabschnitt in einen primitiven Kopf umzugestalten und den Rest als Rumpf der menschlichen Gestalt gelten zu lassen. So würden sich Stücke, wie das in Abb. 77 dargestellte, welches den an den großen Golddiademen hängenden Plättchen am nächsten kommt, und das in Abb. 78 wiedergegebene, bei welchem sogar die Haare über der Stirn und Halsbänder dargestellt sind, sowie endlich der sehr große Stein mit Armansätzen in Abb. 79 sehr wohl erklären lassen. Die entwickeltern Formen, welche vorhanden sind und eher als Idole aufgefaßt werden können, bestehen aus anderm Material. So stellt Abb. 80 eine Figur aus Knochen dar, welche der menschlichen Gestalt dadurch weit näher kommt, daß Unter- und Oberkörper in besserm Verhältniß stehen. Abb. 81 bietet die Vorder- und Rückseite einer kleinen Terracottafigur, bei welcher die erhobenen Arme und der weit in den Nacken fallende Haarschopf deutlich sind. Bei solchen Stücken wird man die Möglichkeit, daß sie Idole vorstellen, nicht in Abrede nehmen dürfen.

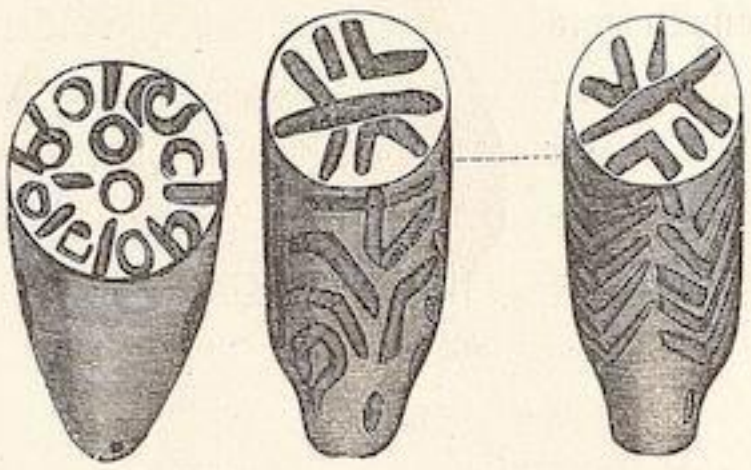


81. Obertheil einer Thonfigur (Größe 1:2).

Viel ist gestritten worden über die trojanischen Siegel, auf denen Professor Sayce in Oxford hittitische Schriftzeichen erkennen

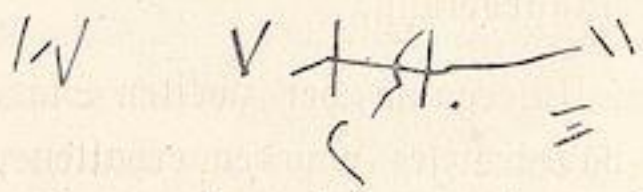
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0111
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wollte. Es gibt indessen keins, auf dem etwas anderes zu sehen wäre als bloße Verzierungen. Das Stück in Abb. 82 zum Beispiel, dessen Fläche auf den ersten Blick in der That beschrieben erscheinen kann, weist bei näherm Zusehen doch nur regelmäßig abwechselnde Striche und Kreise auf. Und ganz in derselben Weise erklären sich die Zeichen auf dem Stück, welches die Hauptgrundlage der Sayce'schen Theorien bildet, Abb. 83. Hier glaubte jener Gelehrte in kyprischen Buchstaben das Wort rentae zu lesen, von dem er allerdings selbst nicht weiß, was es bedeutet. Es kann kein Zweifel sein, daß wir in Wirklichkeit drei mit der Spitze zusammenstoßende Winkel vor uns haben, zwischen denen jedesmal ein einfacher Strich steht ⊛; nur sind mehrere Linien ineinandergeflossen und haben dadurch das Ornament unklar gemacht.



82 u. 83. Thoncylinder (Größe 1:2 und 1:3).

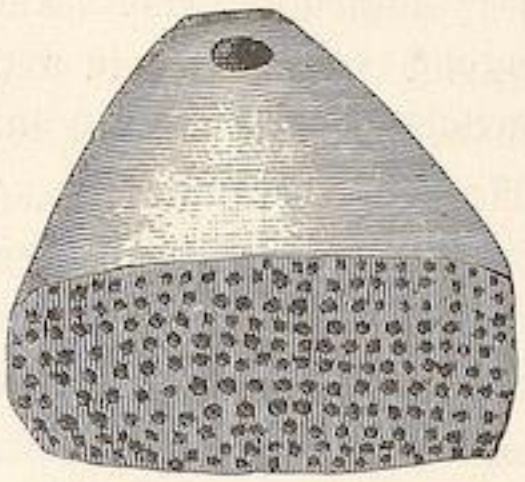
Nach solchen Erfahrungen wird man weitern Leseversuchen von vornherein einiges Mißtrauen entgegenbringen. Ganz neuerdings sind im Schliemann-Museum zu Berlin auf einem Spinnwirtel die nachfolgenden Zeichen aufgefallen, welche von Sayce und seinen Anhängern nunmehr für den sichersten Beweis von Schrift gehalten und vu sa lo po zo ma ko gelesen werden. Aber bis jemand uns sagt, was für eine Sprache das ist und was die Laute bedeuten, wird man wol bezweifeln dürfen, daß die Trojaner eine Schriftsprache gehabt haben.



Noch seien zwei Gegenstände aus dem Gebrauch des täglichen Lebens angeführt: ein dreieckiges Stück gebrannten Thons, das in seiner Vorderfläche eine Menge kleiner Löcher zeigt (84). In den Löchern waren offenbar Borsten befestigt, und das Ganze

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0112
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

war also eine Bürste. Einem nicht minder realistischen Zwecke diente ein großer Haken, gleichfalls aus gebranntem Thon, der mit seinem dreifach durchbohrten Schild an die Wand genagelt werden konnte, und an dem man Kleider, Geräthe oder was sonst immer aufhängen mochte.



84. Thönerner Griff einer Bürste (Größe 1 : 2).

Einen recht auffälligen Beweis dafür, daß die zweite Stadt nicht langsam verfallen, sondern in einem großen Brande plötzlich untergegangen ist, bietet der Fund eines Mädchenskeletts, das in einem Steinhause „in fast aufrechter Stellung und nur leicht rückwärts geneigt" unter „gelber und bräunlicher Holzasche", das heißt unter den Trümmern der obern Theile des Gebäudes begraben war. Daneben fanden sich mehrere Schmucksachen: eine Nadel aus Elektron mit rundem Kopf, sowie zwei Ohrringe und ein Fingerring, die letztern einfach aus dickem Golddraht zusammengebogen.

---

6. Die dritte Ansiedelung.

Die Leute, welche nach dem Untergange der zweiten Stadt sich auf der Burg niederließen, haben vieles von den erhaltenen Resten wieder benutzt, so die Stadtmauer fast ganz; nur im Westen haben sie dieselbe eine Strecke weit in sehr schlechter Construction erneuert. Auch für die Eingänge behielten sie die Stelle des Südwest- und Südostthores der voraufgegangenen Ansiedelung bei und verwandten auch, wie es scheint, die noch aufrecht stehenden Wände; der Fußboden jedoch erhöhte sich um $1^1/_2$ m und ist bei einer noch spätern Erneuerung des Thores um abermalige $1^1/_2$ m gewachsen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0113
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Innerhalb der Mauern wurde, wie schon oben bemerkt, der Schutt der zusammengestürzten Gebäude nicht weggeräumt, sodaß das Niveau, auf dem die neuen Häuser aufgeführt wurden, ein sehr ungleiches war. Auch die Häuser selbst waren nachlässig gebaut, meist kaum in rechten Winkeln, aus Bruchsteinen oder kleinen Lehmziegeln und oft mit Hinzunahme des halbverbrannten Materials der untergegangenen Stadt. Das größte von ihnen ist das zwischen dem alten Palast und der Westmauer gelegene (D), das Schliemann in den siebziger Jahren für „die Wohnung des Stadtoberhauptes" gehalten hatte. Die Wände dieses Gebäudes sind 65 cm dick und seine Größe beträgt $7^1/_2 : 15$ m. Die Bewohner beschränkten sich fast während der ganzen Dauer dieser dorfähnlichen Ansiedelungen auf die Burg; nur einzelne Häuser, die Schliemann zu seiner fünften Stadt rechnet, die also dem Ende unserer Besiedelungsperiode anzugehören scheinen, greifen über die alten Befestigungsmauern hinaus.

„Wie wir in der letzten trojanischen Campagne", schreibt Schliemann, „systematisch von oben Schicht nach Schicht abgrabend reichlich Gelegenheit hatten uns zu überzeugen, müssen die dritten Ansiedler sehr arm gewesen sein, denn wir fanden nur sehr wenig in ihren Häusern." Und was gefunden wurde, unterscheidet sich in Form und Technik nur selten von dem Geräthevorrath der voraufgegangenen Periode. Wir sehen dieselben Gesichtsvasen, Schnabelkannen und zweihenkeligen Becher wieder, dieselben Bronze- und Steinwerkzeuge, dieselben „Idole" und dieselben Spinnwirtel. Nur eine neue graue Thonart, welche dicht unter der hellenistischen Stadt sich findet und der besonders viele Becher von den in 85 und 86 dargestellten Formen angehören, scheint zu beweisen, daß für einige Zeit ein neues Element, sei es in der Bevölkerung selbst, sei es in den Handelsbeziehungen der bisherigen Ansiedler, eingetreten ist. Schliemann hat diese Gefäßformen, wegen ihrer Uebereinstimmung mit den italischen, hauptsächlich etruskischen Funden, lydisch genannt, weil die Etrusker, nach einer Legende Herodot's, lydische

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0114
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Ansiedler gewesen seien. Dieselbe Thonwaare findet sich noch in mehrern Heldengräbern und an einigen andern Stätten der Skamander-Ebene und würde also auch hier eine etwas jüngere, auf die Blütezeit von Troja folgende Epoche bezeichnen.

Dieser Epoche gehören offenbar auch die meisten auf Hissarlik gefundenen Beisetzungen an. Schliemann hat zwei Skelette von Kriegern, welche mit ihren Lanzen und, wie es scheint, auch Helmen bestattet waren, und eine Menge von Urnen mit verbrannter Asche ausgegraben. Zur Zeit, wo die Burg dicht mit Gebäuden besetzt war, wird sie natürlich nicht als Begräbnißplatz benutzt worden sein; die zwei Urnen, welche sich schon auf

85. Becher oder Kelle (Größe 1 : 4).

86. Becher (Größe 1 : 4).

dem Urboden der ersten Stadt fanden, bilden Ausnahmen, ebenso wie die kleinen Gräber, welche bei den letzten Ausgrabungen in Athen unmittelbar auf dem Felsen der Akropolis zu Tage gekommen sind. Dagegen hat in den Zeiträumen, in welchen die Burg verödet lag oder nur spärlich bewohnt wurde, das Begraben auf derselben durchaus nichts Verwunderliches. Die Funde zeigen, daß bei den Trojanern das Verbrennen der Leichen allgemeiner Gebrauch war, denn außer jenen zwei Skeletten, welche in die Schicht der zweiten Stadt hineingebettet waren, fand Schliemann nur Urnen mit ganz feiner Asche; nur einmal lag in einer derselben ein Zahn, ein ander mal ein Schädel, der bis auf das Fehlen des Unterkiefers gut erhalten war. Virchow hat diesen wie die Schädel der vorher erwähnten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0115
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Skelette eingehend analysirt und findet, daß sie trotz starker, besonders in dem Breitenmaße des Kopfes und der Form des Kinns sich ausprägenden Verschiedenheiten doch gemeinsam „in höchst auffälliger Weise das Aussehen von Knochen einer schon in vorgerückter Civilisation befindlichen Bevölkerung an sich tragen". „Nichts Wildes", sagt er, „nichts von massenhafter Knochenbildung, von besonders starker Entwickelung der Muskel- und Sehnenansätze ist an ihnen zu bemerken. Alle Theile haben ein glattes, feines, fast graziles Aussehen", und es ist daher „anzunehmen, daß die einstigen Träger dieser Köpfe einem seßhaften, mit den Künsten des Friedens vertrauten, und durch Verkehr mit entferntern Stämmen auch der Mischung des Blutes mehr ausgesetzten Volke angehörten."

---

7. Das griechisch-römische Ilion.

Eine Beschreibung griechischer oder gar römischer Ruinen fällt eigentlich aus dem Begriff, den wir mit Schliemann'schen Ausgrabungen verbinden, heraus. Wir haben uns gewöhnt, bei Schliemann's Namen nur an eine bestimmte Periode des Alterthums, an die große griechische Heroenzeit zu denken; und diese Gewöhnung ist gut und recht, denn sie gründet sich auf die ganze Eigenart des Mannes, sein völliges Aufgehen in jener romantischen, sagenumsponnenen Welt. So hat er sich denn auch in Troja um die oberste Schicht, die siebente Stadt nach seiner Zählung, wenig gekümmert. Erst von seinen Architekten des Jahres 1882 wurde, was noch erreichbar war, sorgfältig zusammengetragen und aufgenommen. Und somit soll auch unsere Betrachtung dieser Reste nur eine kurze sein, zumal das hellenistische und römische Ilion in seinen Gebäuden, Denkmälern und Geräthschaften durchaus dieselben Eigenthümlichkeiten zeigt, die wir aus so vielen andern Städten jener Zeit kennen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0116
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Viele Vasenscherben beweisen, daß schon lange vor dem Besuche des Xerxes, von dem Herodot erzählt, eine Ansiedelung wieder auf der Burg bestand. Die Scherbe in Abb. 87 zeigt die

87. Bemalte Topfscherbe (Größe 1:2).

obere Hälfte eines weiblichen Flügelwesens, in schwarzer Farbe auf hellrothen Grund gemalt. Die spitze Nase und das trotz der Profilzeichnung en face gestellte große mandelförmige Auge beweisen zur Genüge den archaisch-griechischen Charakter. Das Haar scheint zum Theil in einen langen Zopf geflochten, der von der Mitte des Kopfes aus in doppeltem Bogen nach hinten fliegt und in einem nach beiden Seiten umgeschlagenen Büschel endigt; das Nackenhaar fällt aufgelöst lang herab, und auch vor den Ohren ringelt sich ein Löckchen.

88. Bemalte Topfscherbe (natürl. Größe).

Ein schon regelmäßigeres Gesicht zeigt eine zweite Flügelgestalt auf der Scherbe in Abb. 88, bei der die Zeichnung an der Innenseite der Schale in brauner Farbe auf hellgelben Grund

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0117
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

aufgetragen ist. Das Auge hat eine ähnliche Form wie auf dem vorigen Stück, aber Kinn und Hals sind wohlgestaltet. Das Haar fließt in langen Wellen in den Nacken und wird durch zwei Binden zusammengehalten, deren untere in zwei hinter den Ohren herabfallende Enden ausgeht. Beide Stücke sind in das 6. Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Sie gehören dem nach seinem Hauptfundort bisher rhodisch genannten Stile der Vasenmalerei an, welcher in jener Zeit an der ganzen kleinasiatischen Küste geherrscht zu haben oder wenigstens dieselbe mit seinen Erzeugnissen versorgt zu haben scheint. Die Funde von dort sind wol

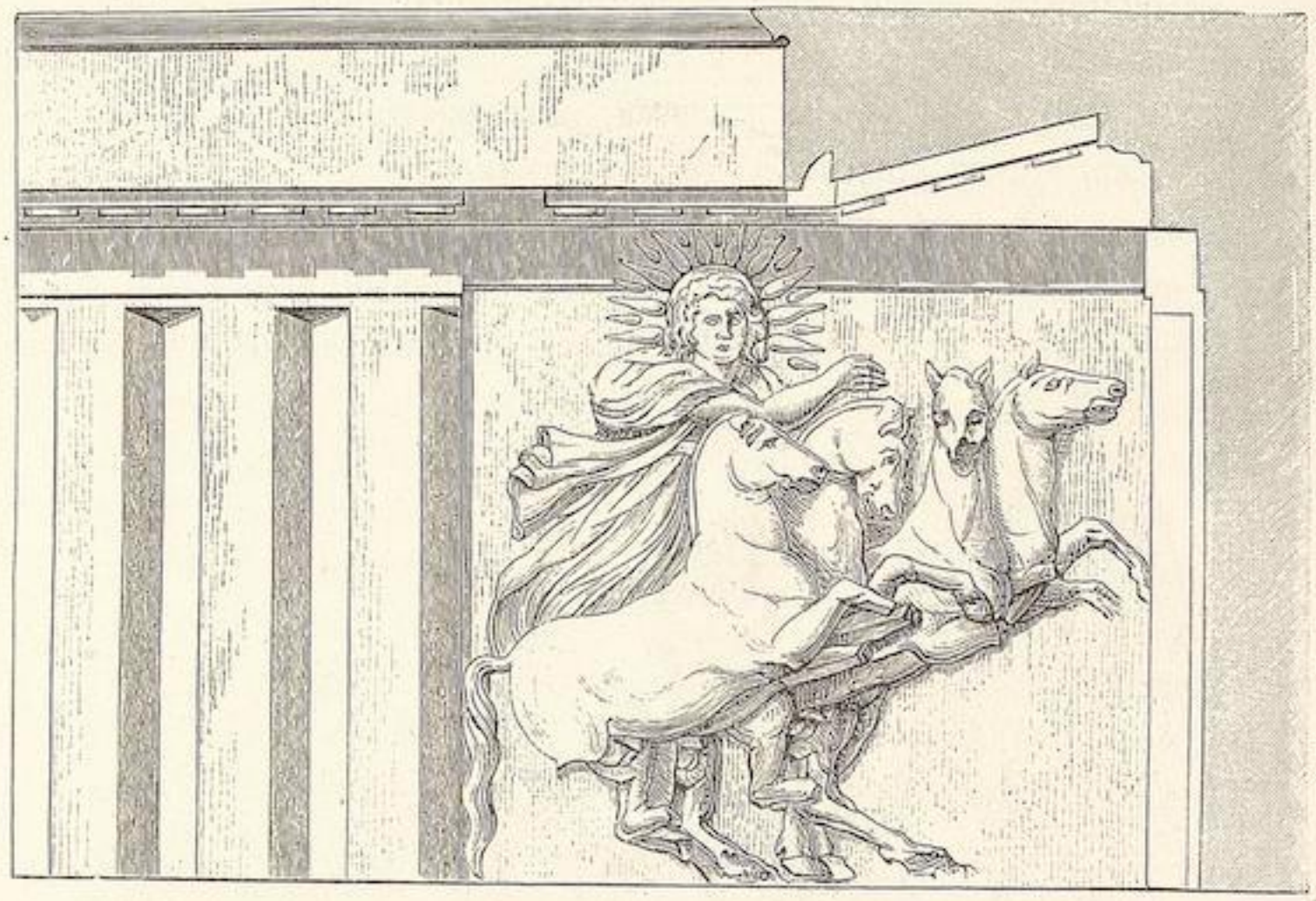
89. Münze von Ilion (Tetradrachme). (Natürliche Größe.)

bislang noch sehr spärlich, aber wir können sie doch schon gleichartig constatiren in der Troas, wie in der Aeolis (Kyme, Larissa) und in Jonien (Klazomenä).

Aus den Erzählungen über die Besuche des Xerxes und Alexander in Troja wissen wir schon, daß als Burggöttin ebenso wie in homerischer Zeit Athena verehrt wurde. Die Münzen der Stadt (89) zeigen sie uns auf der einen Seite in voller Figur, die Lanze auf die rechte Schulter gelegt, in der vorgestreckten Linken den Spinnrocken haltend; auf der andern Seite noch einmal besonders den mit lorberbekränztem Helme bekleideten Kopf der Göttin. Wir dürfen demnach den größten Tempel der Burg, von dem sich zahlreiche Trümmer gefunden haben, als das Athena-Heiligthum betrachten. Abb. 90 stellt Kapitell, Triglyph und Geison dieses Tempels dar. Die Metopen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0118
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

waren mit Sculpturen geschmückt; unsere Platte zeigt den herauffahrenden Helios mit großem Strahlenkranze um das Haupt, seine vier Rosse lenkend. Auf den Resten anderer Platten sind

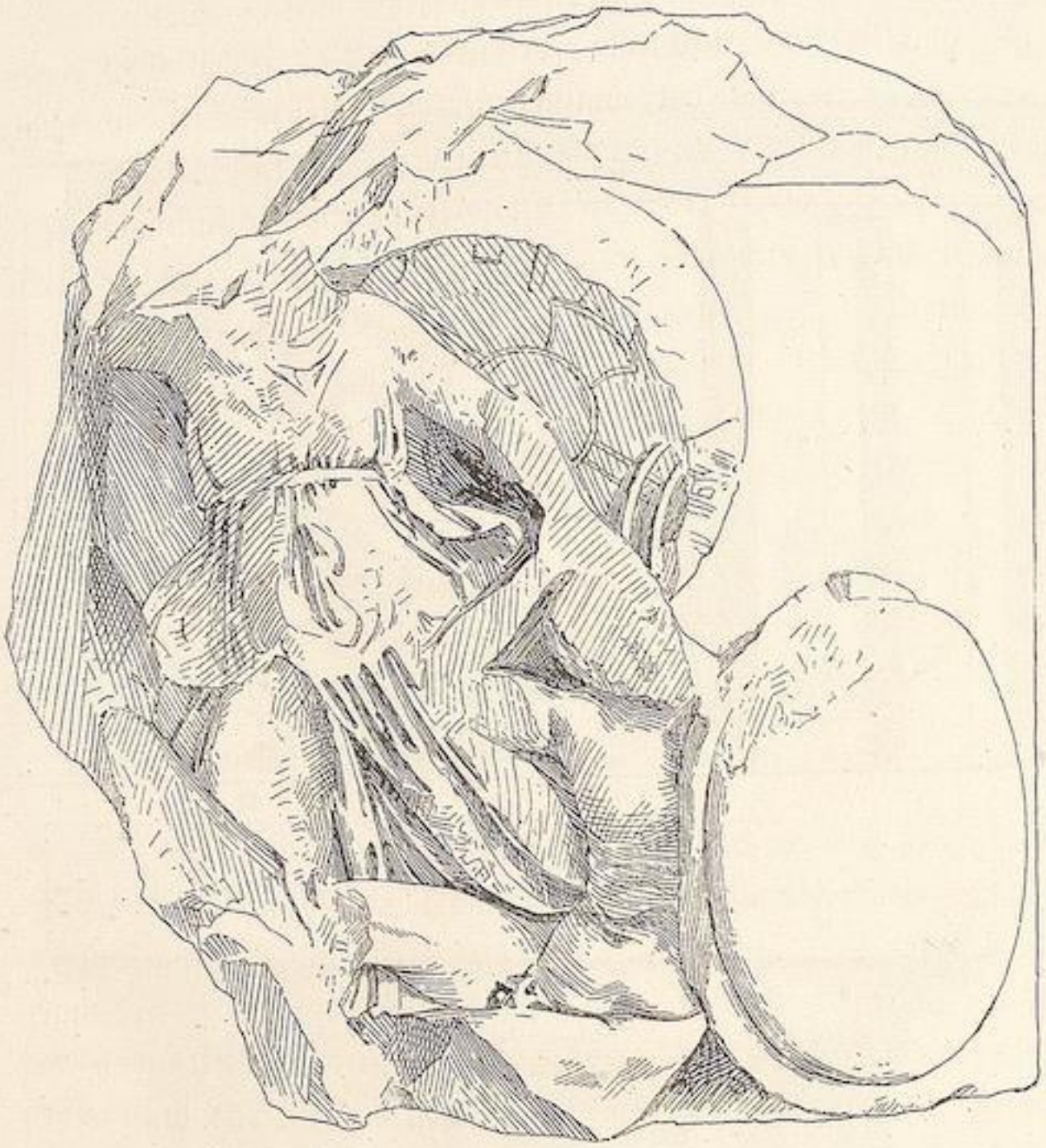


90. Kapitell, Triglyph und Geison des Athenatempels (Maßstab 1 : 5).

Kampfscenen erkennbar. Unter ihnen ist am besten erhalten das in 91 dargestellte Stück, auf dem die schildbewehrte Athena mit der Linken einen niedergestürzten Krieger an den Haaren gefaßt hat und mit der Rechten hoch ausholt, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Der Ueberwundene, offenbar der Gigant

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0119
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Enkelados, sucht sich mit der Rechten vergeblich von dem festen Griffe der Göttin zu befreien, der linke Arm haftet in dem Schilde und stützt mit diesem den Oberkörper. Die Darstellung ist interessant wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit der gleich-



91. Metope vom Athenatempel (Maßstab 1 : 8).

artigen Scene in der pergamenischen Gigantomachie. Es ist beobachtet worden, daß auch in der Technik auffallende Uebereinstimmungen zwischen diesen Metopen und den Reliefplatten des großen Altars von Pergamon vorhanden sind, ja daß beide aus ein und demselben Marmor zu bestehen scheinen. Der ilische Tempel muß demnach aus derselben Zeit stammen wie der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0120
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

pergamenische Altar und ist vielleicht von den attalischen Königen selbst gestiftet, denen ja, wie wir wissen, Ilion als die Heimat ihrer wichtigsten Freunde, der Römer, sehr am Herzen lag.

Neben diesen Resten des Haupttempels sind auch Säulen und Gebälkstücke von einem kleinern und, wie es scheint, etwas ältern dorischen Heiligthume vorhanden. Vor allem aber stehen noch ganze Strecken der Lysimachischen Befestigungen aufrecht, die in einem kleinen Ringe die Burgkrone und in einem größern, fast überall constatirbaren, die weite Unterstadt umschlossen. Die Mauern zeigen ein sehr regelmäßig geschichtetes und vortrefflich gefügtes Quaderwerk. Am Nordabhang lag das Theater, die Grabungen, welche hier vorgenommen sind, haben jedoch nichts besonders Bemerkenswerthes ergeben; der Bau scheint erst in römischer Zeit aufgeführt zu sein. Ebenfalls aus römischer Zeit stammt das letzte Gebäude, das wir erwähnen wollen, eine Thoranlage im Südosten der Burg (L auf dem Plane). Hinter einer auf drei Stufen sich erhebenden viersäuligen Vorhalle bilden drei in der innern Querwand angelegte Thüren, die von korinthischen Halbsäulen eingefaßt werden, den eigentlichen Thorabschluß; am Ausgang werden zwei Säulen zwischen zwei Anten anzunehmen sein.

Die zahlreich gefundenen inschriftlichen Denkmäler der Stadt reichen vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis in die spätrömische Zeit. Sie geben uns mannichfache Kunde über die Beziehungen Ilions zu seinen Nachbarstädten, melden von Stiftungen der Könige, sowie von privaten Weihungen und Ehren und zeigen uns in allem, was auch die Schriftsteller so freudevoll zu berichten wissen, daß die alte Priamosfeste wieder die blühende Hauptstadt der Troas geworden war.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0121
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

8. Die Grabhügel in der Skamander-Ebene.

Neben der Burg selbst hat Schliemann sein hauptsächlichstes Interesse den Grabhügeln zugewandt, die in der troischen Ebene sich so zahlreich finden, besonders am Ufer des Hellespont und an der Küste des ägäischen Meeres. Auf Cap Rhoiteion liegen ihrer fünf nebeneinander, von denen der größte, jetzt In-tepe

92. Der Tumulus In-tepe, angeblich das Grab des Ajas.

genannt, bereits im Alterthum für das Grab des Ajas ausgegeben wurde. Als Hadrian Troja besuchte, soll gerade das Meer von diesem Hügel einen Theil weggeschwemmt haben, sodaß die riesenhaften Gebeine des Helden bloßgelegt waren. Der Kaiser weinte die Thränen seiner archäologischen Rührung und begrub die Knochen unter einem neuen stattlichen Tumulus, auf dem er auch einen Tempel und eine Statue des Ajas errichten ließ. Reste dieses Baues sind noch jetzt auf dem In-tepe vorhanden.

Auf Cap Sigeion liegen ebenfalls mehrere Hügel; der äußerste und zugleich größte soll das Grab des Achill sein, und der nächst-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0122
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

liegende das des Patroklos. Weiterhin ziehen sich auf dem hohen Küstensaume noch eine Reihe gleicher Aufwürfe entlang, von denen der Udschek-tepe und Beschik-tepe die stattliche Höhe von 50 und 80 Fuß erreichen. Schliemann hat die genannten sämmtlich und noch einige mehr, im ganzen sechzehn Hügel, angegraben, aber in keinem einzigen die Spur einer Beisetzung entdecken können. Er hält daher alle diese Hügel für Kenotaphe, das heißt für Denkmäler, die zu Ehren der Verstorbenen errichtet wurden, ohne daß die Gebeine selbst darin ihren Platz fanden. Die

93. Der Tumulus Udschek-tepe vom Skamander aus gesehen.

meisten haben nichts als Topfscherben geliefert, meist denen der zweiten oder auch der von Schliemann für lydisch gehaltenen Ansiedelung ähnlich, wenn auch etwas roher. Nur bei dem auf der europäischen Seite des Hellespont liegenden sogenannten Grabe des Protesilaos fand sich genau die der ersten Stadt eigenthümliche Topfwaare: Bruchstücke von glänzendschwarzen Schalen mit horizontalen Röhrenhenkeln, ferner verticale Röhrenhenkel, Steinbeile, Sägemesser und anderes. Mauerwerk wurde nur in zwei Hügeln aufgedeckt, ein kleines viereckiges, thurmartiges Gelaß von 14 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite in dem sogenannten Priamos-Grabe auf dem Balidagh, dicht neben der früher für Troja gehaltenen Ruinenstätte bei Bunarbaschi, und ein ähnlicher,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0123
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nur weit größerer Thurm von 15 Fuß Länge und Breite und 40 Fuß Höhe im Udschek-tepe. Dieser Bau ist aus gut behauenen Plattensteinen auf einem großen runden und sehr sorgfältig gefügten Polygonalquader-Fundament aufgeführt. Schliemann hält den Hügel für das erst von Caracalla zu Ehren seines auf der trojanischen Reise verstorbenen Freundes Festus errichtete Denkmal. Unter den gefundenen Scherben, berichtet er, möchte man wol manche in das 6. oder 7. Jahrhundert setzen, aber die spätrömischen seien in der Mehrzahl. Von den drei Tumuli, welche auf der Höhe von Bunarbaschi liegen, führen zwei den Namen des Priamos, davon ist der eine schon in den fünfziger Jahren von Calvert, der andere 1882 in Schliemann's Auftrage von Dörpfeld ausgegraben worden. Calvert hat kein Urtheil ausgesprochen, welcher Zeit die gefundenen Topfscherben etwa angehören könnten. Der Bau im Innern soll dort aus großen unregelmäßigen Steinen bestanden haben, die nur an der äußern Fläche roh behauen und ohne Cement zusammengefügt waren, der innere Raum mit kleinen losen Steinen ausgefüllt gewesen sein. Und beide Gemäuer, meint der Entdecker, hätten nur zur Festigung des Hügels oder als Basis für eine Statue oder einen Altar gedient.

Bei der Ausgrabung des zweiten Hügels im Jahre 1882 fand sich nichts anderes als Bruchstücke jener sehr wenig gebrannten, auf der Töpferscheibe gedrehten, schweren, grauen Topfwaare, welche Schliemann in Troja lydisch nannte. Es war auch hier keine Spur weder von Knochen noch von Holzkohlen zu sehen.

Trotzdem aber werden wir nicht alle jene Hügel für Kenotaphe erklären dürfen. Es gab ja freilich solche sicher schon im vorhomerischen Griechenland. In der Odyssee erzählt Menelaos, daß er dem Achill in Aegypten einen Gedenkhügel errichtet habe. Aber viel mehr Beweise haben wir noch dafür, daß der Hügel bestimmt war, die verbrannten Knochen zu bedecken. Patroklos erscheint dem Achill im Traume und bittet ihn, ihrer beider

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0124
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Gebeine nicht voneinander zu trennen, sondern in einem Tumulus zu vereinigen. In der Odyssee wird auch erzählt, daß die Gebeine des Achill und Patroklos zusammen in einer goldenen Amphora in einem Grabhügel an der Küste des Hellespont beigesetzt seien, und am Schluß der Ilias werden die Gebeine Hektor's in einem goldenen Gefäße in eine Grube gelegt und mit einem Steinhügel zugedeckt. Auch das ganze spätere Alterthum sah die Hügel als wirkliche Gräber an, ja es bestattete selbst immer noch gelegentlich auf jene Art. Unter den um Pergamon liegenden Tumuli zeigt der eine geöffnete in seinem Innern Mauern und Bogen, die gewiß erst aus hellenistischer, wenn nicht aus römischer Zeit stammen. Und noch viel verbreiteter findet sich die Sitte in barbarischen Ländern, so vor allem bei den Skythen, von denen Herodot erzählt, daß sie ihren todten König mit sammt seinem Koch, seinem Leibroß und allem, was sein war, verbrannten, den Aschenhaufen mit einem Zelt überdeckten und dann unter einem großen Hügel begruben. Aus diesem skythischen Brauche oder späterer griechischer und römischer Nachahmung desselben erklären sich die zahllosen Tumuli, die noch heute in Bulgarien, der Dobrudscha, Walachei, Moldau und Südrußland bis in die Krim hinein dem Reisenden in die Augen fallen, oft in langen Reihen auf Höhenzügen angelegt als weitschauende Denkmäler. Auch die ägyptischen Pyramiden sind ja im Grunde nichts weiter als riesige steinerne Grabtumuli. Da dem gegenüber diese Bestattungsart auf griechischem Boden sehr spärlich auftritt, so werden wir ihren Ursprung irgendwo anders, vielleicht im fernen Osten zu suchen haben. Zu einem festen Resultat und besonders zu einer ethnologischen Verwerthung der Sitte läßt sich aber heute noch nicht kommen. Nur das eine ergibt unsere Umschau mit Bestimmtheit, daß, da die homerische Auffassung sowol, wie die spätere Uebung bei Griechen und Barbaren übereinstimmend auf ein wirkliches Hügelbegräbniß hinweisen, wir trotz der Ergebnißlosigkeit der Schliemann'schen Grabungen nicht alle trojanischen Tumuli für leer halten dürfen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0125
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Eine erwünschte Bestätigung erfährt diese Auffassung durch einen kürzlich gemachten Fund. Im Frühling 1887 haben türkische Bauern im Tschoban-tepe, nahe bei Bunarbaschi, mehrere Goldsachen, darunter einen goldenen Kranz aus Eichblättern mit Eicheln daran, etwa ein Viertelpfund schwer, ausgegraben. Sie waren in einer Tiefe von 15 Fuß auf ein aus regelmäßigen Quadern ohne Kalk gebautes Grab gestoßen. Was bei der Entdeckung der Sache die Behörde den Leuten noch abjagen konnte, ist nach Konstantinopel gekommen. Calvert berichtete darüber in einer englischen Zeitung. Diese Fundstücke scheinen allerdings einer spätern Periode, Schliemann und Calvert meinen etwa dem 5. Jahrhundert, anzugehören als die Töpferwaare der meisten andern Hügel.

Nicht zu den Grabhügeln gehört der im Garten von Calvert's Landgut eine Stunde östlich von Hissarlik liegende Hanaitepe. Wie in Syrien, Assyrien, Babylonien, überall wo mit Ziegeln gebaut wurde, so viele und mitunter stattliche Hügel nichts weiter sind als die Trümmerhaufen zusammengefallener uralter Paläste oder Ansiedelungen, so hat sich auch diese Erhebung bei den gründlichen Ausgrabungen, welche Calvert mit Schliemann's Beihülfe im Jahre 1879 vornahm, als das Ergebniß einer in mehrere Perioden sich scheidenden langen menschlichen Bewohnung herausgestellt. In der untersten Schicht finden sich Hausmauern aus Bruchsteinen oder auch kleinen Lehmziegeln, in ihnen besonders viele Spuren von Hausthieren: Ziegen- und Kuhknochen und Hundefußstapfen in Lehm abgedrückt; auch ein paar Kindergräber kommen vor. In der zweiten Schicht ist eine Umfassungsmauer errichtet, 8—10 Fuß dick, aus großen unbehauenen Steinen in Lehm gebettet; im Innern liegen mehrere Altäre, zum Theil aus Lehm aufgerichtet, rund, von 15—20 Fuß Durchmesser, zwei auch aus Steinen gemauert. Noch weiter oben folgen wieder Häuser und in ihnen schöne griechische Gefäßscherben des 5. Jahrhunderts. Ein Stück entfernt, dicht neben dem Landhause, waren schon früher große Quaderblöcke

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0126
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ausgegraben, und auch das Stück einer Inschrift mit dem Rest eines Tempelinventars. Nach Calvert's sehr ansprechender Vermuthung hat hier das schon bei Homer genannte Thymbra gelegen, das auch in späterer Zeit fortbestand und besonders wegen seines Tempels des Apollon Thymbraios bekannt war. Heute ist dies liebliche Fleckchen die einzige Oase in der verödeten Skamander-Ebene, und jeder Besucher Trojas, dem es vergönnt war, hier vorzukehren, wird in aller spätern Erinnerung den sandigen Ritt und die traurigen Lehmhütten der Dörfer gern vergessen über der „Villa Thymbra" und ihren freundlichen Bewohnern.

---

9. Troja und seine Bewohner.

Die Ausgrabungen führen uns die wechselnden Schicksale der merkwürdigen Stadt durch anderthalb Jahrtausende vor Augen. Wir sehen, daß der Hügel von Hissarlik eigentlich ununterbrochen besiedelt war, daß er schon in den ältesten, zeitlich kaum annähernd abzuschätzenden Perioden dieser Besiedelung große Paläste und mächtige Festungsmauern trug, daß dann lange Zeit hindurch nur ärmliches Volk ihn bewohnte, daß aber schließlich in der Diadochenzeit und unter den Römern eine neue Sonne über Ilion aufging und ihm nach Kräften den alten Glanz wiederzuverleihen suchte. Es erweist sich damit die Ueberlieferung, welche bei den Griechen herrschte, daß nämlich Troja nie völlig untergegangen sei, sondern an der alten Stelle fortbestände, durchaus begründet und richtig, und eben von diesem Gesichtspunkte aus verblaßt um so mehr die merkwürdige Theorie, welche heute noch an der Stätte des griechischen und römischen Ilion ursprünglich einen Begräbnißplatz erkennen möchte.

Der Hauptmann a. D. Ernst Boetticher hat seit 1883 in verschiedenen heftigen Artikeln und neuerdings auch in einer be-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0127
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sondern Schrift* erklärt, die „sogenannte Burg" von Hissarlik sei gar nicht das alte Ilion, sondern nur eine große Feuernekropole. Die schichtweise Aufhöhung des Hügels sei nicht durch Bewohnung, sondern durch fortdauernde Leichenverbrennung entstanden. Der Palast und alle andern Häuser der Schliemann'schen „Burg" seien demnach nichts anderes, als Bauten, in denen die Leichen verbrannt und die Knochen aufbewahrt wurden. Zur Aufbewahrung dienten auch die so massenhaft gefundenen Gesichtsvasen, welche, ebenso wie ihre Vorbilder, die ägyptischen Kanopen, Graburnen waren. Die großen Festungsmauern und Thore sind nach Boetticher's Ansicht nur Terrassenmauern und Durchgänge durch dieselben. Die Stadt, sagt er schließlich, zu der jener Platz gehörte, muß in der Ebene an beiden Seiten des Skamander gelegen haben, bis zum Meere hin vielleicht, und hatte ihre Burg wahrscheinlich auf einem der Hügel am Hellespont.

Die Theorie weist manche Punkte auf, welche man bei einigem guten Willen wol in Boetticher's Sinne auffassen könnte, aber doch auch andere, an denen sie unbedingt scheitern muß. Es gibt in Babylonien wirklich Feuernekropolen, welche durch schichtweises Anwachsen allmählich einen ganzen Hügel gebildet haben. Aber auch nur durch dieses allmähliche Emporwachsen sind dieselben mit der Burg von Troja verwandt; sie haben weder kolossale „Terrassenmauern" und Thore, noch ein monumentales Gebäude im Innern. Der Palast vor allem ist es, welcher den Anstoß bietet, und die Gründe, aus denen Boetticher ihn ableugnet, sind bezeichnend für sein ganzes Vorgehen. Er behauptet zunächst, der Plan, welchen Schliemann's Architekten nach den letzten Ausgrabungen publicirt haben, sei gar nicht nach der Natur aufgenommen, sondern aus der Erinnerung hergestellt worden, denn während der Ausgrabungen, so habe

---

* „La Troie de Schliemann une nécropole à incinération à la manière assyro-babylonienne" (Löwen 1889).

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0128
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Schliemann selbst im August 1882 öffentlich erklärt, sei alles Messen und Zeichnen streng verboten gewesen. Das war es allerdings, aber bis zum November war die Erlaubniß von der türkischen Regierung erwirkt, damals ist Dörpfeld nach Troja zurückgekehrt und hat ungestört den Plan aufgenommen. Wenn Herr Boetticher das nicht weiß, so hat er das Buch „Troja" nicht ordentlich gelesen; es steht dort auf Seite 16. Aber dies erklärt er noch für das geringere Verbrechen. Weit schlimmer sei es, sagt er, daß Schliemann und Dörpfeld den „Palast" überhaupt nicht entdeckt, sondern „geschaffen" haben. Zum Beweise dessen beruft er sich auf die verschiedenen Reisenden, die in den siebziger Jahren überall nur kleine Häuschen und elende Mauern gesehen haben und führt besonders die damaligen Pläne von Burnouf (im Buche „Ilios") ins Feld, welche an der Stelle, wo später der Palast erschien, ein Gewirr von kleinen Mauern angeben. Diese Mauern theilten den „Palast" in unzählige kleine Todtenkammern, sagt Boetticher; sie alle hat Dörpfeld wegschlagen lassen, um das große Gebäude zu gewinnen, das seiner Burg einen neuen Charakter verleihen sollte. Als man Boetticher entgegenhielt, daß doch der zwei Jahre später gefundene Palast von Tiryns genau denselben Grundriß zeige, erklärte der consequente Skeptiker auch diesen für ein Todtenhaus, das in Wirklichkeit ringsum geschlossen gewesen sei und erst durch die Willkür der Entdecker Thüren und Thore erhalten habe. Und dabei liegen überall, wo Schliemann und Dörpfeld Durchgänge angenommen haben, entweder noch die alten Schwellen an ihrem Platze oder es sind zur Seite die Basensteine der Pfosten erhalten!

Was soll man sagen zu solchem Gebahren? Am besten gar nichts. Leider haben aber Schliemann und Dörpfeld fast keine Auslassung Boetticher's unerwidert gelassen und dadurch dem Herrn zu einem immer größern Selbstbewußtsein verholfen. Er ist natürlich niemals weder in Troja noch überhaupt in den classischen Ländern gewesen. Daher bot ihm Schliemann, als

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0129
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

diesen Sommer wieder Sendschreiben auf Sendschreiben erfolgte, eine gemeinsame Reise dorthin an, wo dann der alte Streit sich sehr leicht erledigen werde. Ob dieselbe zu Stande kommt, ist zweifelhaft, und ob sie Erfolg haben wird, noch zweifelhafter. Boetticher betont fortwährend, daß er als alter Soldat genug Schanzgräben aufgeworfen habe, um in allem, was Erdarbeiten und somit auch Ausgrabungen betreffe, den Gelehrten und Architekten überlegen zu sein. Er würde sich auch in Troja selbst schwerlich jenen beiden und den von ihnen „geschaffenen" Thatsachen beugen.

Ich halte dafür, daß man die Angelegenheit längst nicht mehr ernst nehmen kann. Denn wenn man es müßte, würde jener junge Archäologe recht haben, der vor einigen Jahren in einem leider ungedruckt gebliebenen offenen Briefe frei nach Boetticher zu beweisen suchte, daß auch die sogenannte Akropolis zu Athen nichts anderes gewesen sei, als eine Feuernekropole. Die Pansgrotte, sagte er, läßt sich noch heute deutlich als der große Ofen erkennen mit ihren rauchgeschwärzten Wänden und aschebedecktem Boden. Vielfache Kanäle, welche die Glut vertheilten, wurden auf der Burg gefunden, aber von den thörichten Archäologen für Wasseradern gehalten. Der sogenannte Frankenthurm war der große Schornstein der Verbrennungsanlage, und gerade ihn, das Hauptstück für den Beweis der neuen Auffassung, hat wieder der böse Schliemann sich beeilt zu Falle zu bringen, indem er im Jahre 1874 die Erlaubniß erwirkte, denselben mit eigenen Mitteln abtragen zu lassen. So dürfen denn auch die Propyläen und seine Gebäude nicht länger verkannt werden: die erstern öffneten in ihren ernsten Formen stimmungsvoll den Eingang zu dem Trauerplatze, und Parthenon und Erechtheion boten ebenso geräumige wie wohlgestaltete Columbarien.

Ich denke, hiermit können wir den Boetticher'schen Einspruch als erledigt ansehen und zur Würdigung dessen, was die bloßgelegten Ruinen nach unserer Auffassung bedeuten, übergehen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0130
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Ausgrabungen Schliemann's in Troja und dessen Umgebung haben deshalb alle Welt interessirt, weil sie mit Homer, dem anerkannten Urbild aller Poesie, in nächstem Zusammenhang standen, weil sie Aufschluß versprachen über das Sein oder Nichtsein der Grundlagen jener Poesie. Was sagen uns nun die Ausgrabungen über die Burg von Hissarlik, über das Volk, welches hier geherrscht hat, und über den Krieg, der vor seinen Mauern stattgefunden haben soll? Sie zeigen uns eine Burg von sehr geringem Umfang. Ebenso wie die Akropolen von Mykenä, Tiryns und Athen, hat sie nicht die ganze Stadt, sondern nur den Herrscherpalast getragen. Die Stadt lag in allen diesen Fällen am Fuße der Burg und ist in Troja fast ganz verschwunden. Die Burg aber, in welcher wir zugleich die wechselnden Schicksale der Stadt mit bezeugt sehen dürfen, war schon von den ersten Ansiedlern mit starken Mauern umgeben worden, und erhielt in ihrer zweiten Periode einen Befestigungsring von so stattlicher Construction mit Thürmen und Thoren beschirmt, wie er an keiner andern Stätte in der Troas, noch an der kleinasiatischen Küste überhaupt aus so früher Zeit uns bekannt geworden ist. Troja muß daher eine hervorragende Stellung eingenommen haben, nicht blos in der Troas, sondern an der ganzen kleinasiatischen Küste, das heißt im Seeverkehre des Archipelagus. Es ist sicherlich die Hauptstadt der Landschaft gewesen und war durch seine wichtige Lage an der Durchfahrt zwischen zwei Meeren berufen, auch in größere Verhältnisse mit Nachdruck einzugreifen.

Im einzelnen nehmen die gefundenen Bauten wie die Gebrauchsgegenstände eine Mittelstellung ein zwischen den drei großen Culturen der alten Welt, der assyrisch-babylonischen, der ägyptischen und der griechischen. Das Bauen aus Ziegeln entspricht der in den Euphrat- und Tigris-Ländern natürlichen Gewöhnung. Dort gab es keine Steine, sondern nur Schwemmland. Ebenfalls durch die Verwendung schlechten Materials wird das Böschen der Mauern hervorgerufen, welches in Aegypten seine

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0131
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Heimat hat. Die spätern Bewohner Kleinasiens und Griechenlands hatten sich schon genügend in die gebirgige Eigenart dieser Gegenden eingelebt, um vorzugsweise aus Steinen zu bauen. Gegenüber jener asiatischen Ziegelbauart knüpft aber die Gestalt der Thore und des Palastes zu Troja das Band mit dem westlichen Ufer des ägäischen Meeres, denn der Grundriß dieser Thore findet sich nicht nur ebenso in Tiryns und Mykenä wieder, sondern ist auch das Vorbild für den ganzen spätern griechischen Thorbau geworden, und aus den übereinstimmenden Grundrissen der Königsgemächer von Troja, Tiryns und Mykenä hat sich der dorische Tempel entwickelt.

Das Vorkommen von Elfenbein und Nephrit beweist den Handel mit dem Innern Asiens, die Formen vieler Gefäße den Einfluß Aegyptens. Der „mykenische" Ornamentationsstil aber in einer Reihe von goldenen Schmucksachen zeigt wieder die gleichzeitige Verbindung mit Europa.

So sehen wir die Bewohner von Troja in einem Uebergange von asiatisch-ägptischem zu griechischem Wesen. Sie bauen nach orientalischer Art, die nachher zum Theil für Griechenland mustergültig wird, sie beziehen ihre werthvollsten Gebrauchsgegenstände von Osten, von Süden und von Westen. Die gewöhnlichen Geräthe des täglichen Lebens aber, Kochtöpfe, Wasserkannen, Becher, Garnwickel werden an Ort und Stelle gemacht. Sie stehen eigenartig da, ohne Anknüpfung nach der einen oder nach der andern Seite, und beweisen somit nur aufs neue das Zwischenstadium, in dem die Bevölkerung sich befindet: sie ist schon zu lange von den eigentlichen asiatischen Stämmen getrennt, um noch in deren Stile zu arbeiten und hat doch die griechische Weise noch nicht angenommen. So übt sie in dem, was sie selber schafft, ihren eigenen Stil. Hieraus erklärt es sich, daß die Diademe und Ohrgehänge des großen Schatzes und so viele Vasenformen nirgends Analogien finden.

Wir haben uns demnach das Volk, dessen König auf der Burg von Troja wohnt, schon längere Zeit im Lande seßhaft

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0132
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

zu denken. Seine Baukunst zeigt bereits eine hervorragende Entwickelung. Um so mehr fällt es auf, daß in der zweiten Stadt noch sehr viele steinerne Geräthe in Gebrauch sind. Aber Tiryns und Mykenä werden uns lehren, daß solche selbst bis in Zeiten von hoher Kunstblüte sich erhalten haben.

Die decorative Kunst befindet sich in Troja erst in den Anfängen. Außer den primitiven Gesichtern an Vasen und auf Steinen haben sich keine Darstellungen menschlicher Gestalten gefunden, sodaß wir unsere Neugier, wie die Trojaner aussahen, wie sie sich kleideten und was sie trieben, nur unvollkommen aus den gefundenen Geräthen selbst befriedigen können. Die Funde im Hanaï-tepe weisen deutlich auf Ackerbau und Viehzucht, welche ja aus der längern Seßhaftigkeit sich schon von selbst ergeben und in der fruchtbaren Skamander-Ebene zu bestem Gedeihen kommen mußten. Als Kriegswaffen haben sich Lanzen, Pfeile, Dolche und Aexte gefunden, auffälligerweise keine Schwerter. Daß die letztern nicht vorhanden gewesen wären, möchte ich indessen nicht glauben. Mykenä hat nur deshalb eine so große Menge von Schwertern geliefert, weil sich dort die unangetasteten Gräber fanden. Schon in Tiryns aber, das doch zeitlich und räumlich Mykenä am nächsten liegt, ist kein Schwert zu Tage gekommen, weil die Grabungen auf kein Grab gestoßen sind. Derselbe Umstand wird in Troja als Erklärung für das Fehlen jener Waffe genügen.

Was sich etwa sonst noch über die Art der Bewohner von Troja und über die etwaige thatsächliche Unterlage des von Homer geschilderten Krieges sagen läßt, hat zur Voraussetzung, daß wir zunächst jenseit des purpurnen Meeres diejenigen kennen lernen, welche die Sage zu den Feinden der Trojaner macht, und deren Lebensart aus den stattlichen Ueberresten ihrer Cultur in Tiryns und Mykenä so klar hervortritt, daß damit auch auf Troja neue Lichter fallen. Eins aber kann schon jetzt als unumstößlich gelten, daß an der Stätte von Hissarlik zu einer Zeit, die allem, was wir sonst auf griechischem Boden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0133
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kennen, weit vorausliegt, eine stolze, Land und Meer beherrschende Königsstadt gelegen hat, und daß die Sänger des trojanischen Krieges, wie sie den Ida und Skamander und Hellespont und die Insel Tenedos kannten, so auch von jener Königsstadt und von ihrer großen Zeit und ihrem gewaltsamen Untergange Kunde gehabt haben müssen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0134
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Schuchhardt.

I.

TROIA
mit der Skamanderebene

0 1 2 3 4 5 km.

Kumkaleh

OPHRYNION

RHOITEION

Intepe

T.
T.
T.

Jenischehr

Kalifatli

Intepe-Asmak

Halileli

Kumköi

SIMOIS

TROIA

Asmak

Hag. Demetrios tepe

Tschiblak

Kalifatli

T

Jenikoi

Mendere

Beschik tepe

Palaeo kastro

Landgut

Hanaitepe

Udschek- tepe

Beschik- Bay

Fulu Dagh

Bunarbaschi

Ou Kirkgös

T.
T.
T.

Eski Hissarlik

Udschek

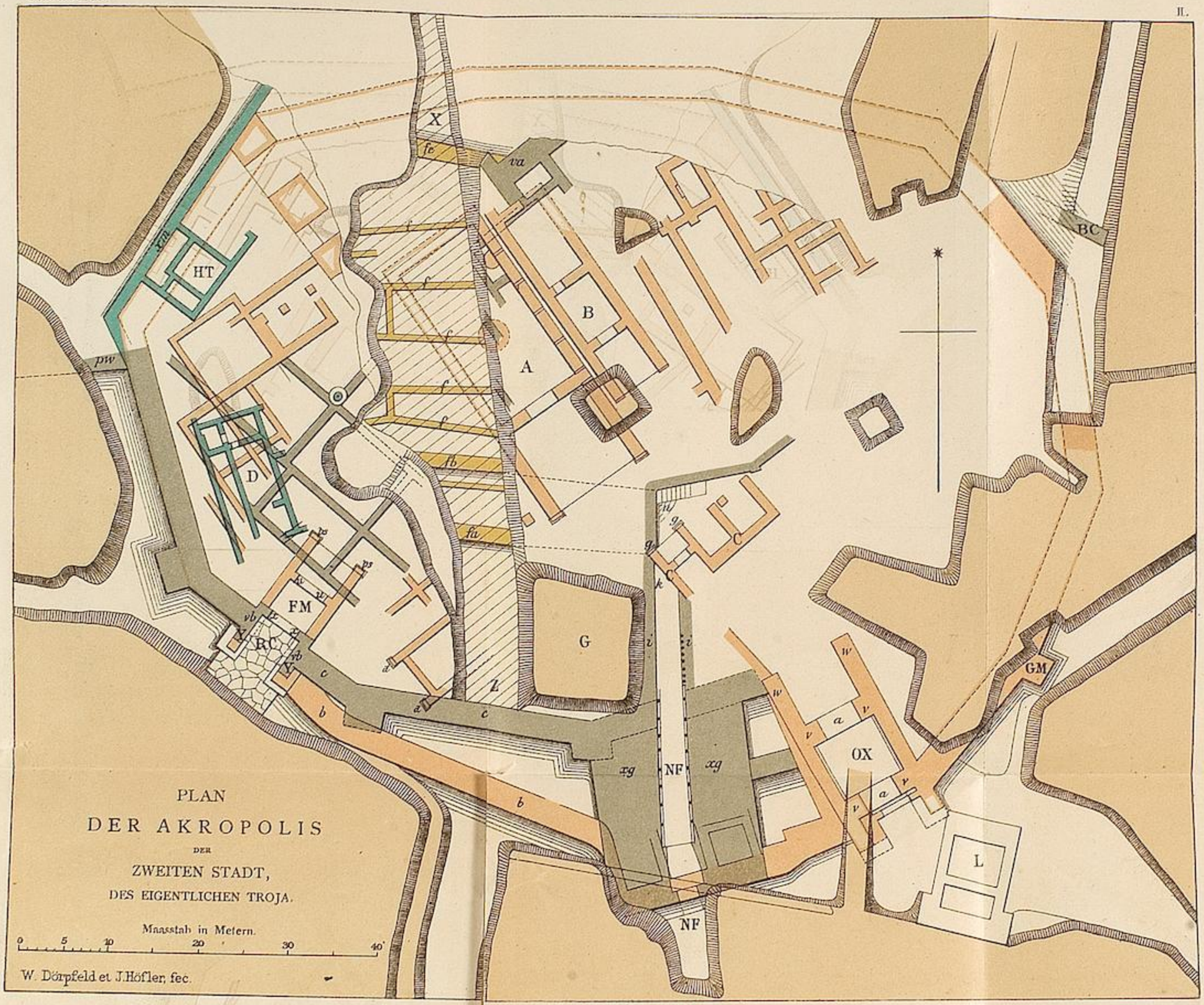
Ruinen früher für Troia gehalten

Batidagh

Arablar

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0135
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0136
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.



Unausgegrabene Theile.

Mauern der ersten Stadt.

Mauern der zweiten Stadt aus ihrer ersten Periode.

Mauern der zweiten Stadt aus ihrer zweiten Periode.

Mauern der dritten Stadt.

Römisches Thor.

XZ Grosser Nordgraben.

fa, fb, fc Befestigungsmauern der ersten Stadt.
f Hausmauern der ersten Stadt.

A Megaron
B Frauenwohnung } des Palastes.
C Hofthor

c, RC und NF Mauern und Thore aus der ersten Periode der zweiten Stadt.

pw und BC Vermuthliche Mauer der Unterstadt.

b, FM und OX Mauern und Thore aus der zweiten Periode der zweiten Stadt.

GM Thurm der zweiten Stadt, dessen Durchschnitt in Abb. 29 (Seite 58) dargestellt ist.

xm Mauer der dritten Stadt.

HT und D Gebäude der dritten Stadt.

L Römisches Thor.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0137
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0138

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Drittes Kapitel.

Tiryns.

1. Lage und Geschichte. Verhältniß zu Mykenä.

Mykenä und Tiryns liegen beide am Rande der großen argolischen Ebene, welche ihrer ganzen Landschaft den Namen gegeben hat; denn „Argos" heißt nach Strabo im Pelasgischen „Ebene". Eine große und reiche Niederung muß an sich schon in dem felsigen, wasserarmen Griechenland als ein besonders begnadeter Landstrich erscheinen, und wenn die argolische zudem in einen tiefen geschützten Meerbusen mündet, der gegen Osten gewendet den Weg unmittelbar auf das weite Inselmeer und zu den Schätzen der anatolischen Küste öffnet, so kann es wol nicht Wunder nehmen, daß an diesem Punkte die älteste Kultur auf griechischem Boden zu ihrer höchsten Blüte gediehen ist.

Der Hauptbach der Ebene ist der Inachos, in den sich von Norden her der Kephisos, heute Dervenaki genannt, ergießt. In der Nähe des Zusammenflusses beider, auf dem Ende einer von Osten her weit in die Niederung vorgeschobenen Hügelkette, liegt Argos, „der natürliche Mittelpunkt für denjenigen, welcher die Inachos-Ebene beherrschen will. Um diesen Punkt mußte sich zu allen Zeiten das Einheimische sammeln". So sagt der Hauptmann der Artillerie Steffen, welcher 1881 im Auftrage des archäologischen Instituts zwei vorzügliche Karten, eine der Burg und eine der Umgegend von Mykenä, aufgenommen hat. Tiryns und Mykenä liegen gegenüber von Argos am Ostrande der Ebene,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0139
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ersteres 2 km vom Meere auf einem niedrigen (26 m) einsam aus dem Schwemmlande aufragenden Felsen, Mykenä 15 km landeinwärts am Kopfende der Ebene im Kephisosgebiete, nicht weit von den Paßübergängen, welche den Verkehr zwischen dem argolischen und dem korinthischen Meerbusen vermitteln. Sein Burgberg, durch einige Vorhügel gedeckt, erhebt sich bis 278 m und wird flankirt von zwei noch weit höhern Bergen, nördlich dem Prophet Elia (807 m) und südlich dem Szara (659 m).

In diesem topographischen Verhältniß ist schon der feindliche Gegensatz gegeben, in welchen die Sage die eingewanderten Gründer unserer Burgen zu den autochthonen Herren von Argos setzt. Bei der Zerspaltung des alten Danaerreiches erhält Akrisios Argos, während Proitos das Heraion, Mideia und Tiryns bekommt. Diese Punkte galten demnach als die ältesten, Mykenä gesellt sich erst nachher zu ihnen. Während der Herrschaft von Proitos' Sohne, Megapenthes, gründet Perseus Mykenä und macht sich alsbald die ältere Nachbarstadt Tiryns unterthan. Und dieses Oberhoheitsverhältniß ist dann bestehen geblieben. Es tritt besonders deutlich hervor in der Erzählung von den Sklavenarbeiten, welche Herakles, der Tirynther, für Eurystheus, den König von Mykenä, verrichten muß.

In der historischen Zeit haben die Städte keine Rolle mehr gespielt. Nur in den Perserkriegen werden noch einmal 80 Mykenier unter den Gefallenen von Thermopylä erwähnt und ihrer 200 nahmen mit den Tirynthern vereint an der Schlacht bei Platää theil. Im Jahre 468 v. Chr. wurden Tiryns wie Mykenä von den Argivern zerstört, und diese behaupteten fortan die nach der Lage ihrer Burg ihnen zukommende Herrschaft in der Landschaft. Die einstigen Königsstädte der Achäer werden nachher nur noch als Ruinen erwähnt. Aber so vollkommen verödet, wie die Schriftsteller behaupten, ist doch wenigstens Mykenä nicht gewesen. Schon Schliemann hatte aus mannichfachen Anzeichen eine neue Besiedelung der Burg „in makedonischer Zeit" geschlossen, und die jüngsten Ausgrabungen der Griechen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0140
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

haben durch inschriftliche Funde klargestellt, daß vom 3. Jahrhundert v. Chr. ab wieder für längere Zeit eine Kome, ein Dorf, in Mykenä existirte.

Im übrigen bestätigen die Ausgrabungen vor allem das in der Sage sich kennzeichnende Altersverhältniß zwischen Tiryns und Mykenä. Die Mauern von Tiryns machen einen noch etwas ältern Eindruck als selbst die ältesten Theile des mykenischen Burgringes. Sie bestehen aus kolossalen, nur wenig behauenen Blöcken und zeigen keine Spur einer spätern Ausbesserung. Der mykenische Ring dagegen ist schon ursprünglich aus etwas kleinern Steinen aufgeschichtet und später zu verschiedenen Zeiten in sorgfältigem Quader- und Polygonalmauerwerk verstärkt und ergänzt worden.

Wie konnte aber die Bergstadt Mykenä das so günstig am Meere gelegene Tiryns überflügeln? Nur wenig wird zur Erklärung dieser Thatsache die Beobachtung beitragen, welche Aristoteles ausspricht in den Worten: „Zur Zeit des trojanischen Krieges war das Land von Argos morastig und konnte daher nur eine geringe Bevölkerung ernähren, das Land von Mykenä dagegen war gut und wurde hochgeschätzt.“ Die Fundstücke von Tiryns und Mykenä deuten zu sehr auf eine Seecultur, auf einen durch Handel erworbenen Reichthum, als daß wir in der Bodenbeschaffenheit ihrer Gebiete die Erklärung für die größere oder geringere Macht dieser Städte suchen dürften. Um so weiter führt uns eine Betrachtung der Lage von Mykenä auf der Höhe zwischen dem argolischen und dem korinthischen Golfe. Besonders seit Steffen ein ganzes Netz von cyklopischen Hochstraßen festgestellt hat, die alle darauf berechnet sind, Mykenä auf den verschiedensten Wegen mit Korinth in Verbindung zu halten, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jener Punkt in den Bergen gewählt wurde, um der neuen Burg eine doppelseitige Wirksamkeit zu ermöglichen, und daß die erstaunliche Blüte und Macht, zu der sie dann emporwuchs, als der thatsächliche Erfolg jenes Strebens zu betrachten ist. Nur fragt es sich, von welcher

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0141
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Basis die Gründer von Mykenä ausgegangen sind; ob sie vom argolischen Golfe aus den korinthischen gewinnen wollten oder vom korinthischen aus den argolischen; und in dieser Beziehung kann ich Steffen's Auffassung nicht beipflichten. Der letztere möchte Mykenä als einen Vorposten des gegen Argos vordringenden Korinth auffassen. Ein anderer Zweig, meint er, desselben Volkes, das zu Wasser kommend sich in Tiryns niedergelassen, sei zu Lande über Korinth in die Argolis eingedrungen. Ich glaube, daß umgekehrt Mykenä vom argolischen Golfe aus angelegt worden ist, um den Weg zum korinthischen zu bahnen; denn erstens sind in ihrer Lage Mykenä und Tiryns zu sehr aufeinander angewiesen und auch in der Sage zu eng verknüpft, als daß die Gleichartigkeit ihrer Funde auf die zufällige Wiedervereinigung zweier getrennter, aber ursprünglich zusammengehöriger Stämme zurückgeführt werden dürfte; und zweitens ist weit schwerer einzusehen, warum Korinth, das in seiner unvergleichlichen Lage schon vorher beide Meere beherrschte, durch das Binnenland nach dem argolischen Golf gestrebt haben sollte, als daß ein Stamm, der in der Inachos-Ebene festen Fuß gefaßt, weiter nach Norden vordrang, um das westliche Meer zu gewinnen. Welch ein reiches Feld bot sich nicht dem Handel im Westen, nach den jonischen Inseln, dem Lande der Phäaken! Ist nicht auch in der Sage der König von Ithaka einer der getreuesten unter den Paladinen Agamemnon's?

Wir werden demnach annehmen dürfen, daß die in Tiryns gepflanzte Cultur nach Mykenä weiter rankte und dort sich zur vollen Blüte entwickelte. Macht und Cultur sind hier den umgekehrten Weg gegangen als in der Troas. Die Vorältern des Priamos hatten im Gebirge eine kleine Feste; zu einer mächtigen Stadt wurde ihr Sitz erst, als sie in die Ebene hinabstiegen. In der Argolis blüht zuerst Tiryns, dann wächst alles überflügelnd Mykenä in den Bergen auf. Diesem Verhältniß entspricht es, daß die Funde von Troja durchweg den Stempel binnenländischer Arbeit tragen, während die mykenischen, mit

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0142
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Algen und Seethieren verziert, ihre Analogien auf dem ganzen Inselmeere finden.

Das höhere Alter von Tiryns läßt es wünschenswerth erscheinen, daß wir, abweichend von der Zeitfolge der Schliemann'schen Ausgrabungen, die Beschreibung dieser Ruinenstätte der der mykenischen vorausschicken. Es ist das um so mehr geboten, als die Hauptergebnisse der Tirynther Ausgrabungen, Burgmauern und Palast, vielfach die Basis bilden für das Verständniß der durchweg schlechter erhaltenen gleichartigen Bauten in Mykenä.

---

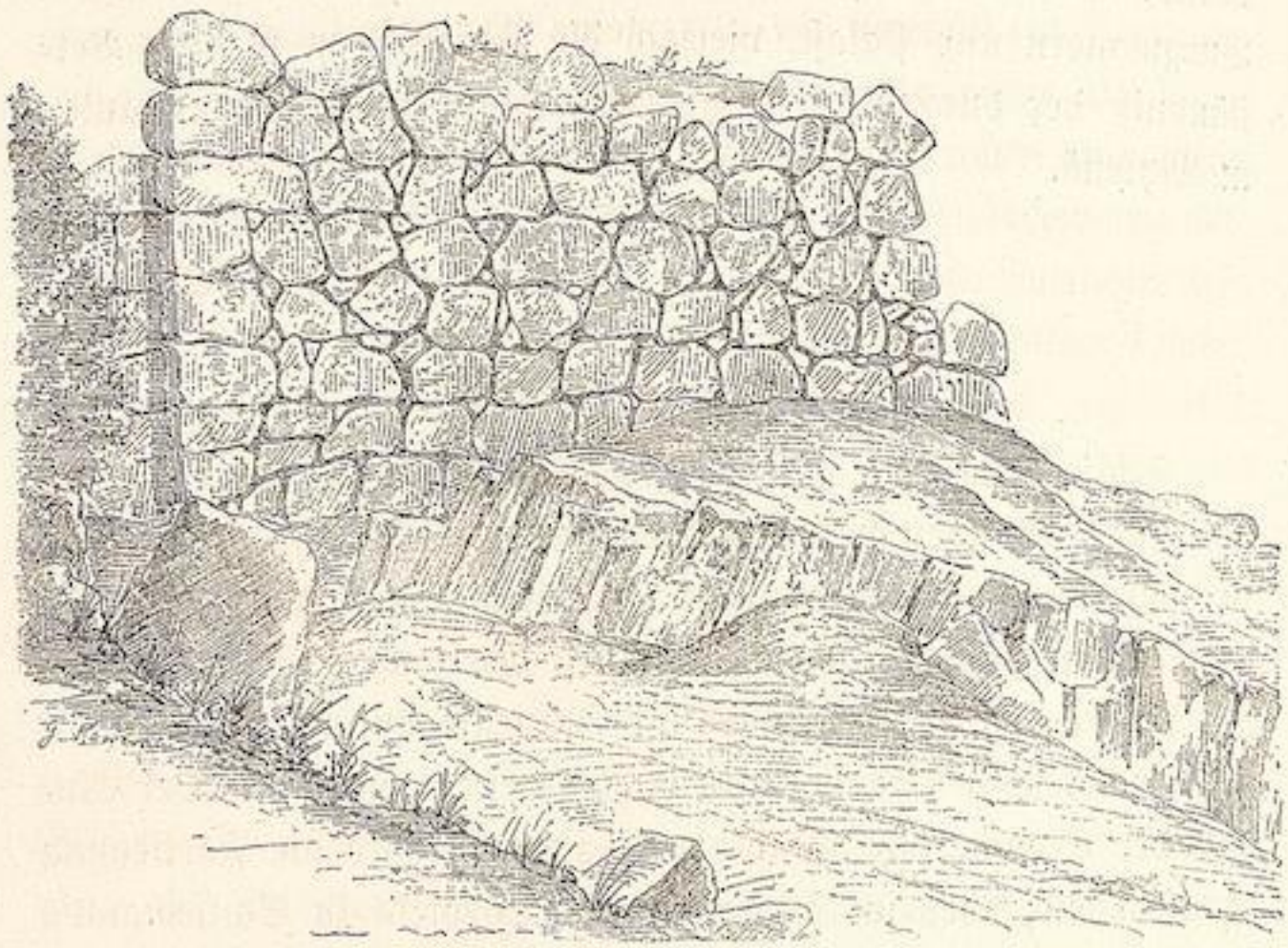
2. Mauern und Thore.

Schliemann ist, nachdem er bereits im Jahre 1876 verschiedene Tastungen vorgenommen hatte, erst im Frühling 1884 zu umfassenden Ausgrabungen in Tiryns gekommen und hat damals den wohlerhaltenen Grundriß des ganzen Königspalastes mit Thoren, Höfen, Männer- und Frauenwohnung, die Mauern stellenweise noch 1 m hoch aufrecht stehend, gefunden. Der Eintritt der Sommerhitze hinderte in jenem Jahre die Fortsetzung der Arbeiten; aber im folgenden hat Dörpfeld in Schliemann's Auftrage den interessantesten Theil, welcher noch ausstand, bewältigt, indem er die riesige Ringmauer mit ihren Thürmen, Gängen und Kammern zum großen Theil freilegte.

Tiryns liegt auf einem nur 300 m langen und 100 m breiten Kalksteinfelsen, der sich, überall freistehend, 18 m über die umliegende Ebene, 22 m über das Meer erhebt. Er senkt sich von Süden nach Norden um mehrere Meter und bildet drei Abstufungen, die der Bebauungsplan seinen verschiedenen Zwecken nutzbar gemacht hat, und die wir danach als Ober-, Mittel- und Niederburg unterscheiden können. Auf der Oberburg, im Süden, lag der Palast, die ganze Breite zwischen den Befestigungsmauern füllend; auf der Mittelburg befinden sich, sehr zerstört, geringere,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0143
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wahrscheinlich für die Dienerschaft bestimmte Wohnungen; die Niederburg ist noch nicht ausgegraben. Sie hat weit geringern Umfang als Ober- und Mittelburg und kann die zu dem Königssitze gehörige Ortschaft unmöglich eingeschlossen haben. Die letztere lag vielmehr ebenso wie in Troja am Fuße des Burghügels. Ob sie von einer besondern Mauer umschlossen war, und wie



94. Stück der westlichen Burgmauer.

weit sie sich ausdehnte, wissen wir nicht, da Ausgrabungen hier nicht vorgenommen sind und in dem seit Jahrhunderten fleißig bebauten Gebiete auch wol wenig nützen würden.

Die Umfassungsmauer besteht von unten bis oben aus sehr großen Steinen. Sie ist nicht geböscht und trägt keine Lehmziegelmauer wie die trojanische. Bekanntlich behaupteten die Alten, König Proitos habe sich Cyklopen aus Lykien kommen und von ihnen seine Burgmauer aufführen lassen. So erstaunlich erschien dieses Werk, daß man es nicht von gewöhnlicher Menschen Hand vollführt denken mochte. In der That mißt mancher Stein

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0144
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

2—3 m in der Länge und je 1 m in der Höhe und Tiefe. Die Steine sind zwar nicht, wie man bislang gewöhnlich annahm, völlig unbearbeitet, es ist an vielen eine Lager-, manchmal auch eine Außenfläche mit dem Spitzhammer roh hergerichtet; auch sind sie nicht regellos aufeinandergelegt, sondern möglichst in durchgehende Schichten geordnet (vgl. Abb. 94), und schließlich entbehren sie nicht jeden Bindemittels, wie ebenfalls bis zu den letzten Ausgrabungen die allgemeine Meinung war, sondern sie waren in Lehm gebettet: an Stellen, die erst kürzlich freigelegt sind, wird von den Eidechsen und Ratten, die zahlreich die Mauern bewohnen, beständig der gelbliche Staub herausgewirbelt. Die Blöcke bestehen aus Kalkstein, der auch für die Bauten innerhalb der Burg zumeist verwandt ist. „Er ist in der Nähe von Tiryns an den östlich und südlich gelegenen Felsen gebrochen worden, wo man jetzt noch sichere Spuren von antiken Steinbrüchen erkennt“ (Dörpfeld). Einige Steine zeigen deutlich die Art, wie sie gewonnen wurden; sie haben an ihrem Rande ein tiefes rundes Bohrloch, in das offenbar ein dicker Holzstab gesteckt wurde, der mit Wasser begossen durch sein Aufquellen den Block lossprengte. (Abb. 95).

95. Stein mit Bohrloch.

Die Stärke und Bauart der Mauer ist an den verschiedenen Strecken der Burg verschieden. Um die Niederburg erhebt sie sich einheitlich 7—8 m dick und steht noch bis zu einer äußern Höhe von 7,50 m. Ihre geschlossene Gestalt wird hier nur unterbrochen durch einige Nischen, die unbestimmt zu welchem Zwecke an der Rückseite angebracht sind. Um die Oberburg dagegen schwankt das Stärkenmaß von 5 m bis zu der erstaunlichen Zahl von 17,50 m, und die Mauer ist hier durch viele aus- und einspringende Ecken gegliedert, durch Thürme verstärkt, durch

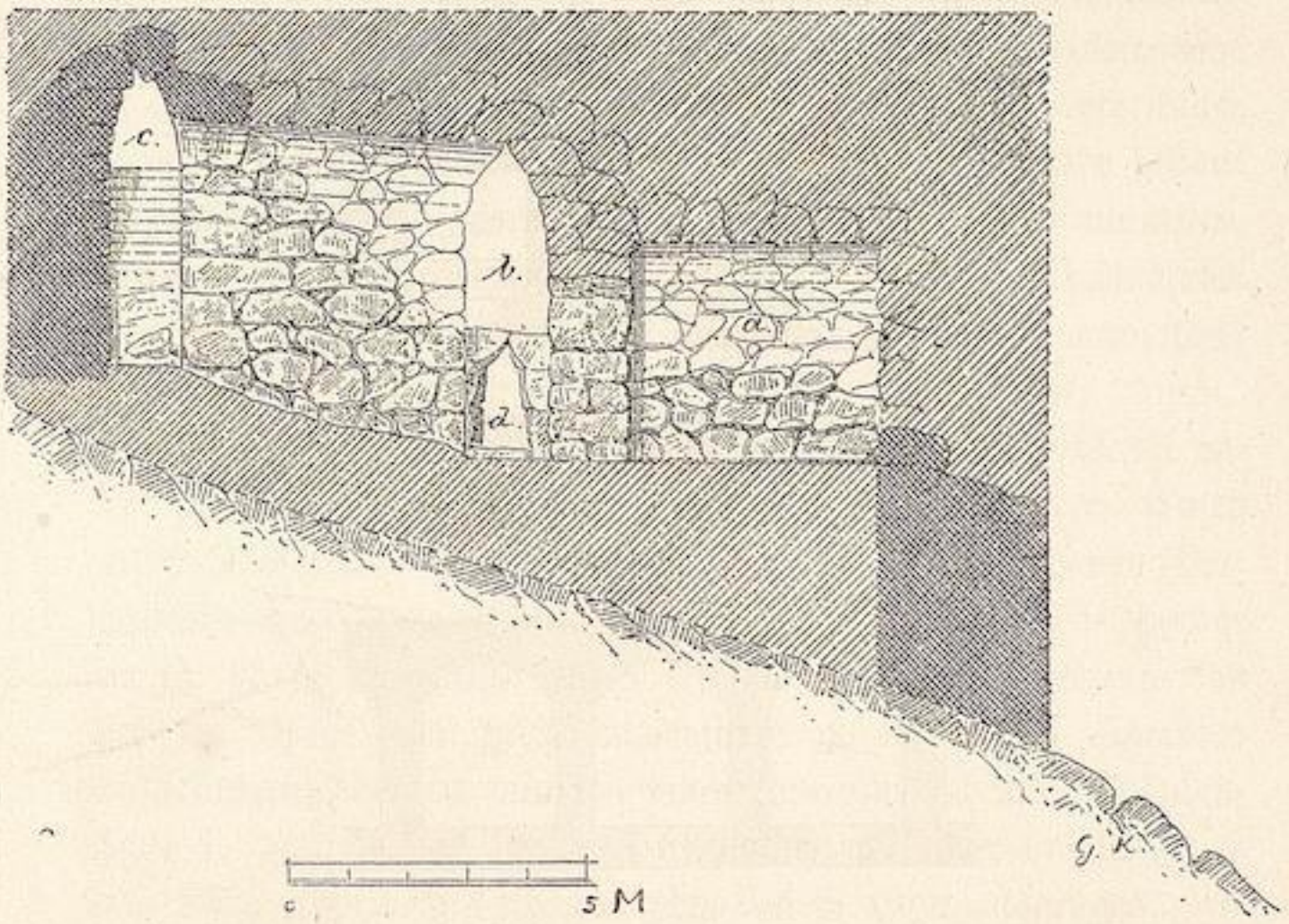
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0145
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Gänge und Kammern unterhöhlt. Die letztern sind am besten in dem Südzuge der Mauer erhalten. Hier liegen zunächst in dem großen Eckthurme zwei Gemächer (A A), die nach keiner Seite einen Ausgang haben und demnach vielleicht als Keller, noch eher aber wol als Cisternen benutzt wurden. Ihr Oberbau bestand aus Lehmziegeln, denn in ihnen fand sich eine große Menge Ziegelschutt. In der anschließenden Südlinie alsdann, der stärksten des ganzen Ringes, hatte man vor der völligen Abräumung eine Mauer in zwei Absätzen zu erkennen geglaubt in der Art, daß auf einen Unterbau von 11 m Stärke ein zurücktretender oberer von $4^1/_2$ m Stärke angenommen wurde, welcher also vorn einen $6^1/_2$ m breiten Umgang freigelassen hätte. In dem obern Stück war der lange Corridor, die „Galerie", schon immer bekannt gewesen, und ebenso die fünf Thüren, die von demselben ausgingen. Die Meinungen über die Bedeutung dieser eigenthümlichen Anlage waren sehr getheilt gewesen, bis Steffen sich allgemeine Anerkennung verschaffte mit der Erklärung, der Corridor habe zur Aufnahme von Kämpfern gedient, welche von da durch die Thüren auf den äußern Umgang hinausgetreten seien, um die Mauer zu vertheidigen. Die im Jahre 1885 vorgenommene gründliche Reinigung dieses Mauertheiles hat indeß zu ganz neuen Ergebnissen geführt. Es hat sich herausgestellt, daß jener vermeintliche Umgang nie vorhanden gewesen ist. An seiner Stelle ergaben sich fünf Kammern, die, wie an einigen Punkten noch deutlich ist, durch Vorkragen der Steinschichten der Seitenwände oben spitzbogig geschlossen waren, und über denen die Mauer sich gewiß bis zu derselben Höhe erhob, die sie weiter innen über dem Corridor und der Treppe erreicht.

Betrachten wir nun die Anlage in dieser neuen Gestalt, wozu neben dem Burgplane besonders der beistehende Querschnitt (96) behülflich sein mag. Aus dem im Innern der Burg liegenden großen Hofe F gelangt man durch eine nicht mehr erhaltene Verbindung, verschiedenen Spuren nach vielleicht eine

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0146
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kleine Säulenhalle, zu einer Treppe c, die mit zweimaligem Umwenden in einen $7\frac{1}{2}$ m tiefer gelegenen langen Gang b hinabführt. Dieser Gang ist 1,70—1,50 m breit, rechts geschlossen, links durch ein in seiner ganzen Breite ansetzendes, außen aber sich bis auf etwa 10 cm verengendes Fenster d in Schießscharten-



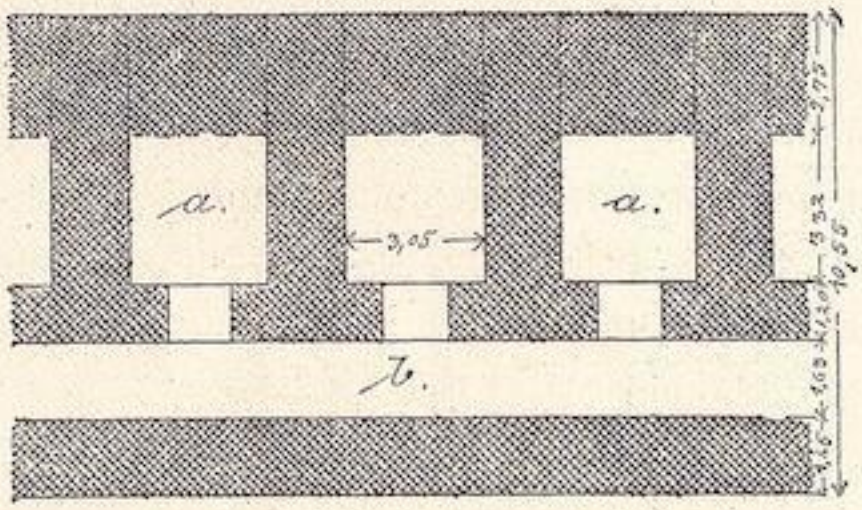
96. Querschnitt durch die Südmauer.
a. überwölbte Kammer. b. Galerie mit Fenster d. c. Galerie mit Treppe.

form beleuchtet. Seine Decke wird durch Vorkragung der Seitenwände gebildet und gewinnt dadurch wieder die Form eines spitzen Gewölbes. Von ihm aus führen lauter besondere Thüren, deren Steinschwellen erhalten sind, in fünf einzelne Kammern a. Die beiden westlichen sind etwas länger als die drei östlichen, nämlich 5,30 m gegen 4,30 m. Die Kammern sind ebenfalls spitzbogig zugewölbt durch Vorkragung der Zwischenwände und hatten vielleicht ein ebensolches Fenster wie der Corridor.

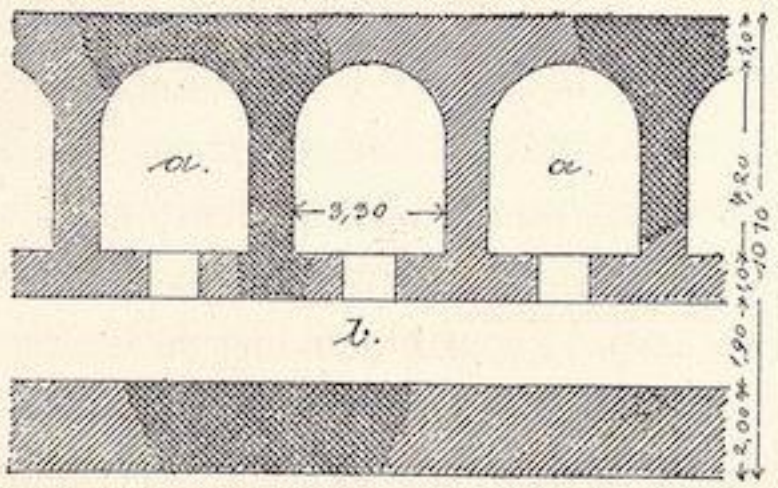
Sehr interessant ist die auffällige Uebereinstimmung dieser

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0147
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Anlage mit der der Stadtmauern mehrerer phönikischen Colonien an der Nordküste von Afrika. Die nachfolgende Skizze (Abb. 97 und 98) stellt den Grundriß der tirynthischen Mauer mit dem der Akropolismauer von Karthago zusammen, bei welcher letztern freilich der Corridor nach außen und die Gemächer nach innen liegen und diese an ihrer Hinterwand rund abschließen.



97. Grundriß der Ostmauer von Tiryns.



98. Grundriß der Mauer von Karthago.
a. überwölbte Kammern. b. Galerien.

Aber trotzdem ist die Uebereinstimmung, auch in den Maßen, eine so große, daß sie unmöglich auf Zufall beruhen kann. Wir denken unwillkürlich an die vielfachen phönikischen Ansiedelungen an der griechischen Küste, von denen die Sage sowol wie die neue sprachvergleichende Forschung zu erzählen weiß. Indessen brauchen es nicht gerade phönikische Bauleute gewesen zu sein, von denen Proitos sich seine Mauern bauen ließ: die Kunst der Tirynthier wird nur auf dasselbe alte asiatische Vorbild

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0148
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

zurückgehen, nach dem auch die Phönikier und gewiß viele andere Völkerschaften jener Zeit bewußt oder unbewußt sich richteten.

Ueber die Bestimmung der merkwürdigen Anlage sagt Dörpfeld: „An einen fortificatorischen Zweck kann man jetzt gar nicht mehr denken; denn wenn wir auch annehmen, daß jedes der Zimmer ein als Schießscharte zu benutzendes Fenster hatte, so hätten innerhalb der ganzen Südmauer doch nur sechs kämpfende Vertheidiger Platz finden können. Und für sechs Vertheidiger wird man doch nicht eine so großartige Anlage gemacht haben! Die Kammern und Corridore können nichts anderes als kellerartige Magazine gewesen sein, in welchen man allerhand Arten von Lebensmitteln und andere Gegenstände praktisch und sicher aufbewahren konnte."

Eine ähnliche Anlage von Kammern mit einem Gang davor befindet sich in dem südlichen Theile der Ostmauer. Einen Blick in dieselbe, der zugleich für die eben besprochenen Verhältnisse der Südmauer lehrreich ist, bietet Abb. 99. Die Treppe ist in dieser Ostmauer völlig zerstört; sie kann aber nur an der im Plane mit Σ bezeichneten Stelle von dem Corridor aufgestiegen sein und mündete dann ohne Zweifel in der Säulenhalle I, die den großen Hof F begrenzt, sodaß die Wege zu den Mauerkammern beidemal von diesem Hofe ausgingen.

Während das erstbesprochene Mauerstück gar keinen Anhalt bietet, um zu erkennen, wie seine breite Oberfläche gestaltet war, ob dort Wohnungen oder Magazine oder ein offener Umgang lagen, haben sich bei dem zweiten auf der den Corridor westlich begrenzenden Mauer noch vier steinerne Säulenbasen erhalten, als Beweis dafür, daß oben ein Umgang, wahrscheinlich eine tiefe Halle, sich befand, die sich nach dem Burginnern zu öffnete.

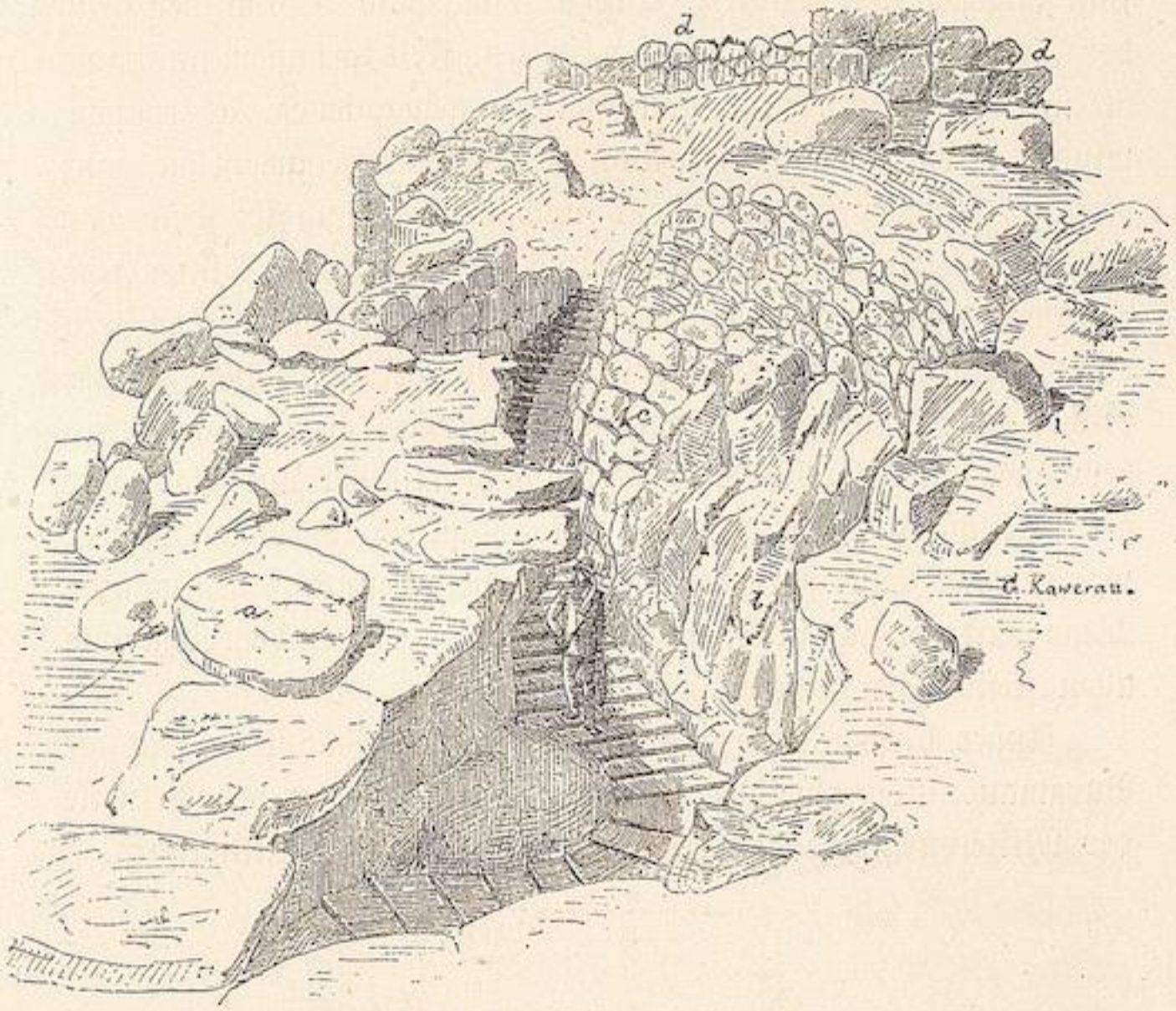
Ebenso sorgfältig wie diese riesige Umfassungsmauer selbst sind die verschiedenen Eingänge angelegt, welche sie durchschneiden. Der Hauptaufgang, ein Fahrweg, liegt auf der Ostseite. Er steigt auf einer Rampe, die ziemlich weit im Norden beginnt, langsam in die Höhe und mündet etwa an der Stelle, wo

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0149
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

99. Blick in die Galerie der Ostmauer. a. Thüren zu den Kammern. b. Zwischenwand der Kammern.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0150
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Mittel- und Oberburg zusammenstoßen. Die Rampe ist 4,70 m breit und dieselbe Breite ist oben zwischen den Mauern für den Durchgang ausgespart, jedoch ist dieser in seinem untern Theile durch beiderseits aufgebaute Blöcke auf 2,50 m eingeengt. Ein Thorverschluß scheint hier merkwürdigerweise nicht vorhanden



100. Die Treppe des Nebenaufganges.
a. äußere Festungsmauer. b. Fels. c. Wangenmauer der Treppe. d. Grenzmauer des Palastes.

gewesen zu sein, denn weder eine Schwelle noch Pfosten haben sich gefunden. Dieser Hauptaufgang ist durchaus so angelegt, wie es das strategische Princip, nach welchem die stürmenden Feinde den Vertheidigern die unbeschildete rechte Seite zuwenden sollen, erfordert.

Erst bei den letzten Ausgrabungen ist auf der Westseite der Burg ein zweiter kleinerer Aufgang freigelegt worden. Für den-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0151
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

selben ist vor den eckigen Mauerzug, welcher den Formen des Palastes folgt, an dieser Stelle noch ein besonderer bogenförmiger Ausbau vorgelegt, an dessen Innenseite eine große Treppe sich anschmiegt. Man durchschreitet von außen her die starke Mauer vermittelst eines 2 m breiten, oben in der üblichen Weise spitz zugewölbten Thores, und erreicht nach 5,40 m den Fuß der Treppe, deren erste Stufen in den Fels gehauen sind, und die sich bis zur 20. Stufe ganz zwischen gewachsenem Fels emporwindet. (Vgl. Abb. 100.) Von der 65. Stufe an ist sie ganz zerstört, nachher ist wenigstens noch $6^1/_2$ m lang ihr Unterbau erhalten. Sie mündete zweifellos bei Y in den hinter dem Palaste liegenden Hof, von dem aus die Haupträume vermittelst einer weitern kleinen Treppe bei x leicht und schnell zu erreichen waren. Dieser Treppenaufgang, welcher für die Burgbewohner eine sehr bequeme Verbindung mit der Unterstadt und gelegentlich eine sehr günstige Ausfallspforte darbieten mußte, war für den Feind geradezu unerzwinglich, denn auf dem ganzen Wege hätte er sich in einem Engpaß befunden, in dem ihm von allen Seiten der sichere Tod entgegenstarrte.

Außer diesem letztern Aufgang und dem Hauptthor hat die Burgmauer noch zwei kleine Pforten, die eine an der Westseite der Mittelburg, die andere an der Nordspitze der Unterburg.

---

3. Der Palast.

Das wichtigste Ergebniß der tirynther Ausgrabungen bildet der Palast. Wir werden zunächst seine einzelnen Räume durchwandern und nur hervorheben, was jeder für sich Besonderes hat, die Beobachtungen allgemeiner Art aber, wie über die Bearbeitung der Steinblöcke, über die hölzernen Pfosten und Säulen, über die Dachconstruction für den Schluß aufsparen.

Durchschreiten wir das Hauptthor, das, wie oben erwähnt, offen war, so gelangen wir, links umbiegend, erst nach 15 m

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0152
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

zu dem geschlossenen Innenthore und befinden uns bis dahin in einem Gange, der auf der einen Seite von der Burgmauer, auf der andern von der hier außerordentlich starken Umfassungsmauer des Palastes eingeschlossen ist. Denken wir uns diese beiden Mauern, wie offenbar ihre Bestimmung war, von Vertheidigern besetzt, so mußte einem angreifenden Feinde auch hier allein die Erreichung des Thorverschlusses so gut wie unmöglich sein.

Das Thor selbst zeigt genau dasselbe Material, dieselbe Construction und fast dieselben Maße wie das Löwenthor zu Mykenä. Es ist aus riesigen Brecciaquadern gebaut. Die 1,45 m breite Schwelle liegt unversehrt, ebenso ist der rechte Pfosten ganz erhalten (3,20 m hoch), vom linken fehlt die obere Hälfte und damit ist auch der Thürsturz und der ganze Oberbau verloren gegangen. Der Eingang hat von außen her die lichte Weite von 2,86 m, verbreitert sich aber nach innen durch rechtwinkeliges Zurückspringen beider Thorpfosten auf 3,16 m. In den durch dieses Einspringen gebildeten Winkeln waren die Thorflügel befestigt, die somit nach innen aufklappten und nach außen gegen den vorspringenden Pfostentheil schlugen. Ihr Verschluß wurde bewerkstelligt durch einen mächtigen runden Balkenriegel, für den die betreffenden Löcher in halber Höhe der Thür noch an beiden Seiten erhalten sind. In dem an der Burgmauer stehenden Pfosten ist das Loch 0,41 m tief, auf der andern Seite jedoch geht es durch den Pfosten hindurch weit in die Palastmauer hinein. Der Riegel wurde also beim Oeffnen der Thür hier ganz in die Mauer hineingeschoben.

Setzen wir nun unsern Weg durch das Thor fort, so wandern wir zunächst in einem ähnlichen Gange und in derselben Richtung wie bisher, bis sich nach etwa 20 m ein Vorplatz öffnet, an dessen linker Seite die den Umgang auf der Burgmauer tragende Säulenreihe steht, während zur Rechten ein neuer großer Thorbau H uns empfängt. Er zeigt einen Grundriß, den wir annähernd ebenso schon in Troja kennen gelernt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0153
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

haben, und der für alle griechische Thorbauten bis auf die atheniſchen Propyläen hin üblich geblieben iſt: nach vorn wie nach hinten eine Halle, und in der beide trennenden Zwiſchenwand die verſchließbare Durchgangsthür. In Troja haben die Hallen in der Front keine Säulen, weil bei den geringern Maßverhältniſſen ein Architravbalken von Ante zu Ante gelegt werden konnte. In Tiryns aber beträgt die Breite des Thorbaues faſt 14 m, wol genug, um die Zuhülfenahme zweier Säulen zwiſchen den Anten zu erklären. Der Grundriß des Baues iſt völlig geſichert, die Mauern ſtehen noch bis zu einem halben Meter hoch aufrecht, ſämmtliche vier Säulenbaſen, ſowie die große Steinſchwelle der Thür liegen an ihrem Orte, und in den Hallen haben ſich Theile eines Eſtrichs erhalten, aus Kalk mit ſehr vielen Kieſelſteinchen durchſetzt. Die hintere Halle iſt etwas tiefer als die vordere. Eine Thür in ihrer nördlichen Seitenwand führt in einen Gang, von dem aus man rechts in einige Nebengemächer und geradeaus zur Frauenwohnung gelangt.

Nach dem Verlaſſen des Hauptthores befinden wir uns in dem großen Hofe F, der öſtlich und ſüdlich bis an die Burgmauer mit ihren kleinen Säulenhallen reicht. Die Weſtſeite iſt ganz zerſtört, da hier einmal infolge Umſturzes der Burgmauer ein Abrutſch ſtattgefunden haben muß. Ebenſo iſt im Innern wegen einer ſpäter hier gebauten byzantiniſchen Kirche, die alles Frühere gründlich zerſtörte, von der alten Anlage faſt nichts mehr zu erkennen. Auf der Nordſeite des Hofes führt zunächſt, dicht neben dem eben beſprochenen Thorbau, eine ſchmale Nebenpforte auf kürzeſtem Wege in die Säulenhalle des Hofes der Männerwohnung. Links daneben liegen zwei Gemächer, die von unſerm Hofe aus zugänglich geweſen ſein müſſen, da ſie nach andern Seiten hin keine Thüren haben; ihre Frontmauern ſind gänzlich zerſtört. Vielleicht haben dieſelben als Wachtzimmer gedient. Als letzte Anlage folgt neben dieſen Räumen ein weiteres Thor K, das trotz ſtarker Zerſtörung doch den gleichen Grundriß, wenn auch in kleinerm Maßſtabe, erkennen läßt wie

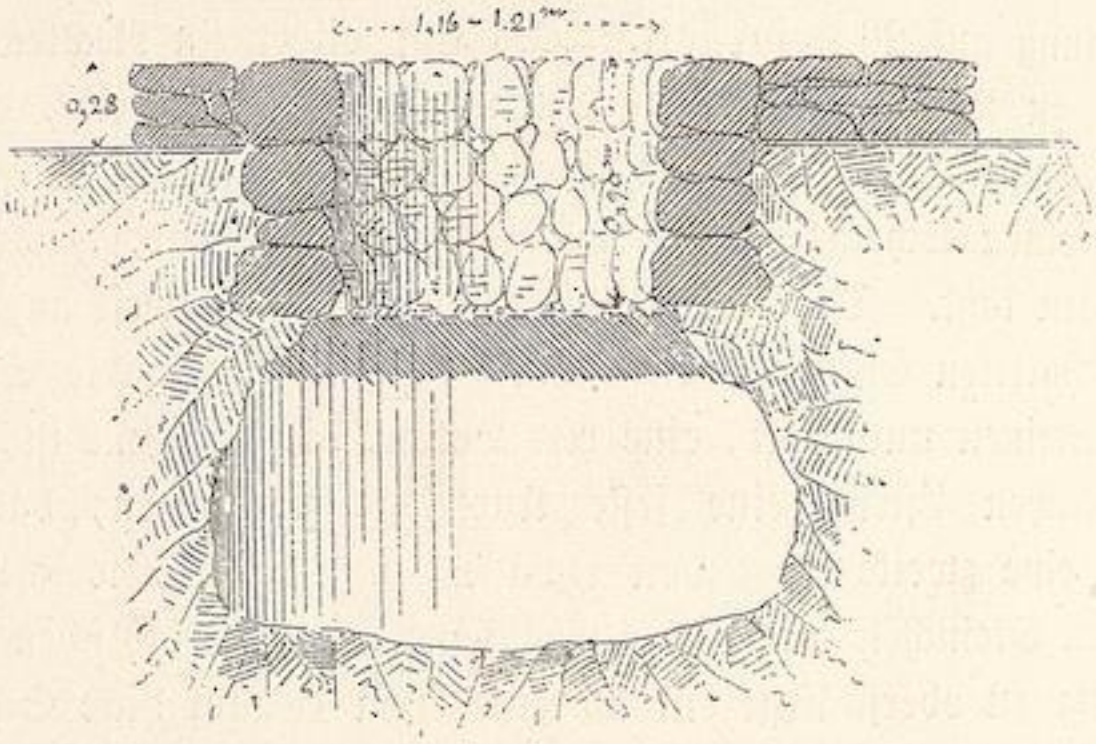
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0154
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

das erste Thor. Seine Breite beträgt, wie an der Hinterfront noch annähernd sicher zu messen ist, gegen 11 m.

Dieses zweite Thor hütet den Eingang in den Hof der Männerwohnung L, in dem wir uns nun dicht vor den Haupträumen des Palastes befinden. Bislang ist der Weg fortwährend gestiegen. Während wir uns auf der Schwelle des Thores der Oberburg 21,36 m über dem Meere befinden, liegt die Schwelle des großen Propylaion schon 24,63 m, die folgende des kleinen Propylaion 25,76 m hoch, und von da bis vor die Stufen des Einganges zur Männerwohnung findet eine weitere Steigung auf 26,18 m statt. Der Hof bildet ein Rechteck von 15,77 zu 20,25 m. Er hat einen sehr starken Estrich, dessen Herstellungsart sich an der Stelle, wo Schliemann im Jahre 1876 einen Schacht bis in die Tiefe getrieben hat, genau beobachten läßt. Dörpfeld sagt darüber: „Zu unterst auf dem angeschütteten Erdboden liegt eine 40—70 mm starke Schicht aus Steinen und Kalk, eine Art Beton, die bestimmt ist, dem eigentlichen Estrich eine feste Unterlage zu liefern, darüber folgt eine zweite Lage von etwa 25 mm Stärke, welche aus kleinen Steinchen und einem sehr festen, etwas röthlichen Kalk besteht; zu oberst liegt endlich eine etwa 18 mm dicke Schicht, die aus Kalk und kleinen Kieselsteinchen zusammengesetzt ist und einen sehr dauerhaften Estrich liefert.“ Dieser Boden ist in sehr geschickter Weise so angelegt, daß alles Regenwasser nach einem einzigen Punkte an der Südseite zusammenläuft, von wo es durch einen Kanal abgeführt wird. Der Hof ist gemäß seinem homerischen Beiworte „der schönhallige“ auf allen Seiten von Säulenhallen umgeben. An der Südseite liegt neben der Hinterhalle des Thorbaues eine nur halb so tiefe zweisäulige Halle, östlich und westlich je eine dreisäulige, und im Norden öffnet sich die Vorhalle zum Männersaale. An der Südseite des Hofes, und zwar genau in der Mitte derselben, liegt ein viereckiger Mauerklotz, in dem sich erst bei der zweiten Ausgrabung ein gemauertes rundes Loch fand, „das aber nur bis zu einer Tiefe

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0155
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

von 0,90 m hinabging. Weiter nach unten gab es weder gemauerte Seitenwände, noch irgendeinen künstlich befestigten Fußboden" (Dörpfeld). Das Gemäuer kann daher weder Cisterne noch Brunnen gewesen sein, sondern muß eine Opfergrube oder besser, einen Altar in Gestalt einer Opfergrube (Abb. 101), vorstellen. Bei Homer wird ein Altar des Zeus im Hofe des Palastes des Odysseus erwähnt, und ein ebensolcher hat sich in dem alten Palaste der athenischen Burg nachweisen lassen. Opfergruben sind bisher nur im Asklepieion zu Athen und im Kabirion



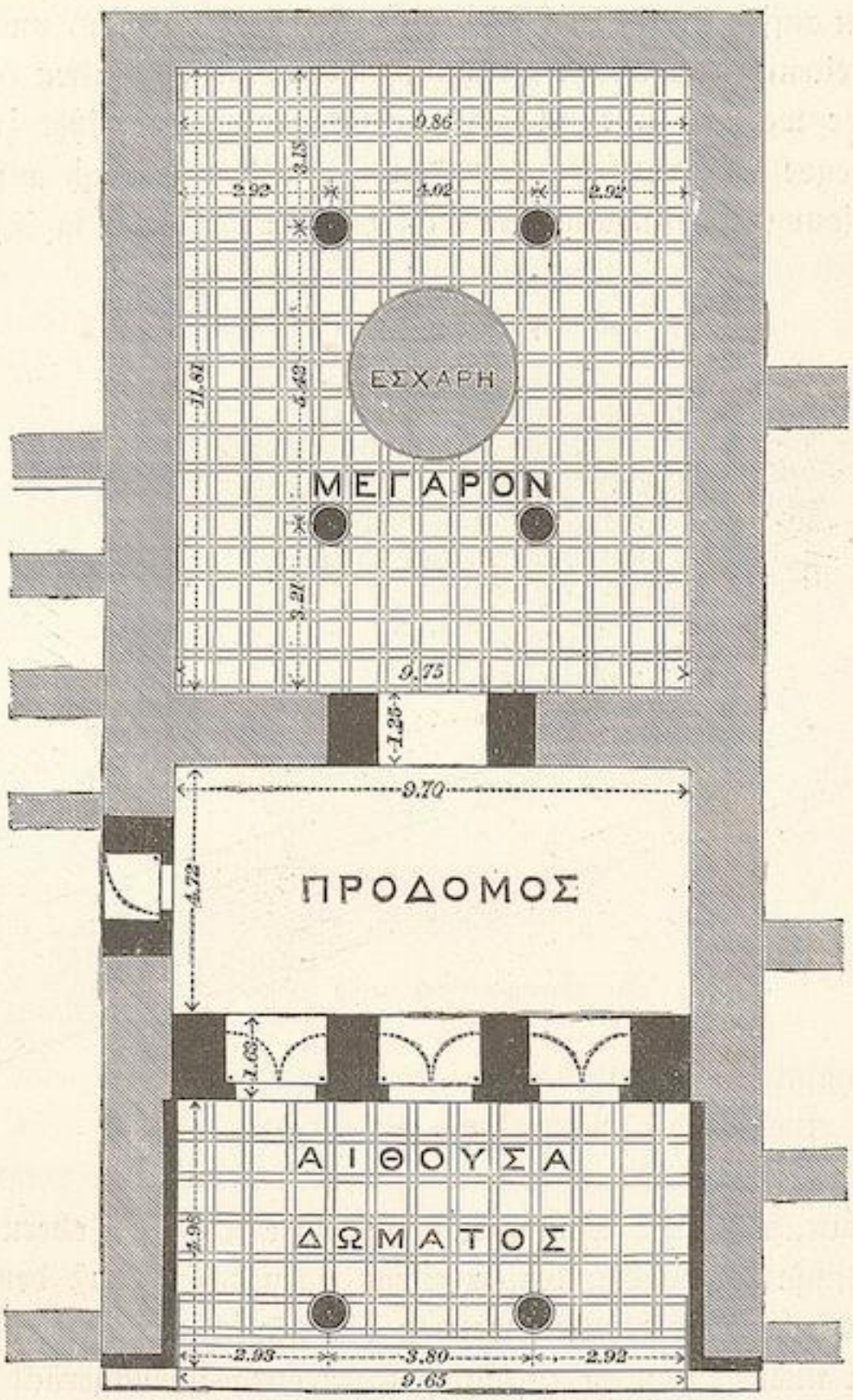
101. Querschnitt durch die Opfergrube.

zu Samothrake gefunden worden. Vielleicht haben sie im ältesten Culte eine weitere Verbreitung gehabt als später.

An der Nordseite des Hofes liegt genau in der Achse desselben das große Männerhaus (Abb. 102). Auf zwei Steinstufen, einer Zugabe, die nur hier sich findet, steigt man zur Vorhalle hinauf, deren Antenblöcke und Säulenbasen noch wohl erhalten sind (Abb. 103). Von ihr aus öffnen sich drei Thüren zu dem weitern Vorsaal. Die drei Schwellen liegen noch an ihrem Orte. Zwischen ihnen, sowie rechts und links an der Wand standen mächtige hölzerne Pfosten. Die Thüren waren nicht wie gewöhnlich hinter der Schwelle, sondern dies-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0156
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mal sehr weit vorn in derselben angebracht, damit ihre Flügel beim Aufklappen sich seitwärts an die Pfosten lehnten und nicht

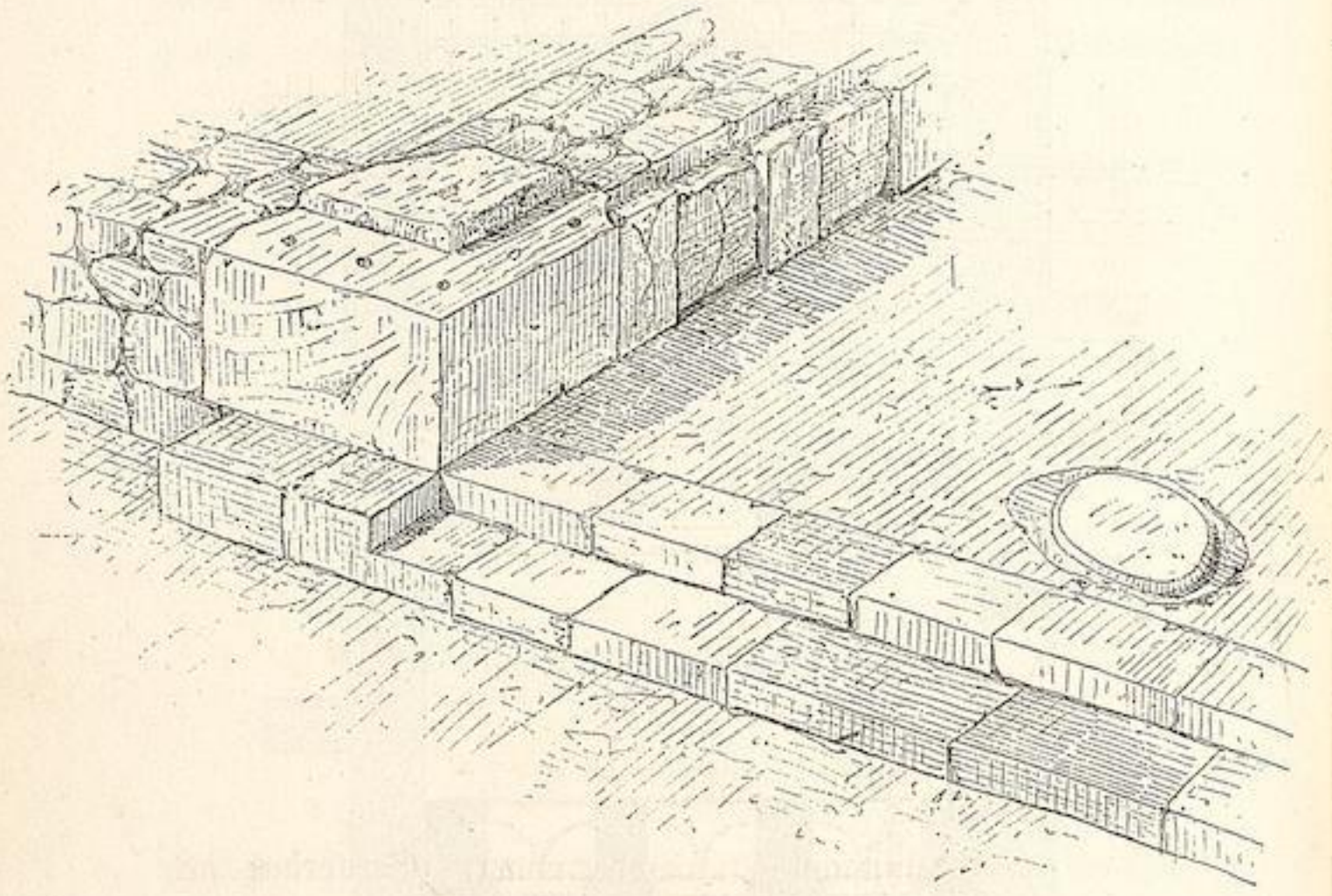


102. Der Männersaal mit Vorzimmer und Halle.

an deren Hinterseite einander und den Bewohnern im Wege waren. Wegen dieser ganz aus Holz hergestellten Längswand hat man dann auch die beiden Schmalwände der Vorhalle mit

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0157
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Holz verkleidet; es sind in dem steinernen Mauersockel Einarbeitungen vorhanden, welche darauf schließen lassen, daß hier Holzbohlen aufsetzten und mit Dübellöchern befestigt waren, und auch die Seitenwände, welche gleich hinter den Anten um etwa 0,40 m dünner werden, und an deren einer der unten näher zu besprechende Alabasterfries gefunden ist, weisen deutlich auf eine Bekleidung aus anderm Material hin. Sehr auffällig ist, daß



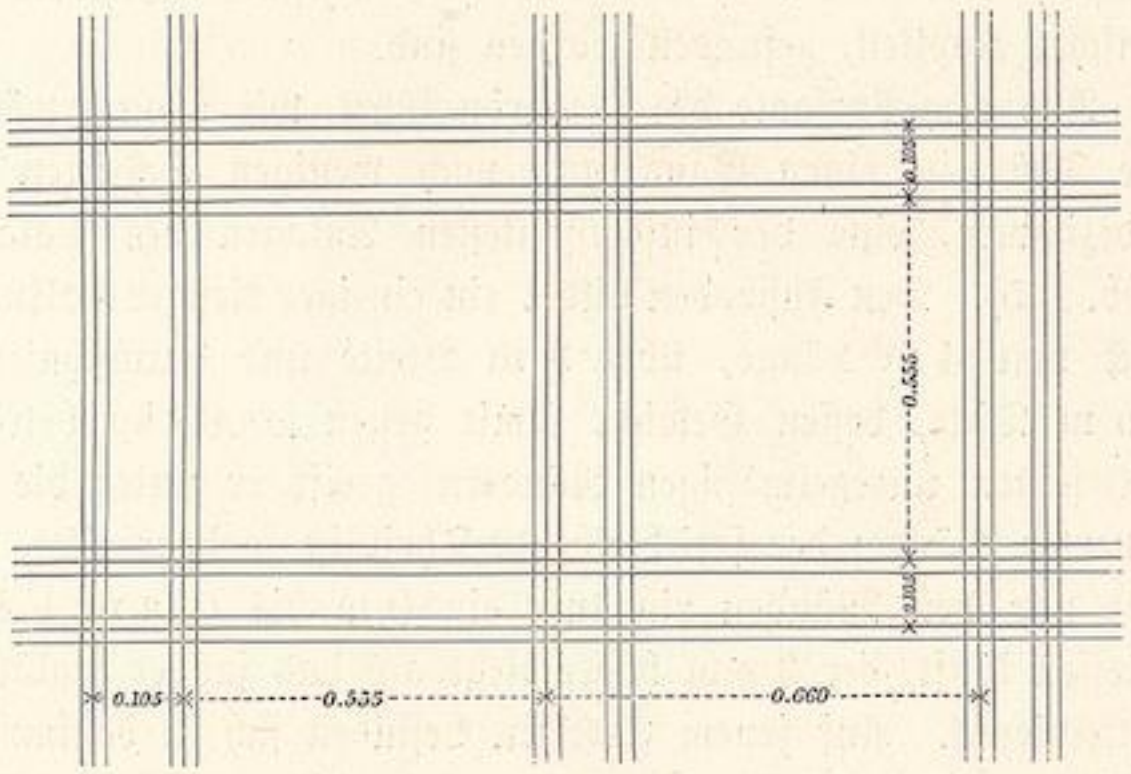
103. Eingang zur Vorhalle des Megaron.

die Basensteine der Säulen um die ganze Tiefe der obern Eingangsstufe hinter den Anten zurückliegen. Es muß demnach scheinen, daß der Balken, welchen die Säulen trugen, auf den Anten nicht ganz vorn auflag, sondern etwas zurückgerückt war. Wir wissen zwar aus mykenischen Funden, daß die Säulen jenes Baustils sich nach oben verdickten. Aber diese Schwellung ist doch bei weitem nicht stark genug, um bei der angegebenen Lage der Basensteine die Vorderränder der Säulenkapitelle mit den

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0158
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Vorderrändern der Anten in eine Linie zu bringen. Wir werden demnach in der That anzunehmen haben, daß die Anten um ein gutes Stück vor den Architrav vortraten und gewiß ebenso über ihn und den folgenden Balkenkopffries hinwegliefen, wie wir es in Mykenä an der Façade des von Frau Schliemann ausgegrabenen Kuppelbaues kennen lernen werden.

Der folgende Vorsaal hat ziemlich dieselbe Tiefe wie die Vorhalle. Durch seine linke Schmalwand führt eine Thür in



104. Muster des Fußbodens im Megaron.

einen Gang und demnächst zum Badezimmer. Geradeaus gelangt man durch einen Eingang, welcher keinerlei Vorrichtungen zur Anbringung von Thüren zeigt, und somit wol nur durch einen Teppich verhangen war, ins Megaron. In dessen Mitte steht, ebenso wie in Troja, der große runde Herd, aber hier noch von den vier Basensteinen der das Dach tragenden Säulen umgeben. In der Vorhalle sowol wie im Megaron ist auf dem Estrich durch eingeritzte Linien ein Muster hergestellt, dessen Gestalt die obenstehende Skizze (104) veranschaulicht. „Im nördlichen Theile des Saales erkennt man in den großen Quadraten noch deutliche Spuren rother Farbe, in den die Quadrate tren-

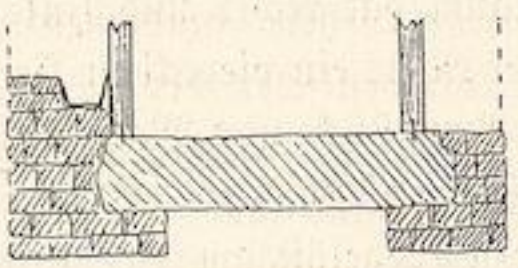
nenden schmalen Streifen dagegen schwache Reste von blauer Farbe. Der Fußboden zeigte also früher ein einfaches buntes Teppichmuster." (Dörpfeld.)

In die Zimmer des Männerhauses war in späterer Zeit ein Gebäude eingesetzt, dessen Fundamentreste ein Rechteck beschreiben, von der nordwestlichen der vier Säulen an bis einerseits zur Ostwand des Megaron, andererseits zum Eingange der Vorhalle. Auf ihnen stand aller Wahrscheinlichkeit nach der Tempel, von dem noch einige Architekturstücke, besonders ein dorisches Kapitell, gefunden worden sind.

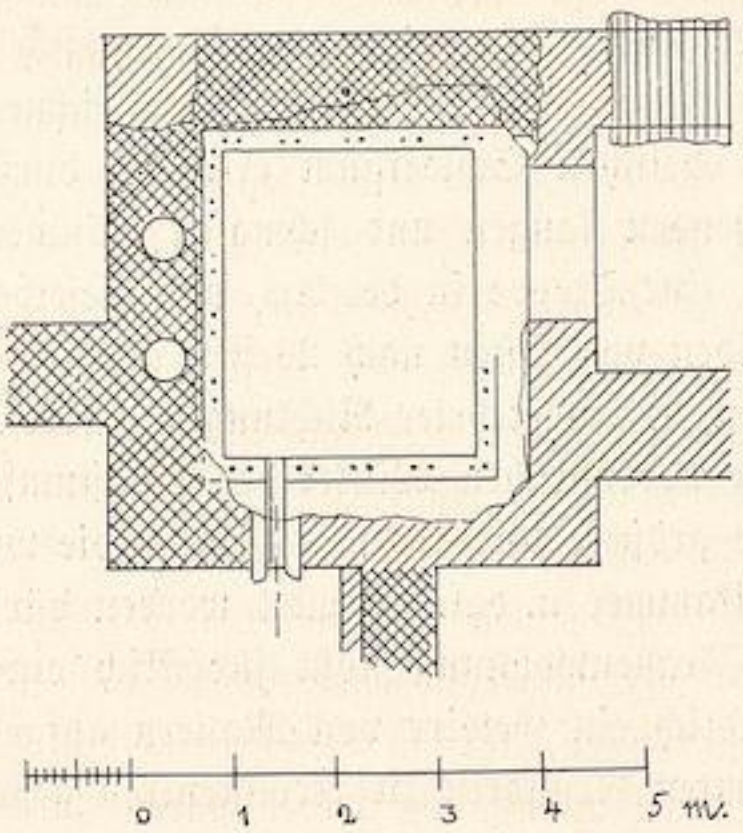
Aus dem Vorsaale des Megaron führt, wie schon erwähnt, eine Thür in einen Gang und nach wenigen Schritten ins Badezimmer, eine der interessantesten Anlagen des Palastes (Abb. 105). Den Fußboden bildet ein einziger riesiger Kalksteinblock von 4 m Länge, über 3 m Breite und durchschnittlich 0,70 m Dicke, dessen Gewicht somit gegen 20000 kg beträgt. Mit seinen unregelmäßigen Rändern greift er unter die gemauerten Wände; der frei bleibende Theil ist so bearbeitet, daß dicht vor den Wänden ringsum ein 0,12 bis 0,13 m breiter Streifen läuft, der 3 mm höher liegt als das sauber geglättete Mittelviereck. Auf jenem Streifen befinden sich in bestimmten Abständen je zwei Löcher nebeneinander, die zu nichts anderm gedient haben können, als zur Befestigung von Holzbohlen, mit denen die ganzen Wände verkleidet waren; und zwar gehören jedesmal die zwei durch den größern Zwischenraum getrennten Löcher zu einer und derselben Bohle, die an ihren beiden Enden befestigt werden mußte. Wegen dieser Holzverkleidung im Innern hätte man den Raum auch für ein Wasserreservoir halten können. Dem widerspricht aber das Vorhandensein einer Thür auf der Südseite, die zwar nicht wirklich erhalten ist, weil die ganze Wand hier völlig zerstört ist, aber aus dem Fehlen der Einsatzlöcher in der Fußbodenplatte und dem daraus folgenden Fehlen der Wandbohlen geschlossen werden muß. Der ganze mittlere Theil der Bodenplatte ist sauber geglättet

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0160
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

und so gehalten, daß das Wasser nach einer Stelle an der Ostseite abfloß. In der Westwand sind zwei runde Löcher ausgespart, in denen wahrscheinlich Thongefäße mit den von den



Durchschnitt.



105. Grundriß des Badezimmers.

Griechen beim Baden ja stetig verwandten Salbölen eingelassen waren.

Um das Badezimmer herum und weiter in mehrfachen Zickzackbiegungen auch das Megaron umgehend führt ein Gang zur Frauenwohnung, die ganz der der Männer entsprechend angelegt ist. Wieder kommen wir zunächst in einen großen Hof, der auf mehrern Seiten Säulenhallen mit Spuren von ge-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0161
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mauerten Sitzbänken hat. Daran stößt nördlich der Hauptbau, bestehend aus einer Vorhalle und einem großen Saale. Wegen der kleinern Maßverhältnisse ($5^1/_2$ m Breite) fehlen die Säulen sowol bei der Vorhalle zwischen den Anten, wie im Saale um den Herd. Der Raum hat rechts und links Nebenthüren. Im Saale O stand in der Mitte ein viereckiger Herd und an den Wänden sind hier noch Bruchstücke von Malereien erhalten, während die aus andern Räumen stammenden Reste nicht mehr an ihrer alten Stelle, sondern losgelöst am Boden gefunden wurden.

Auch der Frauensaal ist rings von einem Corridor umgeben. Von ihm aus betreten wir die östlich parallel mit dem Hauptbau belegenen Räume, unter denen sich nördlich ein größeres Gemach mit einem Vorzimmer auszeichnet, in dem wir vielleicht den ehelichen Schlafraum erkennen dürfen. In den südlich anstoßenden langen und schmalen Räumen befand sich wahrscheinlich eine Treppe in der Art, daß dieselbe in dem südlichen der beiden von Osten nach Westen aufstieg und dann in dem nördlichen in umgekehrter Richtung sich fortsetzte.

Ganz im nordöstlichen Winkel der Palastumfassung liegen dann mehrere größere und kleinere Gelasse, die wol als Schatzkammer, Rüstkammer u. dgl. gedeutet werden dürfen. An den Hof vor der Frauenwohnung stößt südöstlich ein zweiter Hof, neben dem südlich ein Gewirr von Mauern aufgedeckt ist, das keinen bestimmten Grundriß zu reconstruiren gestattet. Interessant sind in demselben nur mehrere Züge ganz alter Mauern, die im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Palaste genau die gleiche Orientirung haben wie das große Propylaion. Der Plan des letztern scheint demnach aus einer frühern Bauperiode der Burg beibehalten zu sein, die auch sonst an verschiedenen Stellen bei den Ausgrabungen hervorgetreten ist. Besonders in der Südwestecke hat sich 3 m unter dem spätern Fußboden und bis unter Theile der Ringmauer hin ein Lehmestrich gefunden, genau dem trojanischen gleich, mit zugehörigen Mauern aus kleinen Bruchsteinen und lauter einfarbiger roher Topfwaare.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0162
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Es kann kein Zweifel sein, daß wir in dem aufgedeckten Palastgrundriß nicht die erste Ansiedelung auf der Burg, sondern nur die letzte Gestalt einer unberechenbar alten Entwickelung vor uns haben. Zu betonen ist aber, daß die Ringmauer nicht mit jener ältern Ansiedelung, sondern mit dem aufgedeckten Palaste zusammengehört.

Fassen wir nun einige Einzelheiten der beschriebenen Bauten näher ins Auge, um von der Herstellungsart der wichtigsten Bauglieder eine klarere Anschauung zu gewinnen.

Kalk ist in Tiryns und Mykenä an jeder Wand und auf jedem Fußboden angewendet, aber freilich nicht als Verbandmittel, als Mörtel, sondern immer nur als Verputz. Als solcher war er für die mit Lehmmörtel gefügten oder ganz aus Lehmziegeln hergestellten Mauern unerläßlich, weil dieselben sonst den zerstörenden Einwirkungen der Witterung nicht hätten standhalten können.

Daß die Parastaden und Säulen aus Holz bestanden, ist schon öfter gesagt, aber noch nicht bewiesen worden. Der Beweis setzt sich aus drei Beobachtungen zusammen. Erstens können die Antenblöcke von der Vorhalle des Megaron, deren einer auf Abb. 103 zu sehen ist, weder andere Quadern noch Stein- oder Ziegelmauerwerk über sich getragen haben: sie zeigen einen tiefer gelegenen geglätteten Rand mit Dübellöchern, auf dem nur Holzbohlen gestanden haben können. Zweitens ist auch bei den übrigen Anten, deren Oberfläche nicht in dieser bezeichnenden Weise bearbeitet, sondern einfach geglättet ist, ein weiterer Aufbau von Quadern ausgeschlossen, weil sonst doch auf irgendeinem der in Zahl von 26 fast vollzählig erhaltenen Antenblöcke des Palastbaues sich ein weiterer Stein erhalten haben müßte. Drittens sind gerade an den in Betracht kommenden Stellen die stärksten Brandspuren vorhanden: die Oberfläche der Antenblöcke ebenso wie die der Säulenbasen rings um die Peripherie des Säulenschaftes herum ist zu Kalk verbrannt; wo neben den Anten sich noch Mauerreste erhalten haben, sind die Bruchsteine derselben ebenfalls in Kalk verwandelt, der verbindende Lehm

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0163
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ist zu einer rothen Masse geworden und die Lehmziegel sind zum Theil ganz verglast.

Die Anten sind in Tiryns insofern anders gebildet als in Troja und, wie wir sehen werden, auch in Mykenä, als an den letztern beiden Orten die Holzbalken auf eine sich kaum über den Fußboden erhebende Steinplatte aufgesetzt sind, während sie in Tiryns regelmäßig auf einem gegen 0,60 m hohen Sockel stehen. Die Art der Zurichtung dieser Sockelsteine und der Herstellung ihrer Dübellöcher läßt sich noch genau erkennen. Die äußern Flächen derselben sind gesägt, und zwar wurde das Sägen nicht von einer Seite her ganz durchgeführt, sondern, wie gerade bei dem Antenblock des Megaron auch in der Zeichnung zu sehen ist, von drei Seiten her jedesmal bis annähernd zur Mitte, wo das letzte stehen bleibende Stück abgebrochen wurde. Die erhaltenen Sägestriche wie auch die Form jenes Bruches, der ein sphärisches Dreieck bildet, zeigen, daß die Säge in concavem Bogen einschnitt, daß somit, wie Dörpfeld folgert, nicht zwei Leute, jeder an einem Ende, das Instrument zogen, sondern daß dasselbe die Form eines Messers hatte, welches, von einem Manne gehandhabt, mit der Spitze in den Stein einschnitt. Die Dicke der Säge läßt sich an einigen Stellen aus dem hinterlassenen Einschnitt noch deutlich erkennen, sie betrug 2 mm; das Instrument muß demnach aus Metall und zwar, da Eisen an all diesen Fundstätten noch nicht vorkommt, aus Bronze bestanden haben. „Die Säge", sagt Dörpfeld weiter, „hatte jedenfalls keine Zähne, denn mit der Zahnsäge lassen sich nur die allerweichsten Steine zerschneiden. Der dichte Kalkstein und namentlich die Breccia von Tiryns gehören aber zu den harten Gesteinen, die nur mit einer glatten Säge und einem besonders harten Sande (Schmirgel) durchschnitten werden können. War der Stein einige Centimeter tief gesägt, so wurde das zu entfernende Stück, soweit der Einschnitt reichte, abgeschlagen und dann wieder von neuem gesägt. Diese einzelnen Einschnitte sind es, welche die noch auf den Steinen sichtbaren Curven zurückgelassen haben. Die primitive

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0164
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Art des Sägens hatte zur Folge, daß die gesägte Fläche nicht ganz eben, sondern oft sehr windschief war. Deshalb sind auch die Anten wahrscheinlich sämmtlich noch mit einem Kalkputz überzogen gewesen, obwol sich nur noch an einigen von ihnen Reste dieses Putzes gefunden haben."

Diese Art des Sägens läßt sich außer an den schon erwähnten Antenblöcken der Vorhalle des Männersaales noch besonders gut beobachten an denen des großen Propylaion und denen der Vorhalle des Frauensaales. Sie ist wahrscheinlich immer bei den härtern Steinsorten, dem dichten Kalkstein und der Breccia, aus denen fast alle Anten und Thürschwellen bestehen, angewandt worden. Bei den Werkstücken aus dem weichern Sandstein, die als Säulenbasen, als Wandquadern im Megaron u. dgl. sich finden, ist regelmäßig die Oberfläche so sehr verwittert, daß sich nicht mehr feststellen läßt, mit welchen Instrumenten sie bearbeitet waren. Daß man mit jenem weichern Material anders verfuhr als mit dem harten, zeigt auch die Form der Dübellöcher in den verschiedenen Steinsorten. „Während nämlich in den weichen Sandstein viereckige Löcher eingehauen sind, hat man für den harten und die Breccia den Bohrer benutzt, und zwar ohne Zweifel den Drillbohrer, der nach vielfachen Zeugnissen den Alten schon früh bekannt gewesen ist." Der in Tiryns verwandte muß in seinem untern Ende die Form eines hohlen Cylinders, also etwa eines starken Schilfrohres, gehabt haben. Wieder mit Hülfe von scharfem Sande bohrte derselbe in schneller Drehung ein cylindrisches Loch, in dessen Mitte ein Stab aus Stein stehen blieb. Dieser wurde nachher herausgebrochen, brach dabei aber natürlich nicht immer ganz unten und hat uns so in dem zurückbleibenden Stumpf die interessante Aufklärung über die Art der Bohrung hinterlassen.

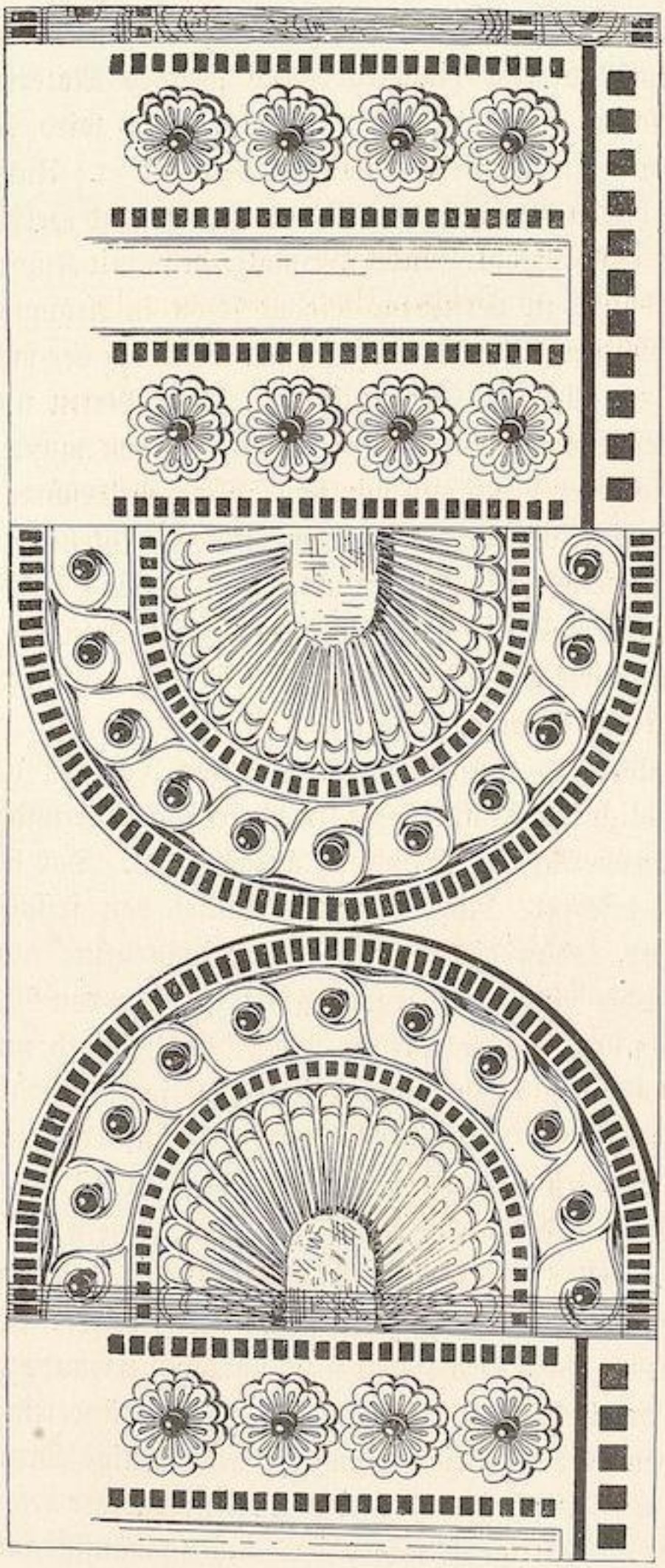
Es bleiben nun noch einige Einzelheiten von dem innern Schmuck der Palastgemächer zu besprechen, vor allem der Alabasterfries und sodann die Reste der Wandmalereien.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0165
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Der Fries wurde, wie schon oben erwähnt, in der Vorhalle des Männersaales links unten an der Wand aufgefunden, die er mit seinen sieben Platten in ihrer ganzen Länge einnahm. Man glaubte anfangs aus verschiedenen Merkmalen schließen zu müssen, daß er sich hier nicht an seiner ursprünglichen Stelle befände. Die Friesplatten schließen in der Art aneinander, daß immer zwischen zwei in gleicher Flucht stehenden eine etwas vortretende eingeschaltet ist, ähnlich wie bei einem dorischen Tempelfriese zwischen zwei Metopenplatten die Triglyphenplatte vortritt. Gehörte nun der Fries an dieser Stelle zum ursprünglichen Bau, so müßte sich der Estrich nach jener gebrochenen Außenlinie desselben gerichtet haben. Das ist aber nicht der Fall. Der Estrich schneidet vor dem Fries in gerader Linie ab, und diese Endlinie läuft vor den vortretenden Platten entlang, sodaß vor den zurückstehenden eine Lücke bleibt, die mit bloßem Sande ausgefüllt ist. Aehnlich roh war auch die Hinterfüllung der Friesplatten. Da dieselben mit ihrer Dicke von 0,15 bis 0,20 m den in der Wand wahrscheinlich für eine Holzbohlenverkleidung ausgesparten Raum von 0,30 m Tiefe nicht ganz einnahmen, so wurde die entsprechende Lücke mit Schutt geschlossen. Beweist auch dies alles, daß Wand und Estrich nicht eigens zur Aufnahme des Frieses zugerichtet worden sind, daß also diese Stelle des Baues nicht von Anfang an mit diesem Friese gefüllt war, so kann doch — das ist heute Dörpfeld's Meinung — bei einer gründlichen Restauration des alten Baues der Fries für diese Stelle angefertigt sein und hätte demnach nicht vorher an einer andern gesessen.

Das Ziermuster ist in seiner Grundform dasselbe, welches auch sonst im mykenischen Stile öfter verwandt wird (siehe 107): die durch ein verticales Band in zwei Hälften getheilte Palmettenellipse. Nur ist das Muster hier viel reicher ausgestaltet: auf dem Mittelbande sitzen Rosetten und um die Palmetten läuft ein Spiralengeschlinge, das sich der Form des Flechtbandes nähert. Die Mittelpunkte der Rosetten und der sämmtlichen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0166
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



106. Alabaſterfries mit eingeſetzten Glaspaſten; reſtaurirt.

107. Glaspaſte von Menidi.

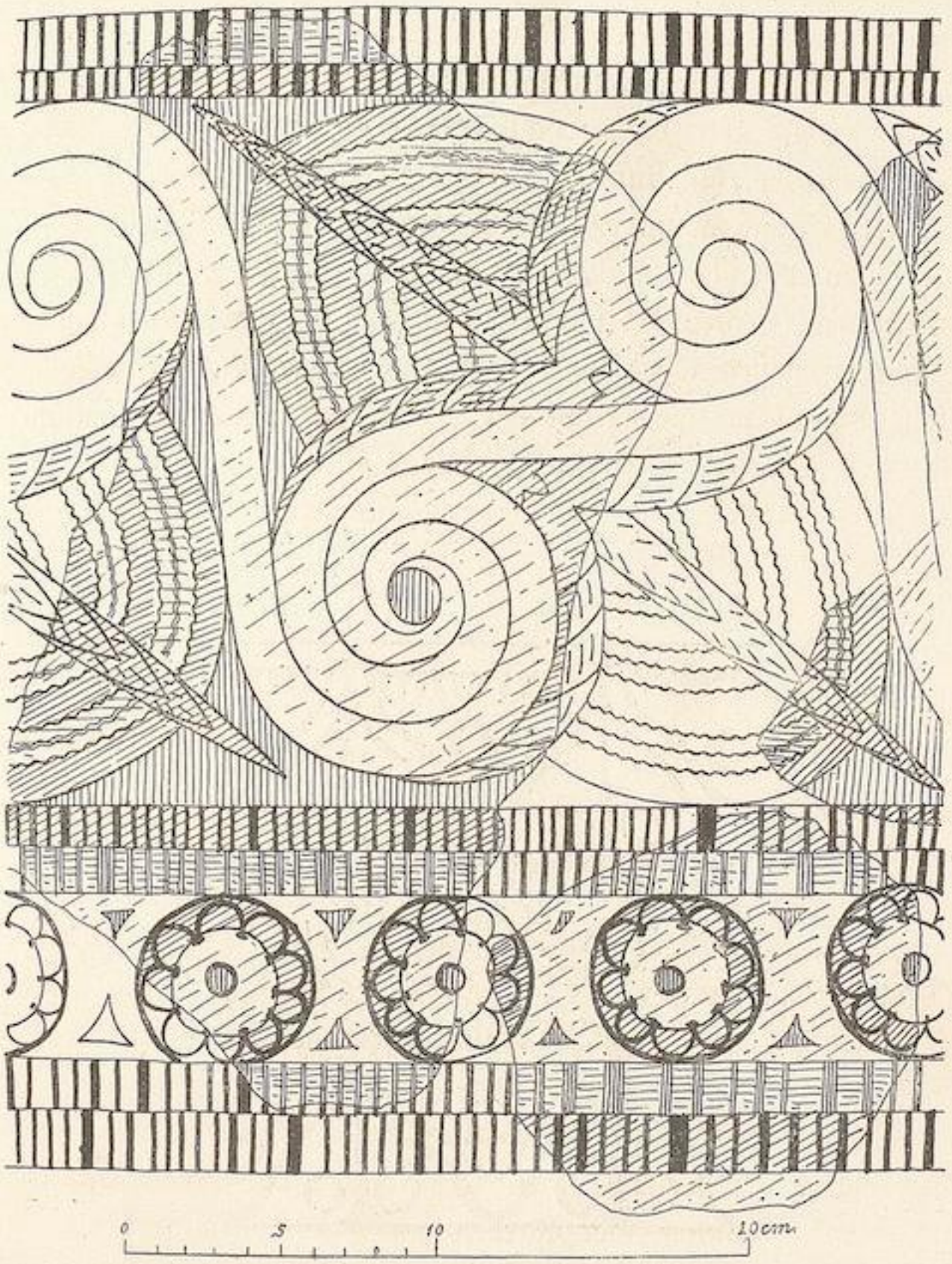
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0167
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Spiralen, sowie die zahnschnittartigen Umrahmungen beider waren aus anderm Material eingelegt, und welches Material dies war, kann kaum zweifelhaft sein. Bei Homer wird im Palaste des Alkinoos ein herrlicher Kyanosfries erwähnt. Unter Kyanos aber, das haben die Forschungen von Lepsius und Helbig erwiesen, ist nicht etwa Stahl, sondern Smalt, d. i. mit Kupfer blaugefärbter Glasfluß, zu verstehen, wie er schon in Aegypten massenhaft sich gefunden hat und auch in den Schichten der mykenischen Periode zu allerhand Schmuckstücken, wie Perlen und Gehängen, verarbeitet vorkommt. Diese blauen Pasten mußten auf dem weißen Alabaster prachtvoll wirken. Solcher Friesschmuck scheint die Hauptdecoration der Wohnräume in der mykenischen Periode gewesen zu sein. Die Ausgrabungen in Mykenä haben uns erst ganz kürzlich gelehrt, daß auch da, wo die Wand mit keinem eingesetzten Friese geziert war, doch ein ähnlich gestaltetes gemaltes Band an derselben entlanglief.

Die Wandmalereien, welche in verschiedenen Räumen des Palastes, hauptsächlich im Männersaale, in Bruchstücken gefunden sind, waren al fresco auf den Wandputz aufgetragen. Das hat Dörpfeld daraus erkannt, daß öfter der Pinsel den frischen Kalk aufgekratzt hat, sodaß die bemalte Fläche noch heute rauh erscheint, während die rings umgebende glatt ist. In den Malereien finden sich nur die vier Farben Weiß, Gelb, Roth und Blau verwandt; Grün, sowie alle Mitteltöne fehlen. Ihr Formenschatz weist alle die mannichfaltigen Ornamente der mykenischen Periode auf und findet damit bald in Mykenä, bald in Orchomenos, bald in Menidi, bald auf den Inseln seine Analogien. Abb. 108 z. B. zeigt das Stück eines Streifens in den genannten vier Farben ausgeführt, in welchem das Muster der Grabdecke von Orchomenos zusammen verwandt ist mit Rosetten und der bekannten zahnschnittartigen Umränderung. In Abb. 109 sehen wir das eigenthümliche herzförmige Ornament, das ebenso auf Elfenbeinplättchen von Menidi wiederkehrt. Abb. 110 zeigt das netzartige Muster, das sich so häufig auch

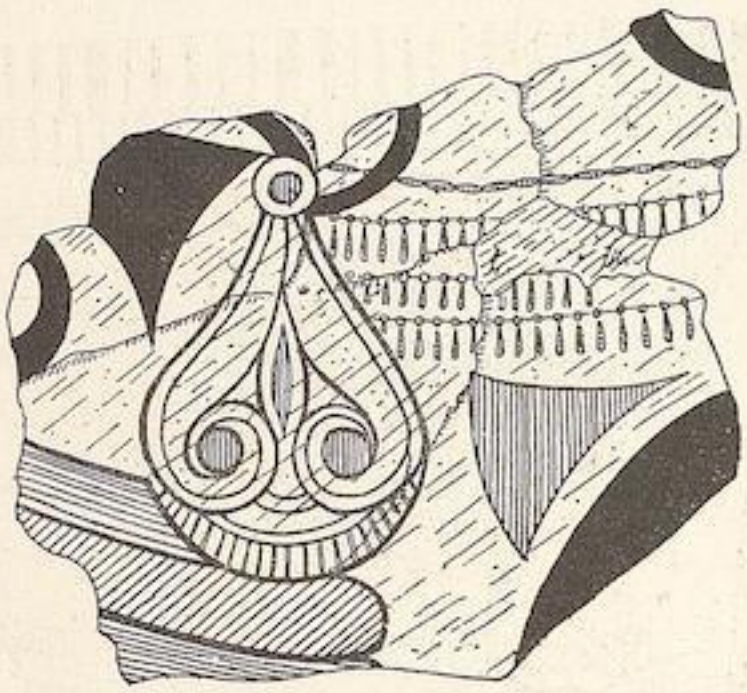
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0168
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

auf den Vasen verwandt findet, und Abb. 111 endlich das Hauptstück der Wandmalereien, den großen Stier mit dem gaukelnden Manne auf seinem Rücken. Ein kräftiger Stier stürmt in gestrecktem Galopp nach links. Der Körper ist gelblich mit vielen rothen Flecken gemalt. Der kurze Kopf mit großem runden

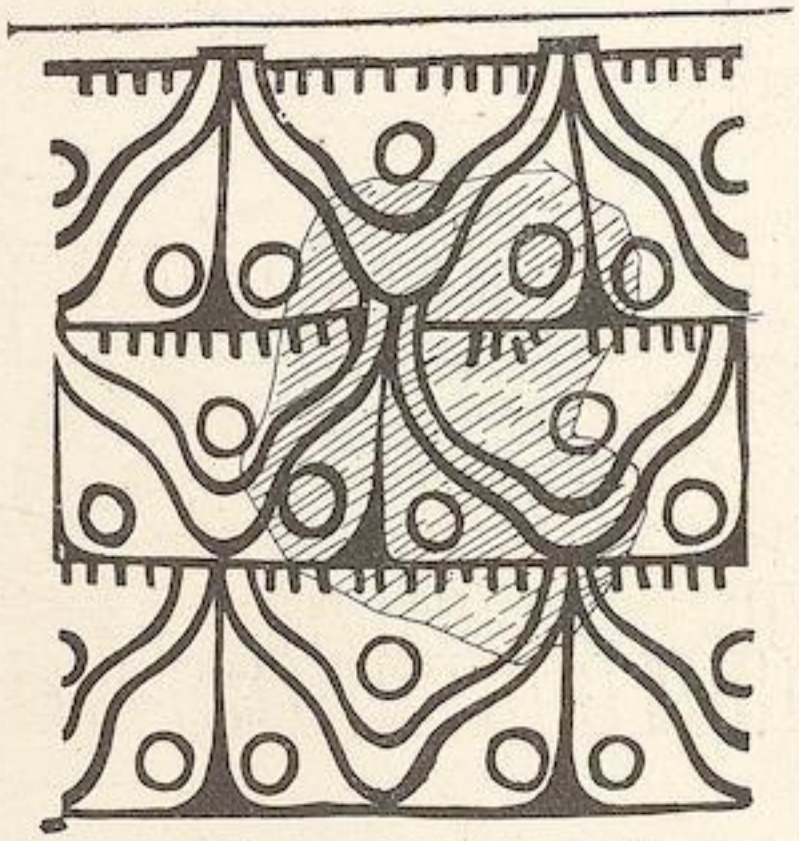


108. Wandmalerei aus dem Palaste.

Auge trägt ein paar mächtige, nach vorn geschwungene Hörner. Auf dem Rücken hockt ein Mann, nur mit dem rechten Knie und



109. Wandmalerei aus dem Palaste.

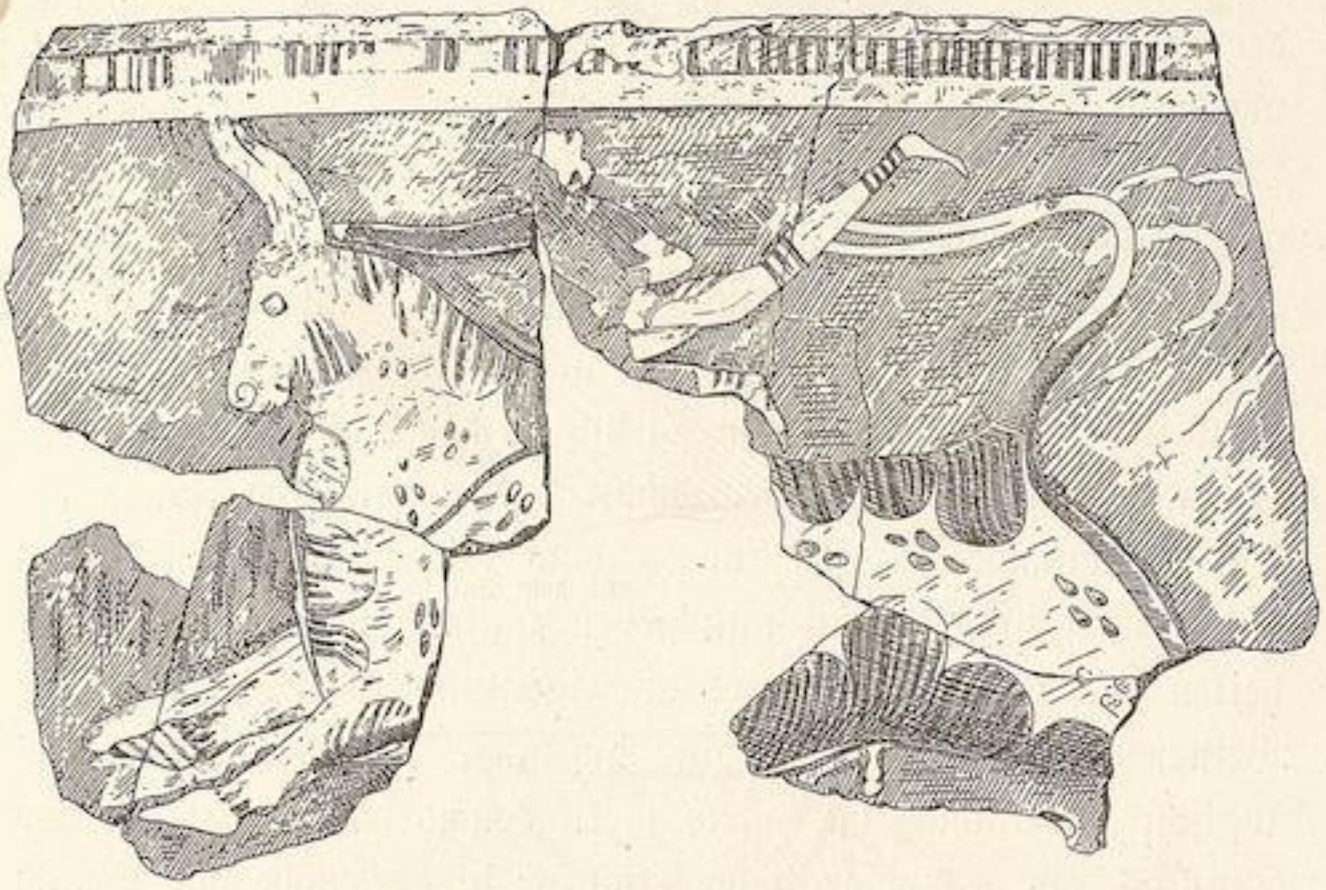


110. Wandmalerei aus dem Palaste.

der Fußspitze das Thier berührend, das andere Bein hoch in die Lüfte werfend und sich mit der Hand an dem Horn festhaltend. Die andere Hand scheint vor den Bauch gelegt. Von

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0170
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der Bekleidung des Mannes ist nichts zu erkennen, nur unter und über den Waden sind mehrere Reifen sichtbar, welche sich zunächst nicht erklären lassen. Der ganze Grund ist blau gemalt, und zwar ist deutlich, daß die Gestalt des Thieres ausgespart



111. Wandmalerei aus dem Palaste.

wurde, indem dessen Contour zunächst mit einer dicken blauen Linie umzogen wurde, daß der Mann aber auf den schon aufgetragenen blauen Grund aufgemalt wurde. Der Maler hatte Schwanz und Vorderbeine ursprünglich anders entworfen und tilgte die mislungenen Versuche nachher durch Uebermalung. Was stellt dieses Bild dar? Man hat in dem Manne bisher allgemein einen Gaukler sehen wollen, der, ebenso wie bei Homer ein Mann auf mehrern jagenden Pferden herumspringt, hier auf einem Stiere seine Kunststücke ausführt. Dagegen suchte kürzlich Friedrich Marx durch Hindeutung auf eine sehr interessante Analogie eine andere Auffassung

112. Münze von Katane.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0171
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wahrscheinlich zu machen. Auf griechischen Münzen von Katane in Sicilien (Abb. 112) findet sich ein menschenköpfiger Stier mit einer auffällig ähnlichen Figur auf dem Rücken. Der Stier kann hier nichts anderes bedeuten als einen Flußgott, wie so oft in den verschiedensten griechischen Landschaften, und der Mann auf seinem Rücken würde alsdann am ehesten einer von den Silenen sein, die als Vertreter von Bächen und Quellen sich oft im Gefolge der Flußgötter befinden. Die außerordentliche Aehnlichkeit in der Darstellung legte den Gedanken nahe, daß auch in Tiryns in dem Stier und dem Manne Flußgottheiten zu erkennen seien, und könnte so betreffs der Nationalität der Bewohner von Tiryns zu den wichtigsten Schlüssen Veranlassung geben. Aber höchst beachtenswerthe Funde des letzten Sommers (1889) führen doch wieder zu der ursprünglichen Auffassung zurück und geben zugleich über einige Einzelheiten des Bildes, besonders die eigenthümlichen Ringe an den Beinen des Mannes, erwünschte Auskunft. Die griechische archäologische Gesellschaft hat durch ihren bewährten Vertreter, Herrn Tsuntas, ein Kuppelgrab bei Amyklä in der Nähe von Sparta ausgraben lassen und dabei unter andern sehr wichtigen Gegenständen ein paar Goldbecher gefunden, über deren Darstellungen bisher Wolters kurz Folgendes berichtet hat: „Sie führen uns unzweifelhaft Bilder des täglichen Lebens vor, und zwar scheint es sich um den Fang gewaltiger Stiere zu handeln, die wir uns etwa in halber Freiheit gehalten vorstellen dürfen. Auf dem einen Becher sehen wir unter dem Henkel, zum Theil von ihm bedeckt, eine Palme, dann weiter nach rechts einen Stier, linkshin stürmend; mit seinen gewaltigen Hörnern hat er einen Mann gepackt und wirft ihn kopfüber zur Erde. Neben dem Stier stürzt ein zweiter Mann zu Boden; es scheint, daß er nicht niedergerannt wird, sondern von dem Stier abgeworfen ist. Die Darstellungen verdienen, nicht nur im Rahmen der mykenischen Kunst, hohes Lob. Einen besondern Werth haben sie außerdem für uns durch den Umstand, daß sie zum ersten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0172
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mal in diesem Stil in verhältnißmäßiger Größe und guter Erhaltung sorgfältige Darstellungen von Menschen bieten. Darnach erst wird die sonderbare Tracht, die man auf den kleinern Darstellungen nur ahnen konnte, klar. Die Männer, deren Haar sehr lang herabhängt, sind nackt bis auf einen ziemlich dicken, vorstehenden Gürtel, von welchem hinten und vorne ein kleiner Schurz herabhängt. Außerdem tragen sie Schuhe mit etwas aufgebogenen Spitzen, welche in Gestalt von mehrern horizontalen Riemen bis zur halben Wade reichen.

„Die ganze Scene gemahnt auf das lebhafteste an das Wandgemälde aus Tiryns (unser Stierbild). Hier findet nicht nur der Gegenstand im allgemeinen, auch die mächtige Bildung der Stiere und die Tracht der Männer ihre beste Parallele. Denn es scheint mir unzweifelhaft, daß wir die Gestalt des «Gauklers» nach den Männern unserer Gefäße zu ergänzen haben: der einzige Unterschied sind die drei parallelen Streifen am Knie, welche auf den Goldgefäßen fehlen. Die Schuhe sind am Original deutlicher zu erkennen, als auf der Abbildung. Daß die gelbe Farbe an den Schenkeln Reste des kleinen Schurzes sind, wird nach dem neuen Funde niemand mehr bezweifeln dürfen.

„Es ist nothwendig, diese Punkte hervorzuheben, da sie die Deutung widerlegen, welche Marx von dem tirynthischen Gemälde gegeben hat, eine Deutung, die für die ganze Frage der mykenischen Cultur von größter Bedeutung wäre, wenn sie sich beweisen ließe.... Schon der Umstand, daß der Mann Schuhe und Schurz trägt, würde hinreichen, die mythologische Deutung zu entkräften, die auch den Darstellungen der Goldgefäße gegenüber nicht Stand hält. Es kommen noch hinzu zwei geschnittene Steine aus Mykenä ebenfalls bei den allerletzten Ausgrabungen gefunden, die im nächsten Heft der «Ephemeris» veröffentlicht werden, von denen der eine die Scene des Gemäldes wiederholt, nur steht das Thier ruhig, und scheint kein Stier zu sein, während der andere den Mann im Begriffe zeigt sich auf den Rücken des Thieres zu schwingen. Eine Nöthigung zu

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0173
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mythologischer Deutung scheint mir gerade bei der ausgesprochenen Neigung der mykenischen Kunst, Gegenstände und Ereignisse des täglichen Lebens darzustellen, nicht vorzuliegen."

Wolters hat gewiß recht: wir dürfen in dem Stier keinen Flußgott und in dem Mann auf seinem Rücken nur einen gewöhnlichen Menschen erkennen, der das Thier zu bändigen sucht. Aber auffällig bleibt es deshalb doch, daß das Schema der Darstellung, welches die sicilischen Dorer im 7. oder 6. Jahrhundert auf ihre Münzen setzten, genau dasselbe ist, welches schon mehrere Jahrhunderte vorher von den Tirynthiern angewendet wurde. Wenn diese Uebereinstimmung auch keine Stammesgleichheit der beiden Völker beweist, so weist sie doch auf nahe Beziehungen zwischen beiden, auf eine fortlaufende Tradition hin.

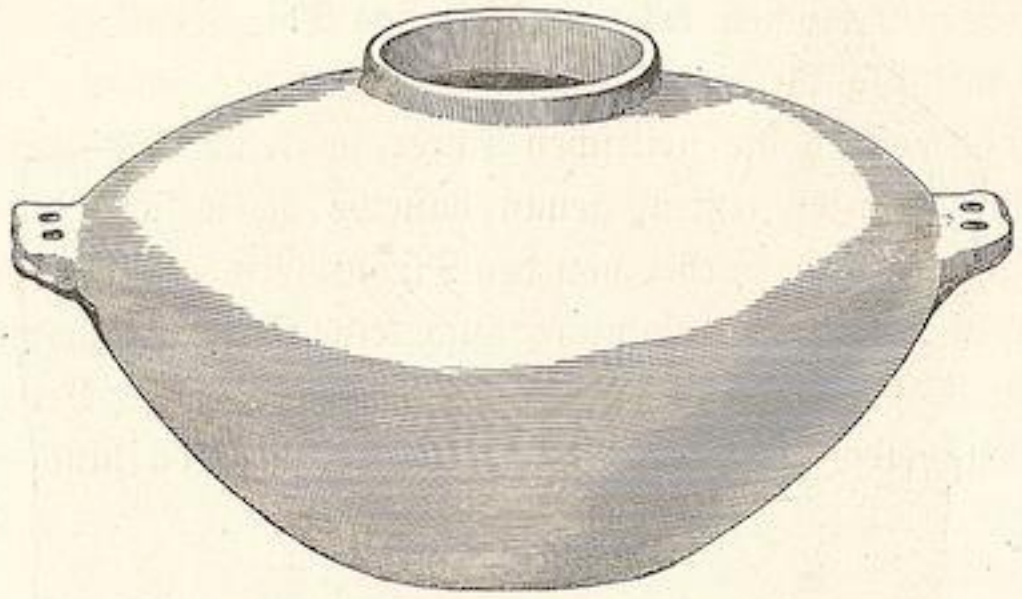
---

4. Die Einzelfunde.

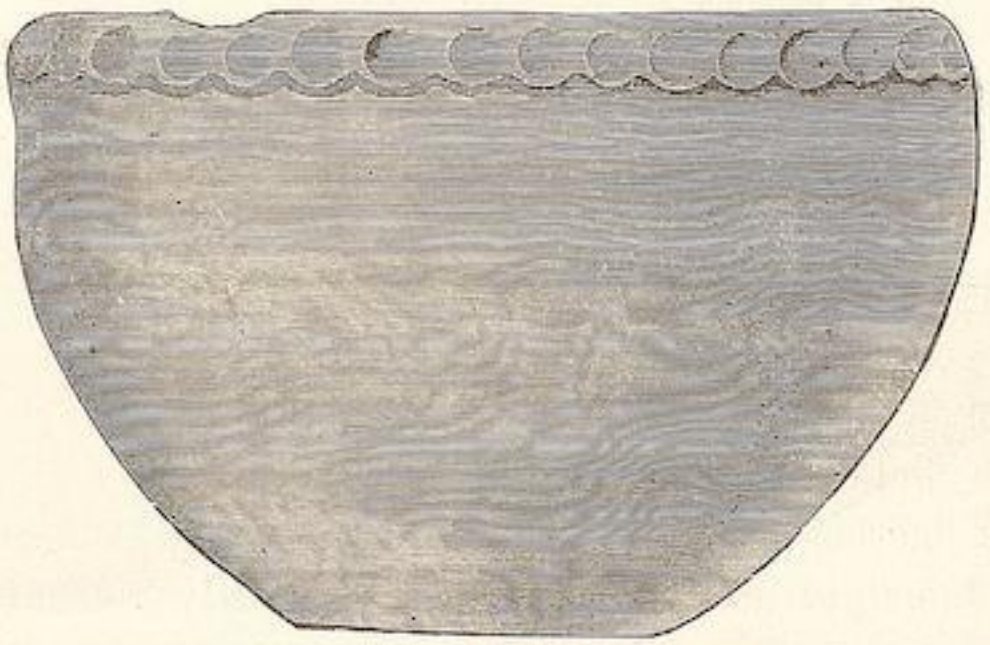
An Einzelfunden sind die tirynther Ausgrabungen durchaus nicht sehr ergiebig gewesen, und was zu Tage gefördert ist, besteht fast ausschließlich aus Bruchstücken von Vasen- und Thonfiguren. Das wichtigste Ergebniß, welches die Betrachtung dieser Dinge liefert, ist der starke Unterschied zwischen der in der ältesten Ansiedelung gefundenen Topfwaare und der aus dem spätern Palaste stammenden. Es ist oben bereits gesagt, daß in der nordwestlichen Ecke der Oberburg, da wo die große Aufgangstreppe mündet, Spuren einer ältern Ansiedelung gefunden sind in Gestalt von rohen Mauern und Lehmfußböden, die 3 m tiefer lagen als der nächstgelegene Palasttheil. An dieser Stelle sind Vasen und Kannen gehoben worden, welche ihre nächste Analogie in dem Thongeschirr von Troja, besonders dem der dortigen ersten und zweiten Ansiedelung haben. Es mag genügen, nur die Hauptstücke als Beleg für diese Behauptung abzubilden. Abb. 113 stellt ein mit der Hand gemachtes Ge-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0174
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

fäß dar, das statt der Henkel dieselben durchbohrten und für einen durchzuziehenden Strick bestimmten Ansätze hat, wie so viele in Troja. Es besteht aus röthlichgelbem, ziemlich gut gebranntem Thon. Abb. 114 zeigt einen fußlosen Becher von Thon,



113. Thongefäß (Größe 1 : 2).

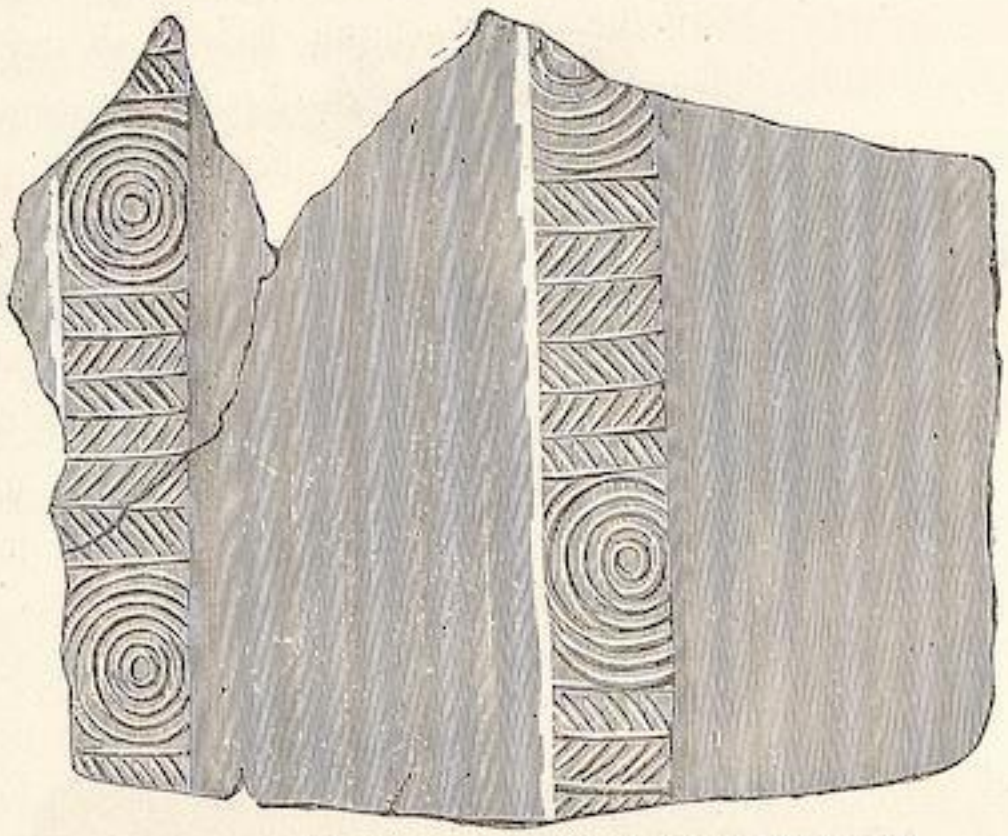


114. Becher von Thon (Größe 1 : 2).

um dessen obern Rand ein mit rohen runden Eindrücken verzierter Thonstreifen umgelegt ist. Auch die Umlegung solcher Thonstreifen, in die augenscheinlich mit dem Finger Eindrücke gemacht sind, ist trojanische Uebung. Dieselben umgelegten Streifen zeigt das in Abb. 115 abgebildete Bruchstück, jedoch sind

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0175
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

hier concentrische Kreise und das sogenannte Grätenmuster als Verzierung benutzt, die gerade beide sich ebenfalls in Troja wiederfinden. Der Teller, welchen Abb. 116 zeigt, ist bereits auf der Töpferscheibe gedreht; er erinnert nicht minder wie die



115. Bruchstück eines großen Thongefäßes (Größe 1:3).

116. Tiefer Teller von Thon (Größe 1:2).

117. Garnwickel aus schwarzem Stein (nat. Größe).

vorigen Stücke an trojanische Funde, und wenn ich nun noch den Garnwickel (117) erwähne, der der trojanischen Urform entsprechend noch gar keinen Versuch macht menschliche Gestalt anzunehmen, so wird man die Uebereinstimmung dieser Stücke mit denen aus den ältesten trojanischen Schichten in der That wol

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0176
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

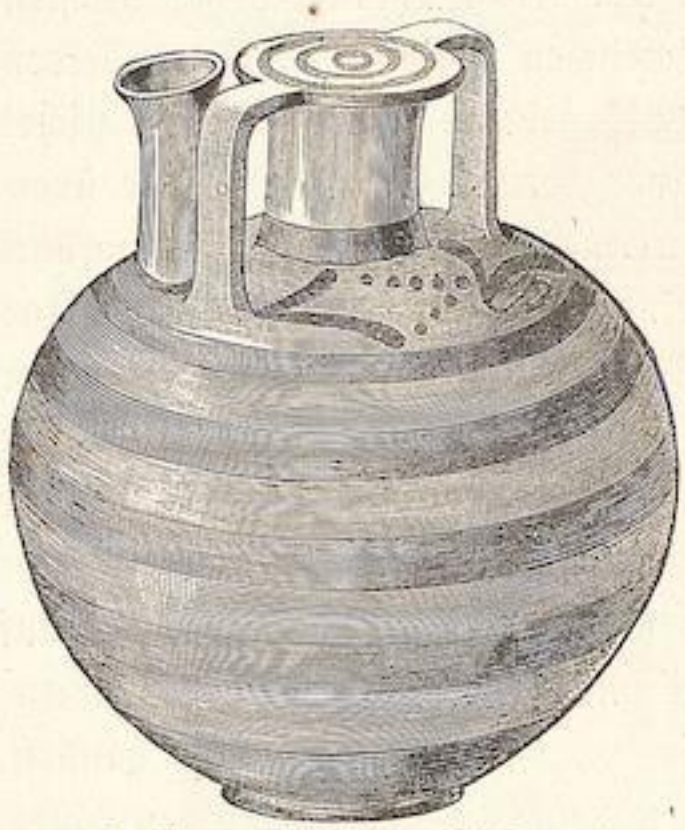
ziemlich groß finden. Es wurden dann auch einige thönerne Wirtel, rohe Messer und Pfeilspitzen aus Obsidian, sowie eine Perle von blauem Kobaltglase in der ältesten Schicht gefunden.

Sollen wir nun aus der Uebereinstimmung dieser ältesten tirynther Funde mit den trojanischen schließen, daß an beiden Orten ursprünglich dasselbe Volk gehaust habe? Gewiß nicht! Oder wenigstens, daß von einer dritten Stelle aus jene übereinstimmenden Gebrauchsgegenstände an beide Orte eingeführt worden seien? Auch das scheint mir nicht nöthig. Nicht blos in Troja, auf Cypern und in Tiryns finden sich Gefäße dieser rohen Erstlingsformen: auch in Ungarn, in Mecklenburg, in Niedersachsen, in Oberitalien, in Frankreich, überall wo der Spaten in die ältesten Schichten hinabsteigt, kommen ähnliche Erscheinungen ans Licht. Es sind die natürlichen Formen, auf welche auch die verschiedensten und weitest auseinanderwohnenden Völker jedes für sich verfallen, wenn es sich darum handelt, für die einfachsten Bedürfnisse des Lebens die nothwendigen Hülfsmittel zu schaffen. So werden wir denn auch in jener ältesten Schicht zu Tiryns die Zeit sehen dürfen, in welcher aus selbstgeformtem Geschirr gegessen und getrunken wurde und nur die Geräthe aus besonderm Material, wie Obsidianmesser und Pfeilspitzen, gelegentlich durch einen wandernden Händler ins Haus kamen.

Die Funde aus dem Palaste zeigen dem gegenüber, ebenso wie die Wandmalereien, durchaus den Charakter der mykenischen Culturperiode. Die Vasen gehören allerdings nicht jener ältern Gattung dieser Periode an, die sich hauptsächlich in den Schachtgräbern von Mykenä erhalten hat, sondern entsprechen durchweg den jüngern, dort „außerhalb der Gräber" gefundenen Typen. Charakteristisch für diese Gattung ist die Bügelkanne, von welcher Abb. 118 ein ganz erhaltenes Exemplar darstellt. Die Reifen, welche hier um den Bauch des Gefäßes laufen, kehren in verschiedenen Abänderungen und durch Zwischenglieder belebt, immer wieder. So sehen wir in Abb. 119 eine Vase von breiten und schmalen Reifen, sowie in der Henkelgegend von zwei

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0177
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Zickzacklinien umzogen. Die folgenden Figuren zeigen die verschiedenartige Gestaltung sonstiger Zwischenglieder. In den Abb. 121, 122 und 123 befinden sich zwischen den horizontal umlaufenden Reifen verticale Glieder so gestaltet, daß zwischen einem Rahmen von Strichen bald Wellenlinien (121), bald Vierecke (122), bald einfache dicke Punkte (123) angebracht sind. An diese breiten vertikalen Glieder lehnen sich bei 121 und 122 beiderseits halbrunde oder halbelliptische Verzierungen, sodaß eine Figur entsteht ähnlich dem Hauptmotiv des Alabasterfrieses (oben Abb. 106). Dieses Motiv, eine verticale Mittellinie, an welche rechts und links symmetrische Figuren sich lehnen, erweist sich immer mehr als ein in der ganzen mykenischen Kunst herrschendes. Ist es doch auch dasselbe, welches dem Relief des Burgthores, der Säule mit den aufgerichteten Löwen zu beiden Seiten, zu Grunde liegt. Auch das Muster der Wandmalerei von Abb. 110 findet sich wieder, wie das winzig kleine Bruchstück Abb. 125 gerade noch genügend erkennen läßt; und natürlich fehlen nicht die ebenfalls in dieser Vasengattung so zahlreich vertretenen langhalsigen Vögel, von denen Abb. 124 ein Beispiel gibt.



118. Sogen. Bügelkanne (Größe 1 : 3).

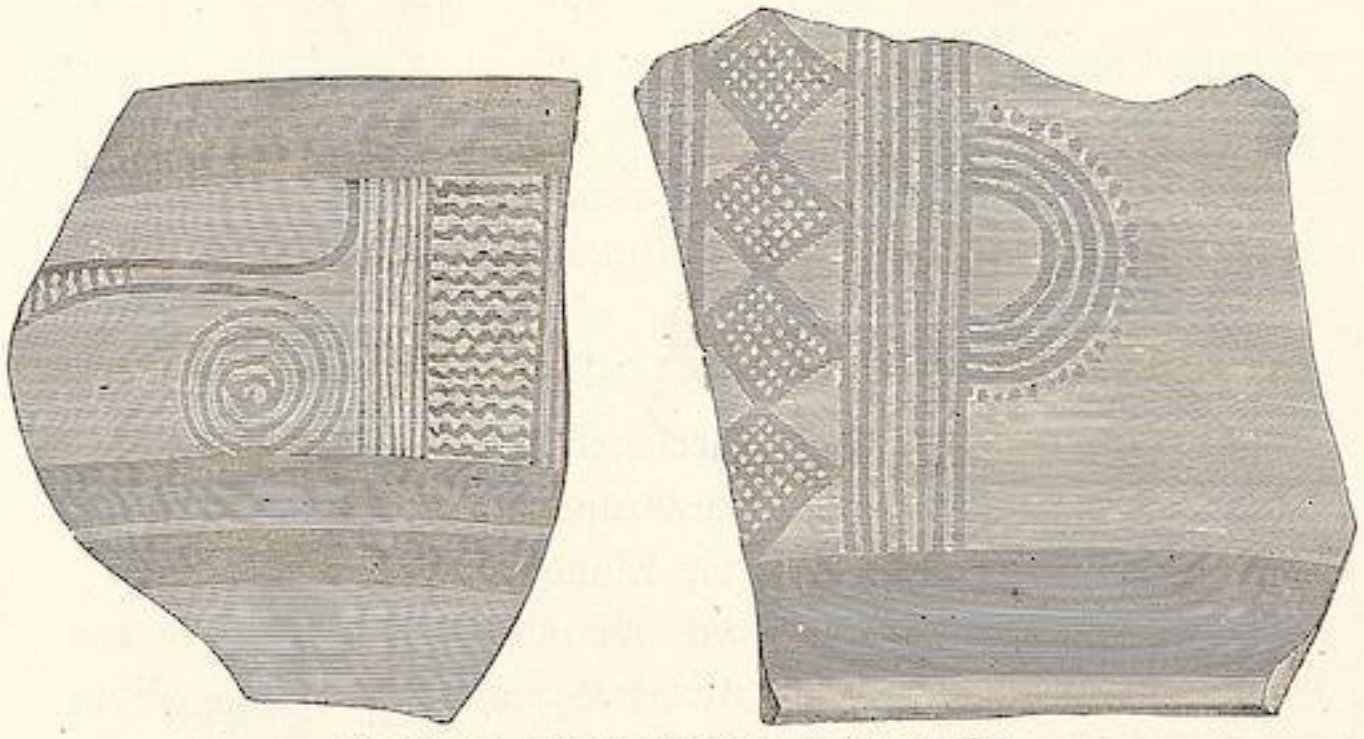
119. Vase (Größe 1 : 2).

Als Trinkgefäß kommt, neben einer niedrigen Tasse, beson-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0178
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ders die Form des in Abb. 120 abgebildeten Bechers vor, die auch an allen andern Fundstätten mykenischer Cultur herrscht.

120. Becher (Größe 1 : 2).

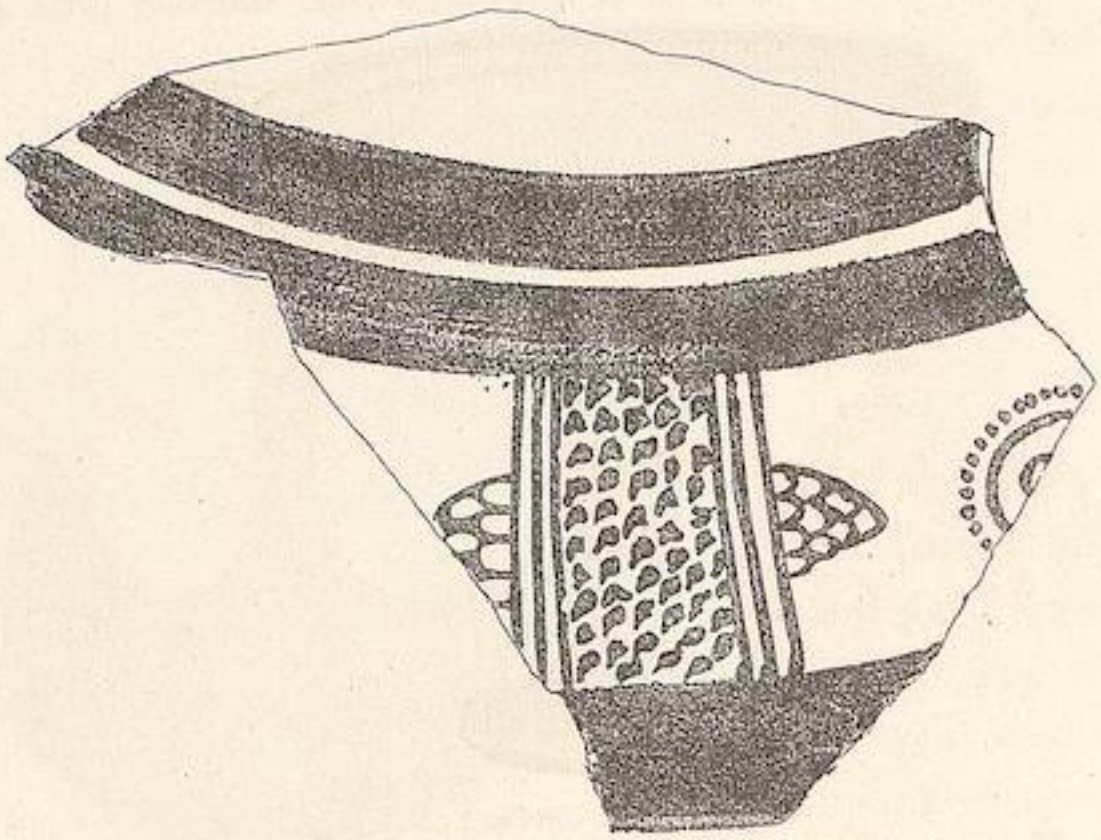


121 und 122. Vasenscherben (1/2 und 1/3 Größe).

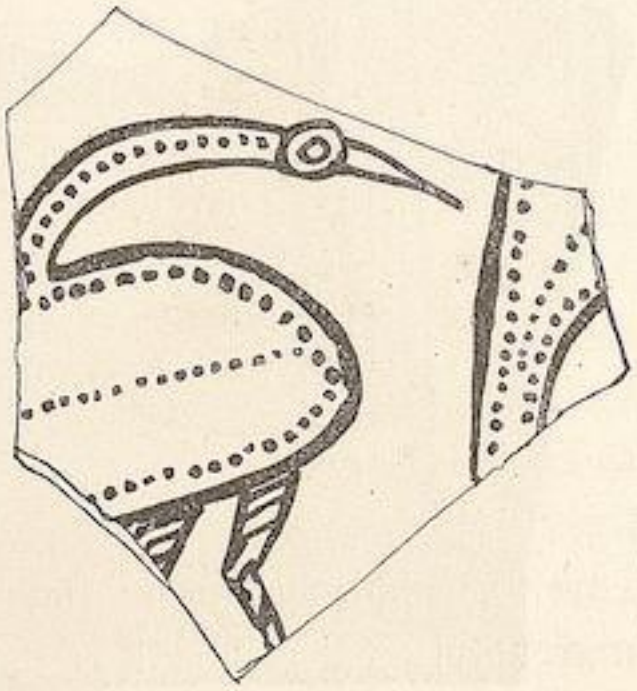
An Thonfiguren finden sich in großer Zahl die in Mykenä und an andern Stätten sehr häufigen weiblichen Gestalten mit sichelförmig erhobenen oder auch rund zusammengeschlagenen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0179
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Armen (126, 127). Schliemann wollte in dieser Eigenthümlichkeit eine Anspielung auf die Form des Halb- und Vollmondes sehen



123. Vasenscherbe (2/3 Größe).



124. Vasenscherbe (Größe 2 : 3).

125. Vasenscherbe (Größe 1 : 2).

und fand so die Beziehung zu der argivischen Hera, welche in ihrer Bedeutung auf die alte pelasgische Mondgöttin Jo zurückgehe. Wir können der Prämisse dieses Schlusses nicht beistimmen,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0180
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

müssen aber trotzdem die Möglichkeit, daß die Figuren Idole vorstellen, offen lassen. Abb. 129, welche eine langbekleidete Gestalt mit einem reichen Brustschmuck behangen, und 128, welche eine, wie es scheint, Brot backende Frau darstellt, liefern

126 und 127. Idole aus Thon (natürliche Größe).

den Beweis, daß man bereits weit menschenähnlichere Figuren zu modelliren verstand. Wenn trotzdem die primitivern Formen immer noch massenhaft hergestellt wurden, so erklärt sich das am ehesten aus einer althergebrachten Sitte, aus der Nachahmung von alterthümlichen Cultbildern, und es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß wir in ihnen die Darstellung einer Göttin zu erkennen haben.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0181
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Zeigte uns die zuerst erwähnte Gruppe von Funden, daß die älteste Ansiedelung auf der Burg von Tiryns in die Zeit hinaufreicht, wo noch fast alle Gebrauchsgegenstände einheimisches rohes Fabrikat waren, so liefert die zuletzt besprochene den Beweis, daß der in Tiryns aufgedeckte Palast derselben

128 und 129. Weibliche Figuren aus Thon (Größe 2 : 3).

großen Blütezeit angehört, die einst im ganzen griechischen Meere im lebendigen Wechselverkehr der verschiedenen Küstenpunkte sich herausgebildet hatte, und der die Funde von Mykenä Charakter und Namen gegeben haben. In Tiryns können wir aber nicht blos in die Zeit vor dieser großen Blüte, sondern auch in die nachher folgende noch einen kurzen Blick

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0182
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

werfen. Es ist längst beobachtet worden, daß auf die Vasen mykenischen Stils die des sogenannten Dipylonstils folgen, in der Art, daß eine Zeit lang beide Arten gleichzeitig fabricirt werden, bis die mykenische Cultur allmählich der vom Dipylon das Feld räumt. Wie die mykenischen nach Mykenä, so sind die Dipylonvasen nach ihrem Hauptfundort, dem athenischen Doppelthore, vor dem die große Gräberstraße begann, benannt

130. Vasenscherbe (Größe 1 : 2).

worden. Sie unterscheiden sich von den mykenischen Vasen zunächst dadurch, daß an die Stelle des Runden das Eckige getreten ist: an Stelle der Spirale herrscht der Mäander, an Stelle der Wellenlinie das Zickzack. Algen und Polypen kommen, wie schon auf den jüngern mykenischen Vasen, gar nicht mehr vor. Dagegen werden figürliche Darstellungen, mehr als bisher auf Vasen zu geschehen pflegte, versucht, sie zeigen aber eine bäuerische Ungeschicklichkeit und stehen sehr weit zurück hinter allem, was im mykenischen Culturkreise an derartigem geleistet

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0183
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

worden war. Der Thon dieser Gefäße ist weit roher als der der mykenischen Gattung; die Malerei ist stets in Firnis ausgeführt.

Von dieser Vasengattung haben sich in Tiryns sehr viele Scherben gefunden, ein Zeichen, daß die Burg auch nach dem Ableben der mykenischen Cultur noch geraume Zeit bewohnt war. Wir bilden wiederum nur ganz wenige Stücke ab. Abb. 130 zeigt mitten in einem Gewirre von horizontalen und verticalen

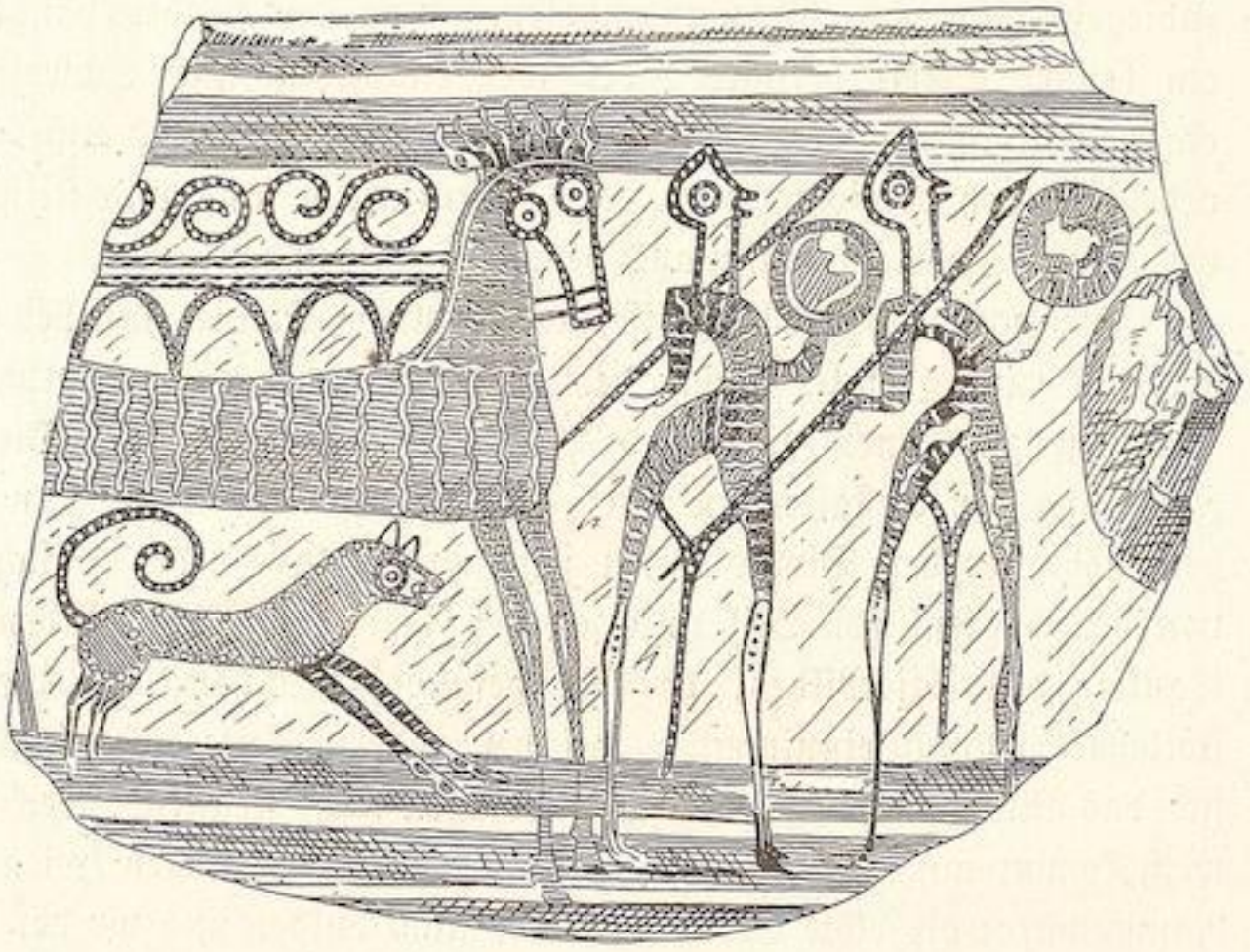
131. Vasenscherbe (Größe 1 : 2).

Zickzacklinien Frauen, welche, Blumensträuße tragend, einander bei den Händen gefaßt haben. Auf der Scherbe sind ihrer nur zwei erhalten, es waren aber, wie die Reste rechts neben dem Bruch zeigen, noch mehrere dargestellt, sodaß wir in dem Bilde zweifelsohne einen Reigentanz erkennen dürfen. Abb. 131 zeigt gegenüber dieser weiblichen Beschäftigung die ernstere der Männer. Ein Mann schreitet vor einem Pferde, das er wahrscheinlich am Zügel führt. Seine Taille ist noch mehr eingeschnürt, als die der Frauen war, sodaß sein Oberkörper völlig dreieckig erscheint. Im Gürtel steckt horizontal

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0184
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nach vorn stehend ein Schwert. Unter dem Pferde ist zur Raumfüllung ein Fisch gemalt und über, neben und unter dem Manne sind zu demselben Zwecke allerhand Figuren angebracht, ein Mäander, ein Svastika 卐 und mehrere Rhomben mit Punkt in der Mitte.

Neben den Vasen mykenischer Gattung und den Dipylongefäßen sind nun aber noch einige Stücken in Tiryns zu Tage



132. Bruchstück einer Vase.

gekommen, wie sie sich sonst noch nirgends gefunden haben. Sie bilden einen Uebergang zwischen den mykenischen und Dipylonvasen. Abb. 132 stellt das Hauptexemplar derselben dar. Wir sehen links ein sehr steifbeiniges Pferd mit großen kugelrunden Augen und flatternder Mähne. An seinem Maule sind die Zügel sichtbar. Die horizontalen Linien jedoch, welche oberhalb des Rückens liegen, scheinen nicht die Fortsetzung der Zügel zu sein, sondern mit den vier Bogen, auf denen sie ruhen, nur zur

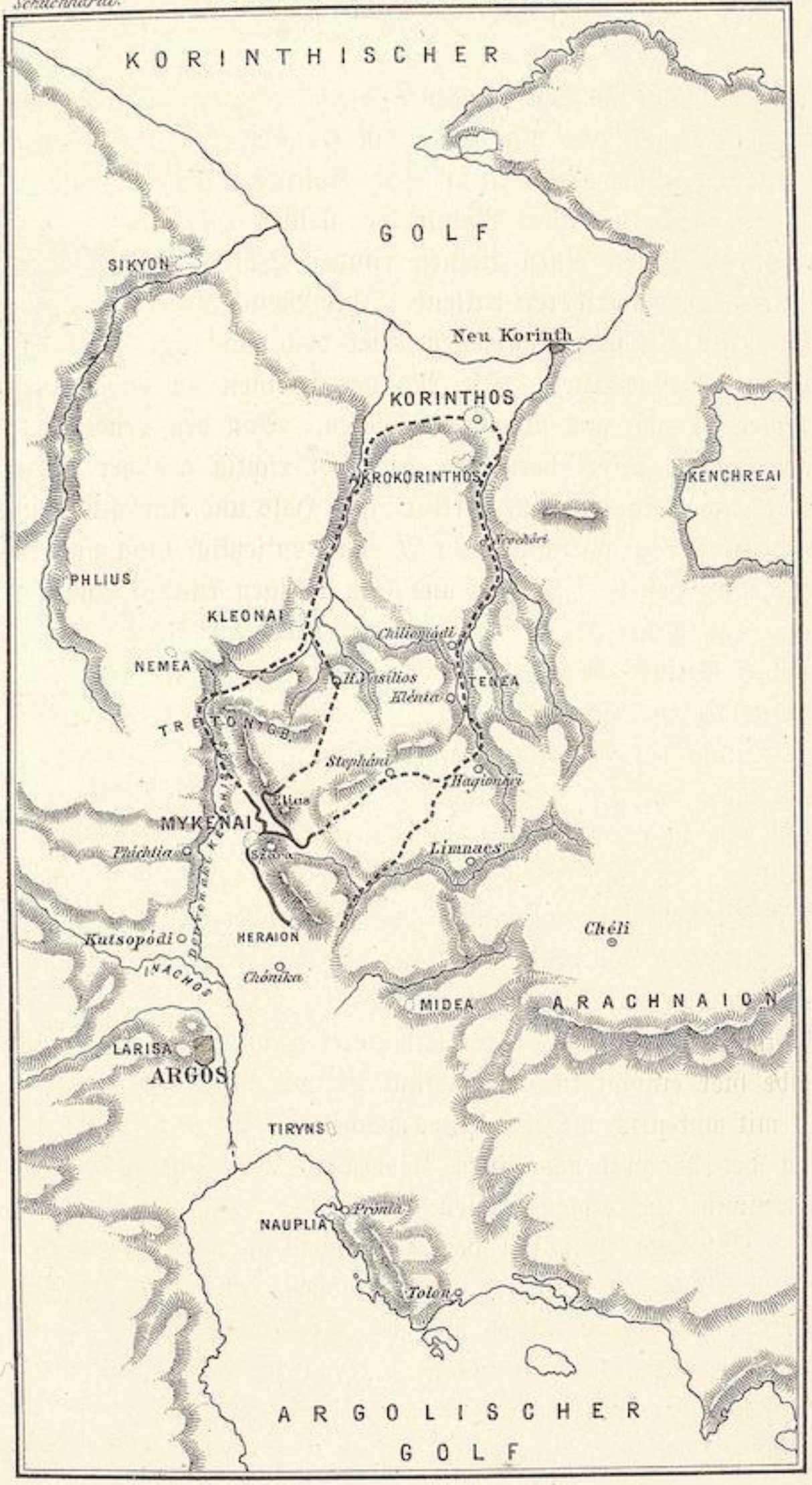
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0185
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Raumfüllung zu dienen, ebenso wie die beiden Spiralen weiter oben. Unter dem Pferde ist ein Hund gemalt, nicht minder hölzern, dessen Schweif sich zur Spirale ringelt. Vor dem Pferde sehen wir zwei Männer in gleicher Stellung, in der erhobenen Linken einen kleinen runden Schild, in der Rechten einen Speer wurfbereit haltend. Ihre Beine sind stockartig dünn, die Taille ist sehr eingezogen, aber doch nicht wie auf den Dipylonvasen gestaltet. Die Männer scheinen sich etwas zurückzubiegen, um zum Wurf auszuholen. Von den Lenden hängt ein langer Streif herunter, der wol richtig als der Schweif eines umgehängten Felles erklärt ist. Hals und Kopf sind außerordentlich roh gezeichnet; der Hals ist entsetzlich lang und steif, der Kopf besteht fast ganz aus dem riesigen runden Auge.

Die ganze Darstellung ist mit braunem Firnis auf hellgelben Grund gemalt. Ueber dem Firnis ist aber noch reichlich Deckweiß zu Innenlinien und Punktirungen verwandt. Die Zeichnung der Gestalten in ihrer Dünnbeinigkeit und Hölzernheit steht der der Dipylonvasen sehr nahe. Wie sehr sie sich von dem mykenischen Stil unterscheidet, lehrt ein Blick auf den Gaukler des Stierbildes, der bei gesündester Muskulatur die flotteste Stellung einnimmt. Auf der andern Seite aber läßt sich das Bild von den mykenischen Gefäßen nicht trennen. Deckweiß kommt auf Dipylonvasen nicht vor. Auch den vielen freien Raum würde die echte Dipylonmalerei nicht dulden und wo derselbe hier einmal künstlich gefüllt ist, wie über dem Pferde, ist es mit mykenischen Ornamenten geschehen. So werden wir diese Art der Malerei als einen Uebergang vom mykenischen zum Dipylonstil betrachten müssen.

Nach dem Aufhören der Dipylonculture muß Tiryns jahrhundertelang öde und leer gelegen haben, denn nach dem dorischen Tempel, der mitten in das Megaron hineingebaut war und etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehören mag, treten erst aus byzantinischer Zeit wieder Spuren der Bewohnung auf: zahlreiche Gräber auf dem Südende und eine Kirche in dem

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0186
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



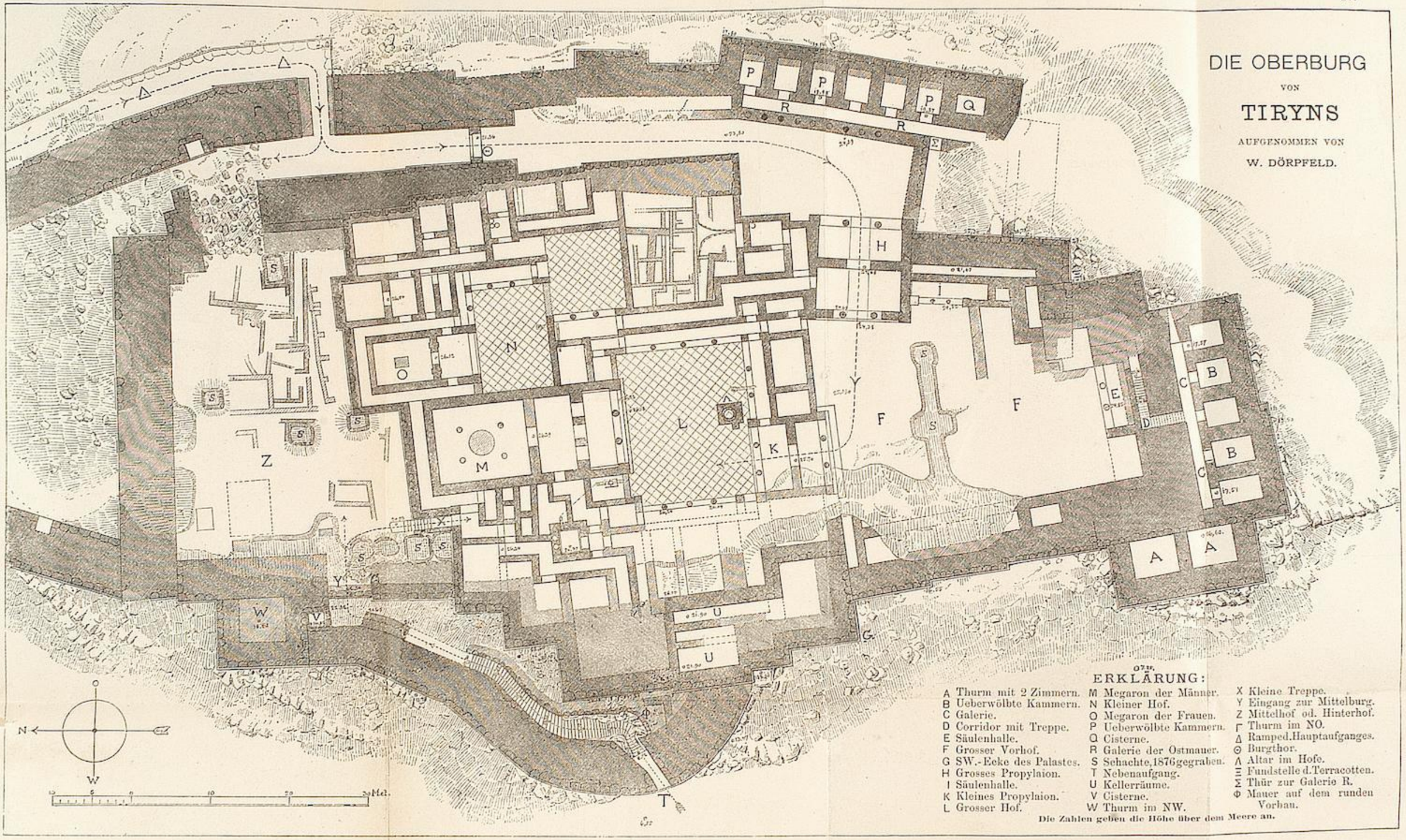
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0187
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0188

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

DIE OBERBURG
VON
TIRYNS
AUFGENOMMEN VON
W. DÖRPFELD.



ERKLÄRUNG:

A Thurm mit 2 Zimmern.
B Ueberwölbte Kammern.
C Galerie.
D Corridor mit Treppe.
E Säulenhalle.
F Grosser Vorhof.
G SW.-Ecke des Palastes.
H Grosses Propylaion.
I Säulenhalle.
K Kleines Propylaion.
L Grosser Hof.
M Megaron der Männer.
N Kleiner Hof.
O Megaron der Frauen.
P Ueberwölbte Kammern.
Q Cisterne.
R Galerie der Ostmauer.
S Schachte, 1876 gegraben.
T Nebenaufgang.
U Kellerräume.
V Cisterne.
W Thurm im NW.
X Kleine Treppe.
Y Eingang zur Mittelburg.
Z Mittelhof od. Hinterhof.
Γ Thurm im NO.
Δ Ramped. Hauptaufganges.
Θ Burgthor.
Λ Altar im Hofe.
Ξ Fundstelle d. Terracotten.
Σ Thür zur Galerie R.
Φ Mauer auf dem runden Vorhau.

Die Zahlen geben die Höhe über dem Meere an.

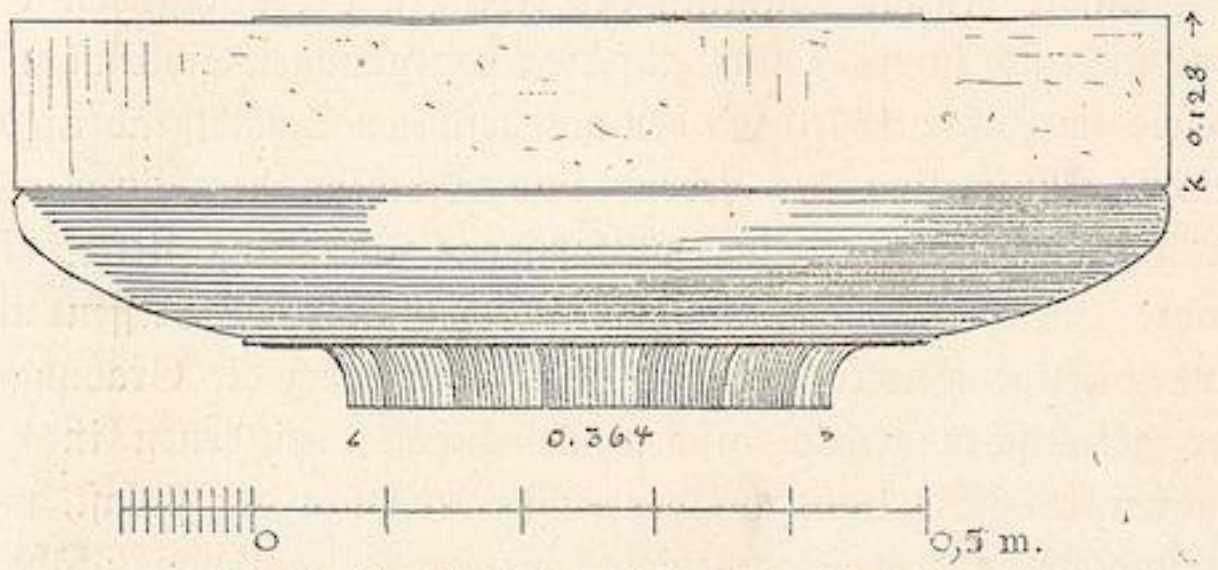
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0189
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0190

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

ersten großen Vorhofe des Palastes F. Die letztere war die Veranlassung geworden, daß man eine Zeit lang Schliemann's neue Palastentdeckung ebenso anzweifelte wie einst seine Verkündigung des echten Troja. Der altverdiente englische Archäologe Penrose, der seit mehr als vierzig Jahren, seit seinem berühmten Werke über die athenische Akropolis in der vordersten Reihe der Alterthumsforscher steht, hatte mit einem Correspondenten der „Times" Tiryns besucht und zu bemerken geglaubt, daß die Entdecker rohe mittelalterliche Mauern für solche des heroischen Zeitalters genommen hätten. Es erschienen im Frühjahr 1886 in diesem Sinne mehrere Artikel in der „Times". Aber als die Sache bald darauf in der Hellenic Society in London verhandelt wurde, zu welcher Sitzung Schliemann und Dörpfeld sich eigens von Athen nach London begaben, stellte sich heraus, daß Penrose die byzantinische Kirche für die Hauptsache angesehen und für die wichtigste Stütze der Schliemann-Dörpfeld'schen Aufstellungen gehalten hatte. Die Verständigung war leicht, und Penrose nahm alle seine Einwände öffentlich zurück.



133. Dorisches Kapitell vom spätern Tempel zu Tiryns.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0191
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Viertes Kapitel.

Mykenä.

1. Lage und Befestigung der Burg.

Was über die Entstehung und über die Geschichte von Mykenä überliefert ist, haben wir bereits im Anfang des vorigen Kapitels dargelegt und dort den Schluß gezogen, daß die Stadt eine Tochter oder eine jüngere Schwester von Tiryns sei, die ihrer günstigen Lage zwischen dem östlichen und dem westlichen Meere den sprichwörtlich gewordenen Reichthum und die Vormachtstellung im ältesten Griechenland verdanke.

Unsere heutige Kenntniß der einstigen Bedeutung von Mykenä stützt sich in erster Linie auf die Ausgrabungen Schliemann's, welche im Jahre 1876 aus den goldgefüllten Schachtgräbern die reichste Illustration des Lebens und Treibens der Burgherren zu Tage förderten. Eine willkommene Förderung lieferte im Jahre 1881 die Kartenaufnahme des Hauptmanns Steffen und eine wichtige weitere Ergänzung erwuchs durch die Grabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft, bei denen in den Jahren 1886 bis 1888 auf der Spitze der Burg der Palast, und in und neben dem Stadtgebiete eine große Zahl von Gräbern gefunden wurde. Diese letzten Resultate werden am Schlusse unsers Kapitels ihre Besprechung finden.

Die beiden hohen Berge, Prophet Elia und Szara, zwischen denen Mykenä liegt, werden voneinander getrennt durch die Schlucht des Chavos-Baches, welche sich, zuerst westlich streichend,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0192
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

dicht am Szara hält und dann an der Ecke desselben scharf nach Süden umbiegt. Bei dieser Ecke beginnt, nur 150 m nach Norden entfernt, eine andere Schlucht, die des Kokoretza-Baches, welche sich nach Westen zum Kephisos wendet. In dem Winkel, den so beide miteinander bilden, erhebt sich das Gelände zu einer isolirten Höhe von 278 m, und diese ist zum Burgberge ausgesucht worden. Sie hängt im Osten durch einen 33 m tiefern schmalen Sattel mit dem Eliasberge zusammen und im Westen durch eine nur geringe Senkung mit dem lang von Norden nach Süden streichenden Hügel, welcher den Haupttheil der alten Unterstadt trug und mit ihr auch die berühmten Kuppelgräber.

Hinter dem erwähnten Sattel, 370 m östlich von der Burgmauer und 391 m hoch, entspringt eine starke Quelle, die gewiß die von Pausanias genannte berühmte Perseia ist, welche der Burg das Wasser lieferte. Die Leitung, welche zwischen Quelle und Burg den 255 m hohen Sattel passiren mußte, konnte trotzdem noch in mäßigem Gefälle das Burginnere erreichen, da die nordwestliche Mauerecke an der Innenflucht 249 m hoch liegt. An eine Druckleitung, die den Verhältnissen nach möglich wäre, wird man für diese frühe Zeit kaum denken dürfen.

Gleich nördlich von der Burg, noch diesseit des Kokoretza, zeigen sich mehrere Spuren der alten Hochstraßen, die von hier in drei Armen nach Korinth ausgingen. Sie sind in den Felsen gehauen oder werden durch cyklopisches Mauerwerk getragen. Bei Bachübergängen haben sich Brücken derselben Bauart erhalten mit ganz schmalen Wasserdurchlässen, von denen sich deshalb meist mehrere nebeneinander finden. Die letztern sind spitzbogenförmig construirt in der Art, daß die Seitenblöcke nach oben vorkragen und ein großer Deckblock das Gewölbe schließt. Die Straßen sind nur etwa 3,50 m breit, und im Gegensatz zu unsern Chausseen so geführt, daß sie bei zu überwindenden Höhen oder Tiefen nicht in möglichst gleichmäßigem Gefälle laufen, sondern sehr lange die horizontale Linie innehalten,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0193
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

um dann in plötzlichem Steigen und Fallen das Hinderniß zu nehmen. Beides, die Schmalheit der Straßen wie ihre eigenthümliche Führung, deutet darauf, daß auf ihnen keine Wagen verkehrten, sondern nur Saumthiere. Es haben sich auch nirgends Geleisspuren gefunden, außer dicht bei der Stadt auf einer Linie, die allem Anscheine nach an die große korinthische Fahrstraße anschloß. Die letztere nahm wol zu jener Zeit denselben Weg wie zu allen spätern, nämlich den Kephisos hinauf über Kleonä, ist aber ebendeshalb auch in keiner Spur mehr erkennbar.

Vielfach sind die Straßen mit Befestigungsthürmen versehen, die bald den Weg völlig überdecken und ihn somit leicht sperren konnten, bald auch in einiger Entfernung seitwärts liegen und dann gewöhnlich einen dominirenden Punkt innehaben. So sollten mehrere Thürme in der Nähe der heutigen Eisenbahnstation Phichtia offenbar den großen Wagenweg schützen. Die stattlichsten Reste einer Warte aber befinden sich auf der Höhe des Eliasberges mit großer Umfassungsmauer, wohlerhaltenem Thore und einer Anzahl Häuserresten.

Die Burgbefestigung von Mykenä bildet ein nahezu gleichschenkeliges Dreieck, dessen eine Spitze gegen Osten gewendet ist, während die gegenüberliegende Seite die zur Stadt gekehrte Front bildet und von dem Hauptdurchgange, dem bekannten Löwenthore, durchbrochen wird. Dem Löwenthore gegenüber befindet sich im Nordosten noch ein zweites kleineres Thor.

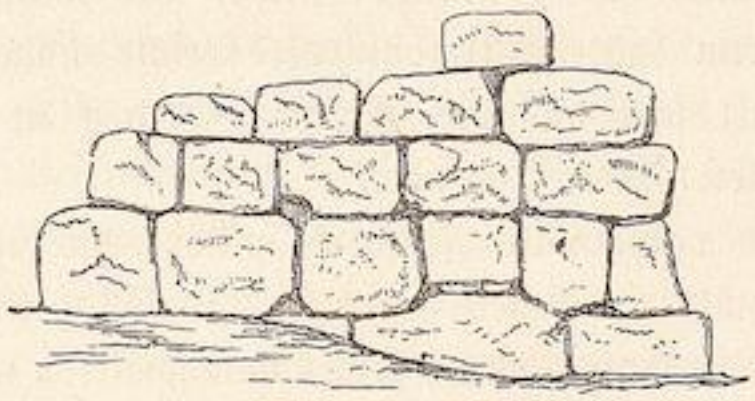
Die Mauer der Burg hat sich fast ringsherum erhalten. Nur in der Südlinie, an dem Steilabfall zum Chavosbache, ist eine kurze Strecke abgestürzt. Sie folgt mit ihren vielen aus- und einspringenden Ecken und mehrfach vorgelegten Thürmen dem Rande des Hügels. In ihrer Bauart lassen sich drei Arten der Technik unterscheiden. Die dem Anscheine nach älteste, in welcher der größte Theil des Ringes aufgeführt ist, steht der der tirynthischen Mauer sehr nahe. Sie hat wenig oder gar nicht behauene Kalksteinblöcke aufeinander gethürmt und verräth nur in den durchweg geringern Maßen der Blöcke, sowie in der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0194
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gelegentlichen Einmischung einer gutbearbeiteten Quader, die etwas jüngere Zeit. (Abb. 134.) Eine andere Bauart sehen wir

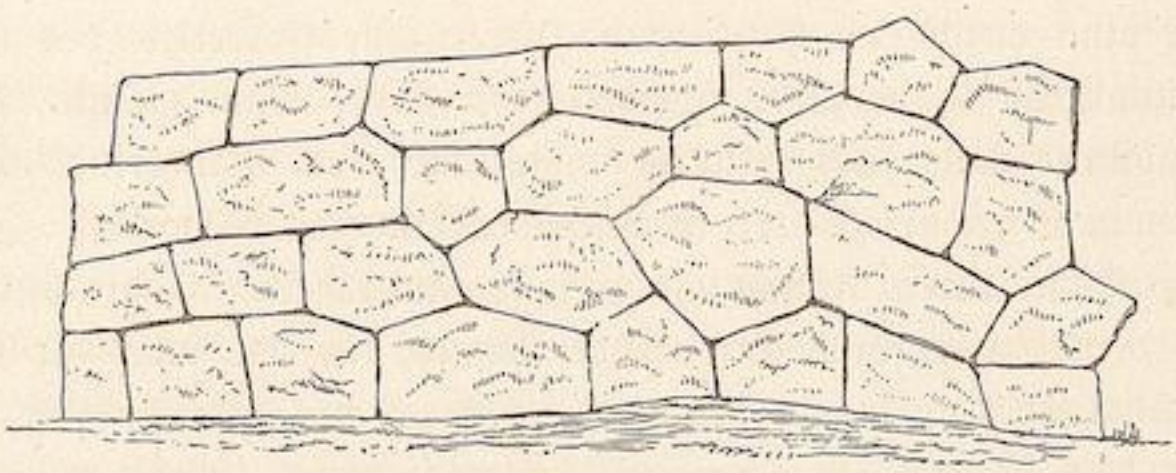
134. Cyklopische Mauern.

angewandt bei den Gängen und Thürmen beider Thore, sowie bei dem Thurm in der Mitte der Südostlinie (C): hier liegen sorg-



135. Mauern aus Quadern.

fältig behauene lange viereckige Quadern in regelmäßiger Schichtung aufeinander (135). Die dritte Bauart, welche südlich vom



136. Mauern aus polygonalen Steinen.

Löwenthor neben dem Gräberrund, ferner in der Fortsetzung derselben Linie an einem großen Thurme (B) und endlich an der Nordostspitze der Umfassung auftritt, verwendet polygone Quadern

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0195
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

und weiß sie in scharfem Fugenschluß miteinander zu verbinden (136).

Wie verhalten sich diese zwei abweichenden Bauarten zeitlich zu der ersten?

Die Schichtung aus viereckigen Quadern kehrt wieder bei den Tholosbauten der Unterstadt, welche zweifellos der mykenischen Culturperiode angehören. Diese Bauart braucht deshalb nicht eine spätere Ausbesserung der Mauern zu bezeichnen, sondern kann, zumal wir sie nur an sehr exponirten Stellen verwandt sehen, zur ursprünglichen Anlage gehören und bestimmt gewesen sein, die wichtigsten Punkte besonders zu festigen. Alsdann würde auch das Löwenthor nicht, wie man wol gemeint hat, von einem spätern Umbau der Befestigungen herrühren, sondern so alt sein wie die Mauer. Indeß ist dieser Punkt nicht über allen Zweifel erhaben.

Daß das polygonale Netzwerk spätere Ausbesserungen anzeige, hat immer als sicher gegolten. Dasselbe ist für die mykenische Periode sonst noch nirgends nachgewiesen worden, findet sich dagegen bei allen griechischen Mauerbauten etwa vom 7. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Da in dieser Technik gerade die schon an sich auffallende Ausbuchtung des Mauerzuges neben dem Gräberrund ausgeführt ist, lag die Annahme nahe, daß hier eine durch das Gräberrund veranlaßte Correctur des ursprünglichen Mauerzuges stattgefunden habe. Man meinte, die Grabstätte habe ursprünglich außerhalb des Mauerrings gelegen und sei erst später in denselben einbezogen worden. Indeß hat sich diese Ansicht als irrig herausgestellt, da die östlich an dem Gräberrund hinlaufende Mauer, in der man die ursprüngliche Burgmauer erkennen wollte, sicher von Anfang an nur zum Stützen der Terrasse bestimmt gewesen ist, die auf der andern Seite befindliche Burgmauer aber wegen der Gestalt der Felsoberfläche immer auf dieser Seite der Gräber, am Rande des Abhangs gelaufen sein muß. Trotzdem kann sie ursprünglich weniger stark ausbiegend geführt gewesen sein und erst bei

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0196
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

einer spätern Aenderung dem über den uralten Gräbern inzwischen neu erstandenen Plattenringe sich anbequemt haben.

Die Dicke der Mauer wechselt an den Stellen, wo noch ihre äußere und innere Flucht nachzuweisen ist, zwischen 3 und 7 m. An zwei Stellen jedoch läßt sich trotz der Zerstörung der innern Linie aus der Lage der Trümmer eine ursprüngliche Dicke bis zu 14 m erschließen. Wie ein so großer Unterschied sich erklärt, lehren die besser erhaltenen Mauern von Tiryns, bei denen in jenen stärksten Partien Galerien, unsern Kasematten ähnlich und ihnen wahrscheinlich auch der Bestimmung nach verwandt, sich befinden.

Durch die tirynther Erfahrung geleitet, gelang es denn auch, in der Nordmauer von Mykenä die Spur einer solchen Galerie zu entdecken. Eine andere ist in dem südlichen Zuge vorauszusetzen. Die Beschaffenheit dieser innern Gänge und Gemächer werden wir uns nach Art der tirynther Anlagen denken dürfen.

Die beiden Thore der Burg sind so angelegt, daß der Ankommende zuerst einen engen Gang zwischen Mauer und Thurm zu durchschreiten hat, ehe er den eigentlichen Verschluß erreicht. Hier war ein stürmender Feind den Geschossen von beiden Seiten ausgesetzt. Der Gang ist beim Löwenthor 8,5 m breit, das Thor selbst, oben etwas enger als unten, hat 3 m und 2,75 m lichte Weite und 3,15 m lichte Höhe. In dem kolossalen Thürsturz sind noch die tiefen runden Löcher für die Thürangeln sichtbar, ebenso in der Schwelle Viertelkreislöcher für die Angeln und eine große viereckige Eintiefung (0,38 : 0,30 m) an der Stelle, wo beide Thorflügel zusammenstießen. An der Außenseite des Schwellsteines befindet sich ein merkwürdiges, ungefähr dreieckiges Loch, das, nach Schliemann's Angabe, ebenso an dem großen Thore in Troja wiederkehren soll, dessen Bestimmung aber noch nicht aufgeklärt ist. Die Thürpfosten zeigen ebenfalls mehrere nicht genau deutbare Löcher und der rechte ein großes viereckiges für den Balkenriegel.

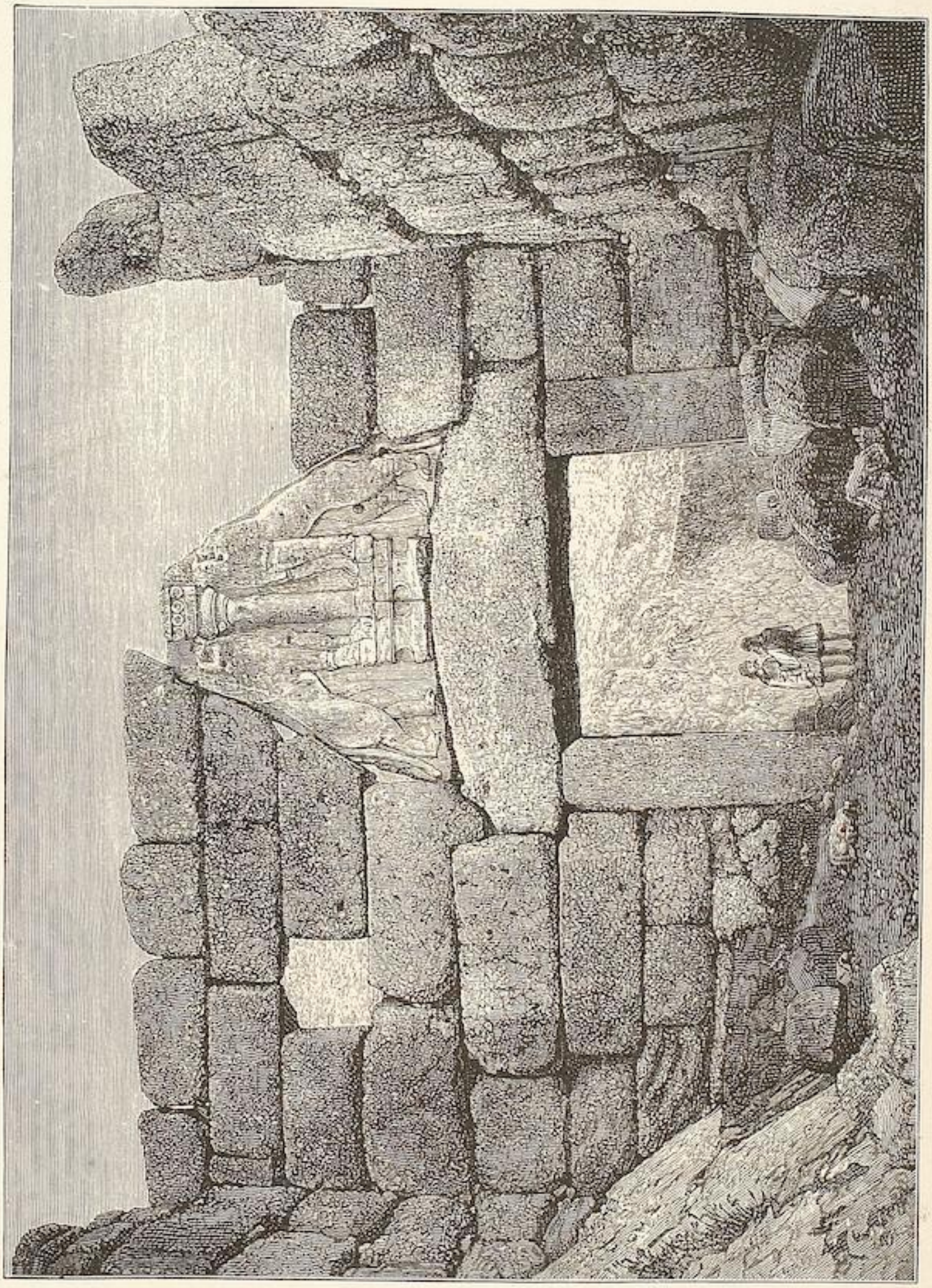
Während man in Tiryns nach dem Durchschreiten der Thür

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0197
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

noch einen langen außerordentlich vertheidigungsfähigen Gang zu passiren hatte, folgt in Mykenä nur noch ein Raum von 4 m Länge und Breite, gebildet von zwei Seitenmauern, die an ihrem Ende je 1 m weit rechtwinkelig einbiegen und dort durch weitere kleine Vorsprünge, die eine nach dem Thore, die andere nach dem Burginnern zu, kleine Schlupfräume herstellen. Hinter der nördlichen dieser Seitenmauern liegt außerdem, durch eine kleine Oeffnung zugänglich, ein 2 m langer und breiter Hohlraum dicht am Thore. Diese kleinen Winkel waren wol weniger zu strategischen Zwecken als vielmehr für die tägliche Bewachung des Eingangs in Friedenszeiten bestimmt.

Das Interessanteste und Wichtigste an dem ganzen Thorbau ist das berühmte Löwenrelief, welches ihn schmückt. Zur Entlastung des Thürsturzes ist über ihm ein Dreieck in der Mauer ausgespart und mit einer Reliefplatte geschlossen. Diese Platte besteht aus einem weißlichgrauen, harten Kalkstein — nach einer chemischen Untersuchung ist es Anhydrit —, dessen Herkunft noch nicht festgestellt ist. Das Relief stellt wappenartig zwei sich gegenüberstehende Löwen dar, die die Vorderpranken auf zwei zusammengerückte Basen oder Altäre gesetzt haben. (Abb. 137.) Ihre Köpfe waren, wie die Reste von Dübellöchern beweisen, aus besondern Stücken angesetzt und nach vorn gewendet. Zwischen den Thieren erhebt sich eine Säule von sehr eigenthümlicher Form. Dieselbe steht über der Fuge der Basen auf einer besondern Steinschicht, verdickt sich nach oben und ist von einem Kapitell, bestehend aus Platte, Kyma, Wulst und Abakus gekrönt. Hierüber folgen vier runde Scheiben, und als oberster Abschluß wieder eine abakusähnliche Platte. Die Scheiben sind offenbar als Balkenköpfe aufzufassen und verrathen uns, daß hier in Stein die thatsächlichen Verhältnisse der Holzconstruction nachgebildet sind. So wird in der Platte über dem Wulst des Kapitells der Architravbalken zu erkennen sein, der von einer Säule zur andern reichte. Auf ihm ruhte eine Balkendecke in roher Blockconstruction, überdeckt von Bohlen, die wieder

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0198
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



137. Das Löwenthor zu Mykenä. S. 166.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0199
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0200

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

parallel mit dem Architrav gelegt sind und den Fußboden des obern Geschosses bilden.

Was die Säule zwischen den Löwen zu bedeuten hat, ist noch nicht befriedigend zu erklären. Die Anbringung der Thiere erinnert an den assyrischen Brauch, neben dem Thore Löwen oder Greifen gleichsam als Wächter auszuhauen. In Phrygien hat Ramsay auch über der Thür eines Felsgrabes zwei Löwen neben einer Säule ganz den mykenischen ähnlich gefunden, und auf einem geschnitzten Elfenbeingriff aus Menidi glaubt man sogar eine getreue Nachbildung des großen Thorreliefs vor sich zu sehen. Das alles warnt davor, unsere Darstellung als das specielle mykenische Wappen aufzufassen; und noch weniger wird man sich auf hohes Symbolisiren einlassen dürfen. Uebrigens sehen wir schon auf ägyptischen Denkmälern Anubis als Grabeshüter in doppelter Gestalt völlig symmetrisch zu beiten Seiten des Mittelpfostens der Thür gelagert.

Der Stil der Sculptur zeigt gegenüber den assyrischen Werken eine natürlichere Bildung. Die Gelenke sind zwar mit ähnlich übertriebener Deutlichkeit dargestellt wie bei jenen Werken, sodaß die Knochenfügung durch Fleisch und Haut klar durchscheint, aber sonst sind die Uebergänge der Muskeln weicher gebildet als dort und die wechselnde Höhe des Reliefs bringt alle Formen zu plastischerm Ausdruck. Das Thor wurde erst von Schliemann bis zur Schwelle freigelegt. Das Relief jedoch ist von jeher sichtbar gewesen und immer als das Sculpturstück hingestellt worden, welches den Eingang in die griechische Kunstgeschichte markirt. Gipsabgüsse haben seine Kenntniß längst weitern Kreisen vermittelt.

Das andere Thor der Burg in der Nordmauer ist kleiner als das Löwenthor und auch von einfacherm Grundriß. Es hat nur den äußern Gang, wieder zwischen der Stadtmauer links und einem langvorspringenden Thurme rechts eingeschlossen, knapp 3 m breit. Dieselbe Breite hat das Thor selbst, über dessen Thürsturz eine dreieckige Platte, diesmal unsculpirt, den Entlastungsraum schließt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0201
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

2. Unterstadt. Kuppelgräber.

Während in Troja sowol wie in Tiryns kaum mehr für die Existenz einer Unterstadt sprach als der Umstand, daß die ganze Burg sich vom Palaste des Königs eingenommen zeigte, haben sich in Mykenä noch deutliche Spuren der zu dem Herrschersitze gehörigen Ansiedelung erhalten.

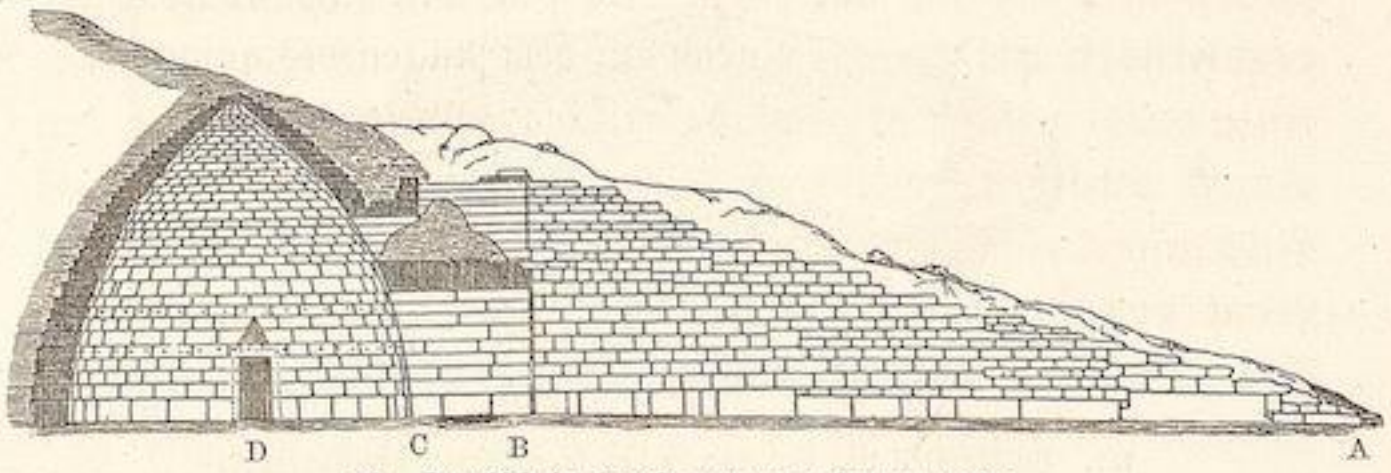
Von den beiden Enden der nach Südwesten gekehrten Seite des Burgdreiecks zweigt die Mauer der Unterstadt ab. Sie zeigt dieselbe cyklopische Construction wie die ältesten Theile der Burgmauer, ist aber nur gegen 2 m dick und auch streckenweise ganz zerstört. Sie zog anscheinend auf dem Rücken des anschließenden Hügels in südlicher Richtung entlang, bildete am Südende bei Makry Lithari ein Thor und kehrte am Osthang des Hügels zur Burg zurück. Die ummauerte Unterstadt würde damit bei einer Länge von 900 m nur 250 m breit gewesen sein. Aber auf diesen Raum beschränkte sich die antike Ortschaft keineswegs. Wir werden in ihm nur die Altstadt sehen dürfen, die bald die wachsende Einwohnerzahl nicht mehr zu fassen vermochte. Dieselben Haus- und Terrassenmauern, fast alle cyklopischer Bauart, die den ummauerten Stadttheil füllen, finden sich in großer Menge auch weit darüber hinaus, sowol auf der andern Seite des Chavos am Szara wie auch besonders jenseit des Kokoretza am Elias. Und ebenfalls weit draußen, im Süden und Südwesten, liegen die beiden einzigen antiken Brunnen, die bisher nachgewiesen werden konnten.

Das Wichtigste aber in dieser ausgedehnten Unterstadt sind die riesigen Kuppelgräber, früher gemeiniglich Schatzhäuser genannt, von denen zwei innerhalb des Altstadtringes, vier westlich und südwestlich außerhalb desselben liegen.

Das größte und zugleich besterhaltene, das sogenannte Schatzhaus des Atreus, befindet sich ungefähr in der Mitte der Längsausdehnung des Hügels an dessen östlicher Abdachung. Der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0202
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Bau besteht aus einem langen Zugang (Dromos), einem großen runden Gewölberaum und einer kleinen viereckigen Kammer daneben. Seine eigenthümliche Construction veranschaulicht die nachstehende Abbildung (138). Der Gang (A B) führt von einer künstlich hergestellten Terrasse aus horizontal in den Hügel hinein, B C ist der tiefe Thüreingang zu dem Kuppelgewölbe, von dem aus man durch die Thür D die kleine Nebenkammer betritt. Der Gang ist 6 m breit und 35 m lang. Seine nach dem Innern zu naturgemäß höher werdenden Wände sind mit demselben wohlgeschichteten massigen Mauerwerk verkleidet, das bei

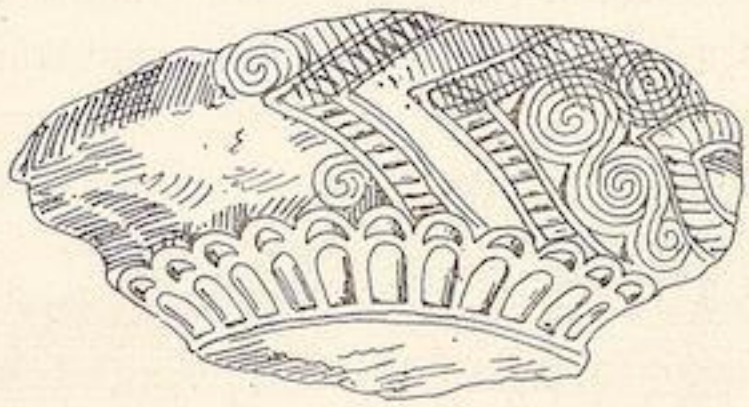


138. Durchschnitt des sogenannten Atreusgrabes.

der Burgbefestigung für Thore und Ecken angewandt ist. Am Ende des Dromos stehen wir vor der Front des Eingangs, einer gerade aufsteigenden Wand von circa 14 m Höhe, deren architektonische Gliederung noch größtentheils zu erkennen ist. Von derselben kann uns die Abbildung des zweitgrößten Kuppelgrabes (s. unten 140) eine Vorstellung geben. Die Thür selbst, 5,40 m hoch, unten 2,66 m, oben 2,46 m breit, ist von drei Streifen (Fascien) umrahmt, die wie an den mykenischen und tirynthischen Bauten so häufig, nicht durch Behauen, sondern durch Sägen des Steines hergestellt sind. Neben der Thür standen auf niedrigen viereckigen Basen eigenthümlich geformte Halbsäulen aus dunkelgrauem Alabaster. Die gefundenen Stücke zeigen einen nach oben sich verdickenden Schaft, der von einem

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0203
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Reliefbande mit Dreieckmustern und Rhomben spiralförmig umwunden ist. Auch ein Stück des Kapitells aus dem gleichen Material ist seit vielen Jahren vorhanden, als solches aber erst kürzlich erkannt worden, während es früher für ein Basisfragment galt (139). Seine Aehnlichkeit mit dem Kapitell des Löwenthorreliefs hat die neue Erkenntniß begründet und erhebt dieselbe in der That über jeden Zweifel. Das Werkstück zeigt zu unterst eine geschwungene Hohlkehle, mit aufsteigenden lanzettförmigen Blättern verziert, darüber folgt ein breiter Wulst, auf welchem Spiralen mit Rhomben abwechseln, dann



139. Halbkapitell von der Façade des sogenannten Atreusgrabes.

eine kleinere Hohlkehle mit Platte und zuletzt der Abakus. Die mit Blättern geschmückte untere Hohlkehle erinnert so auffallend an die eigenthümliche Gestalt der dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehörenden Kapitelle der Tempel zu Paestum, denen auch das eine in Tiryns gefundene entspricht, daß Puchstein bereits ausgesprochen hat, das mykenische Kapitell sei wahrscheinlich als die erste der Entwickelungsstufen des dorischen Kapitells zu betrachten.

Die Säulen trugen ohne Zweifel ein Gesimse, das am obern Rande des Thürsturzes vorgelegt war. Von demselben hat sich hier nichts erhalten, doch werden wir seine Form aus den beim zweiten Kuppelgrabe gefundenen Bruchstücken erschließen dürfen und dort näher besprechen. Um den Thürsturz zu ent-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0204
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

lasten, ist über demselben ein dreieckiger Raum von 3 m Seitenlänge aus der massiven Mauer ausgespart und durch horizontal aufeinanderlagernde mit Spiralreihen verzierte Platten aus rothem Porphyr geschlossen. Die oberste Spitze, sowie einige Fragmente der Mittelstücke haben sich gefunden und sind im athenischen Museum zu sehen.

Aber nicht genug mit dieser reichen Umrahmung der Thür: auch weiter umher ist die Façade, wie die vielen Einsatzlöcher beweisen, mit anderm Material, sei es mit buntem Marmor oder mit Bronzezierathen, bis oben hinauf bekleidet gewesen. Wir bekommen einen hohen Begriff von der geschmackvollen Pracht und der ausgebildeten Technik jener Zeit, wenn wir uns diese Façade mit ihrem polirten Quaderbau, ihrer bunten Marmorverkleidung und zierlichem Erzschmuck im Geiste wiederherstellen. Und dieser Begriff wächst noch bei Betrachtung dessen, was die Façade birgt. Zunächst besteht der Thürsturz, gemäß der ungemeinen Tiefe des Eingangs, aus zwei mächtigen Blöcken, von denen der innere, der zu beiden Seiten weit über die Thür hinausgreift, 9 m lang, 5 m tief und 1 m hoch ist und damit das kolossale Gewicht von ungefähr 120000 kg darstellt. Wie ausgebildet müssen die Brech- und Hebevorrichtungen gewesen sein, um einen solchen Block zu gewinnen, ihn hierher zu schaffen, so fein zu bearbeiten und so sorgfältig zu lagern!

In der Mitte des Eingangs haben sich oben die Löcher für die Angeln der zweiflügeligen Thür erhalten und an den Seiten mannichfache Einsatzspuren, zum Theil von dem Verschluß, zum Theil wol auch von Bronzeschmuck.

Tritt man nun ins Innere, so bietet sich der überwältigende Anblick eines mächtigen Rundgewölbes. Der untere Durchmesser desselben beträgt gegen 15 m und die Höhe ebenso viel. Die Construction ist nicht die des spätern Gewölbebaues, bei welchem die Steine keilförmig geschnitten sind und die Fugen einem gemeinsamen Centrum zustreben, sondern die Wölbung ist dadurch gebildet, daß 33 nach oben allmählich enger werdende Stein-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0205
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ringe horizontal aufeinander lagern und ganz oben durch eine einzige Platte geschlossen werden. Mit dem Bau wuchs gleich die äußere Anschüttung von Stein- und Erdmaterial und wurde schließlich über die Spitze des Gewölbes hinaufgeführt. Die Steine sind inwendig der Wölbung gemäß geschnitten und aufs sauberste geglättet, sodaß die aufsteigenden Linien vom Boden bis zur Spitze nirgends eine Unterbrechung erfahren. Diese Einfachheit, das Zusammenfließen von Wand und Decke macht einen besonders imposanten Eindruck. „Der Raum wirkt wie eine Naturschöpfung nur durch Verhältniß, Fügung, Textur", sagt Adler.

Die Steinschichten werden nach oben dünner, und von der dritten Schicht aufwärts zeigen sich in regelmäßiger Vertheilung kleine und größere Löcher, zum Theil noch mit Bronzenägeln darin. Große Löcher, durch zwei Bohrungen nebeneinander gebildet, befinden sich nach der neuesten Untersuchung Dörpfeld's z. B. über der dritten, vierten und fünften Schicht dicht an der Fuge in Abständen von 1,05 bis 1,22 m, kleine in der Mitte der fünften, zwischen der sechsten und siebenten u. s. w. bis zur siebzehnten Schicht, in horizontalen Abständen von circa 0,80 m. Weiter oben ist nichts deutlich mehr zu sehen. Ein bestimmtes Schema läßt sich noch nicht erkennen, aber das eine scheint sicher, daß die Löcher nicht zur Befestigung von Metallplatten gedient haben, mit denen man früher den ganzen Raum verkleidet dachte. Wäre das richtig, so müßte sich neben der Thürumrahmung, wo die Platten abschlossen, eine Reihe Löcher übereinander finden zur Befestigung der Plattenränder. Das ist aber nicht der Fall, und Dörpfeld wird demnach recht haben, wenn er annimmt, daß wie in dem sogenannten Schatzhause des Minyas zu Orchomenos Bronzerosetten im Fünfstern gruppirt ⁘ im Gewölbe vertheilt waren, so ähnlich auch in Mykenä größere und kleinere Zierstücke in bestimmter Ordnung die Kuppel belebten.

Von dem großen Kuppelraume führt eine Seitenthür, ähn-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0206
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

lich umrahmt wie der Haupteingang und durch ein Entlastungsdreieck geschützt, in eine aus dem Felsen gehauene Kammer. Daß diese durchaus nicht so roh war, wie sie sich jetzt darstellt, zeigen mancherlei Spuren. An den Wänden hat der Ingenieur des Lord Elgin noch Reste von Bruchsteinmauerwerk gesehen, das ebenso wie in Orchomenos mit sculpirten Platten verkleidet gewesen sein wird. Kleine Stücke von Alabasterplatten, die im Atreusgrabe gefunden sein sollen und jetzt in den Museen von Athen, London, München, Berlin zerstreut sind, geben dafür einen werthvollen Fingerzeig.

In Orchomenos befand sich in diesem Gemache die prachtvolle Schieferdecke, die weiter unten abgebildet ist. In der Mitte der mykenischen Kammer ist eine fast runde Vertiefung von etwa 1 m Durchmesser und 0,60 m Tiefe in den Felsboden eingeschnitten. Wir werden in ihr trotz der eigenthümlichen Form die Stelle des Grabes zu sehen haben. Denn daß alle diese Kuppelbauten nicht Schatzhäuser, sondern Grabanlagen sind, hat sich nach den Zweifeln, welche die frühere Deutung schon immer hervorrufen mußte, als völlig sicher herausgestellt, seitdem in Menidi bei Athen eine solche Anlage uns sechs Leichen unberührt mit all ihrem Schmucke geliefert hat. Welcher Fürst hat auch jemals außerhalb der Burgmauern seine Schätze aufbewahrt? Die reiche Bestattungsart jener Zeit aber konnte bei den glücklichen Findern leicht die Vorstellung erwecken, als hätte ein mächtiger König hier seine beste Habe in Sicherheit gebracht.

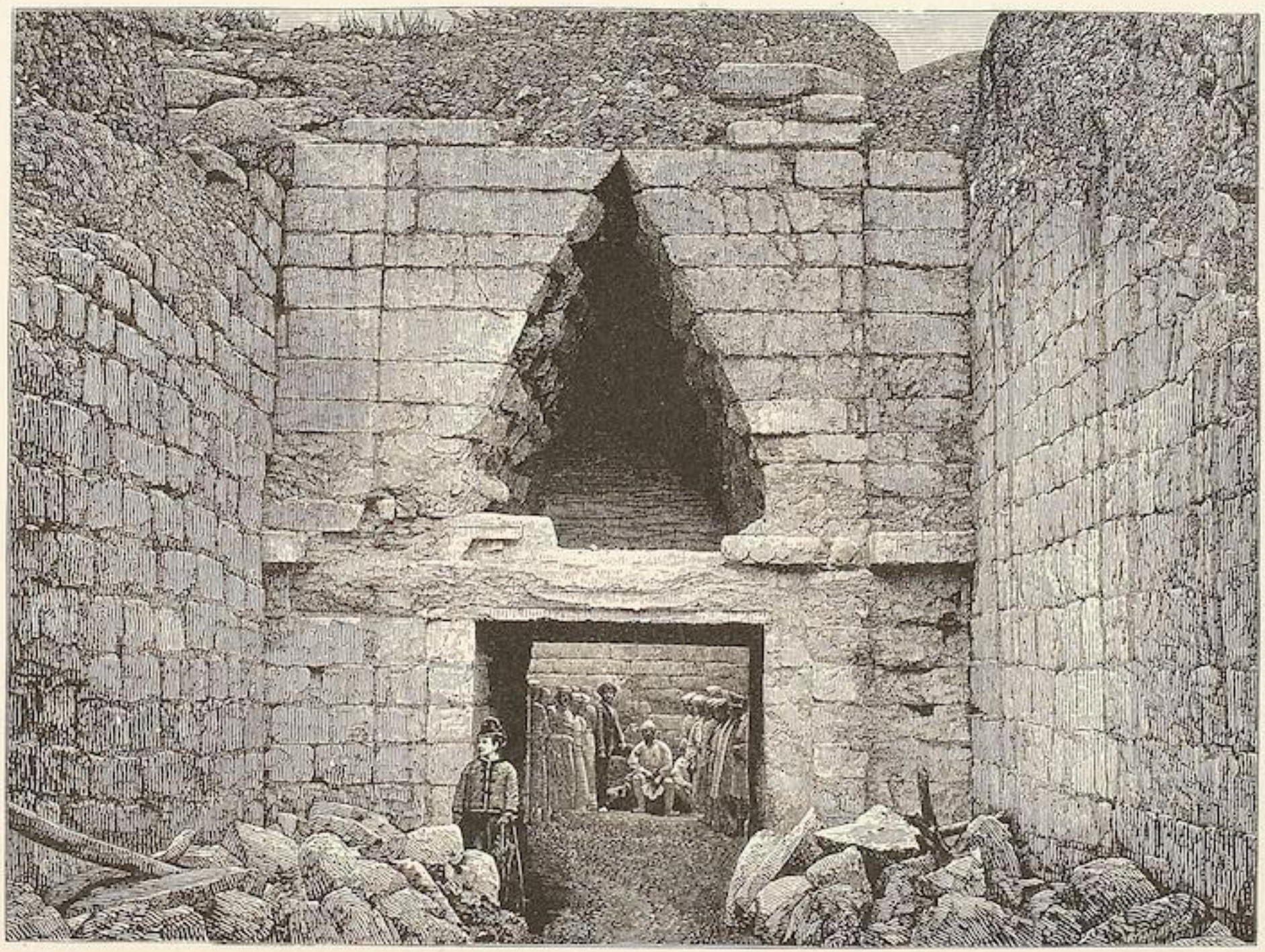
Während demnach die Nebenkammer das eigentliche Grab umschloß und wol nur geöffnet wurde, um eine neue Leiche aufzunehmen, wird das vor ihr belegene große Gewölbe die Stätte des Todtencultus gewesen sein. Sie war und blieb leicht zugänglich; die reiche Façade und der kostspielig gebaute Gang vor ihr sprechen aufs entschiedenste dagegen, daß das Gewölbe nach Aufnahme der Leichen sofort zugeschüttet wurde. Der Eingang zu unserm Grabe ist erst nach der Verwahrlosung

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0207
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der Burg durch den Regen der Jahrhunderte zugeschwemmt worden.

An derselben Seite des Stadtberges liegt weiter nördlich, dem Löwenthore schräg gegenüber, ein zweites, nur wenig kleineres Kuppelgrab, das von Frau Schliemann ausgegraben ist und danach gewöhnlich mit deren Namen citirt wird. (Abb. 140.) Leider ist dasselbe nur in der Mitte bis zum Boden ausgeräumt, aber auch so liefert es manche Ergänzungen zu dem, was sich an dem eben besprochenen über die Construction dieser Anlagen beobachten läßt. Die vortrefflichste Beschreibung des Baues wie auch der andern Tholen verdanken wir Adler. Auf den Seitenwänden des Dromos haben sich ein paar Decksteine erhalten, die etwas über die Mauern vorstehen. Sie liefern einen neuen Beweis dafür, daß der Dromos nicht zugeschüttet werden sollte. Die Façade war sehr reich aus bunten Steinsorten zusammengesetzt. Die Halbsäulen sind aus dunkelgrauem Alabaster und dorisch gefurcht; wie die Einritzungen in der Wand zeigen, verdickten sie sich nach oben. Kapitelle sind leider noch nicht gefunden. Sie trugen eine vorragende Platte von blaugrauem Marmor, auf welcher runde Scheiben in Relief hervortreten. Diese können, wie schon beim Löwenrelief bemerkt wurde, nichts anderes bedeuten als die Köpfe von runden Holzbalken, die, nach innen gehend, die Decke bildeten. So sehen wir schon hier die Bauglieder der Holzconstruction zum reinen Ornament geworden. Der vordere Thürsturz besteht aus lauchgrünem Marmor. Das darüberliegende Entlastungsdreieck war außen durch dicke Platten von rothem Marmor geschlossen und ist innen noch jetzt mit niedrigen Quaderreihen vollständig ausgemauert, ein Beweis dafür, daß das Dreieck niemals als Lichtöffnung benutzt worden ist. Die obere Thürbreite beträgt 2,42 m, also nur 4 cm weniger als beim Atreusgrabe. Der ganze Thürsturz wird von drei Platten gebildet, in deren mittlerer die Zapfenlöcher der Thürflügel sichtbar sind. Der hintere Block bindet rechts und links weit ein und an ihn schließt sich

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0208
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



140. Kuppelgrab von Frau Schliemann ausgegraben. S. 176.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0209
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0210

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

eine ringsum laufende Steinschicht von gleicher Höhe, während die übrigen Ringe aus weit niedrigern, nahezu plattenförmigen Steinen bestehen. Die obern Schichten sind eingestürzt. An den Wänden sind keine Nagellöcher für Bronzeschmuck vorhanden. Auch fehlt in diesem Bau die Nebenkammer.

Vier weitere, noch von keinem Spaten berührte große Kuppelgräber liegen an dem westlichen und nordwestlichen Abhange desselben Stadthügels. Die Wölbung ist bei allen eingestürzt und nur der obere Theil der Façade ragt aus der Erde auf. Bei den griechischen Ausgrabungen des Jahres 1888 fand sich unter einer Menge von ärmlichen kleinen Gräbern, welche im Gegensatz zu den großen Königsmausoleen offenbar die Gräber des Volkes darstellen und unten näher besprochen werden sollen, auch noch ein einziges Kuppelgrab, sodaß wir deren nunmehr sieben in Mykenä zu zählen haben.

Außer diesen mykenischen kennen wir auf griechischem Boden nur noch fünf Tholosbauten, welche jetzt sämmtlich ausgegraben sind. Drei sind bereits in diesem und dem vorigen Kapitel erwähnt, die von Menidi, von Orchomenos und von Pharis bei Amyklä. Das vierte liegt am Heraion, 4 km südlich von Mykenä, und das letzte bei Volo in Thessalien. Alle zeigen, wenn auch meist in weniger vollendeter Weise, dieselbe Bauart wie jene mykenischen, und auch die Einzelfunde spiegeln überall den gleichen Culturkreis wieder, den wir den mykenischen zu nennen uns gewöhnt haben. So stellt sich denn auch die Form dieser Grabanlagen als eine ausschließliche Eigenthümlichkeit jener hochentwickelten Periode dar. Adler möchte dieselbe aus Phrygien herleiten, wo nach Vitruv's Berichte die Thalbewohner in ähnlichen unterirdischen Räumen lebten. Sie schüfen sich dieselben, heißt es, „indem sie die über der ausgehobenen Grube eines Erdhügels kegelförmig aufgestellten Pfosten oben zusammenbänden und mit Rohr und Reisig bedeckten, um einen möglichst großen Erdhaufen darüber zu schütten. Der Eingang werde durch eingegrabene Gänge von außen hergestellt, und solche

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0211
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Wohnungen seien im Winter sehr warm und im Sommer sehr kühl." Die Beziehung ist in der That höchst beachtenswerth. Daß die Wohnung der Todten der der Lebendigen nachgebildet wird, findet sich zu allen Zeiten, und gerade für die Todten kann noch lange nach Art der Väter gebaut werden, wenn auch die Söhne eine neue Heimat gefunden haben und als Lebende längst in anders gestalteten Räumen hausen mögen.

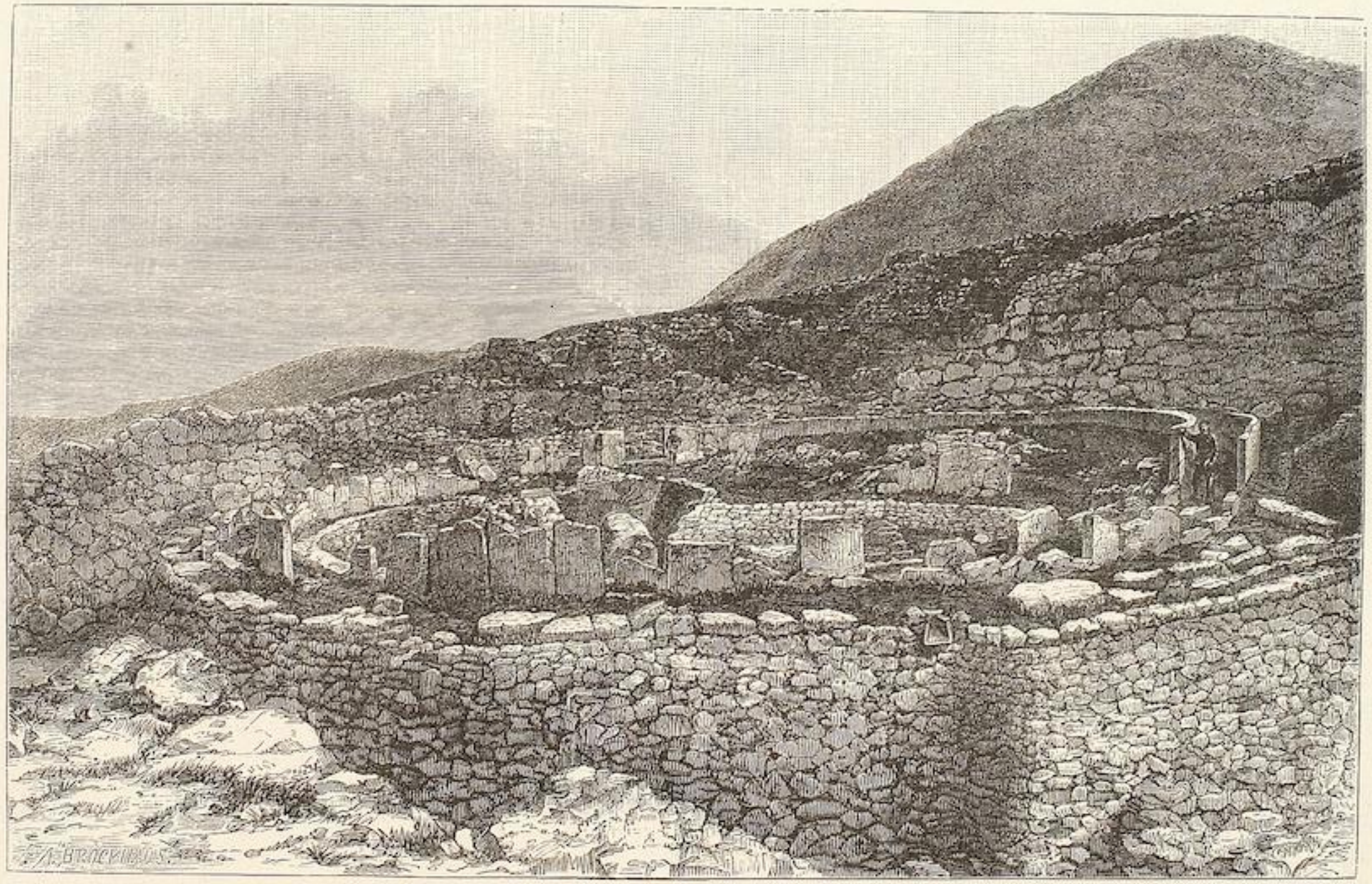
---

3. Die Schachtgräber in ihrem äußern Befunde.

Nur wenige Schritte vom Löwenthor entfernt liegt rechts an dem zur obern Burg führenden Wege ein durch aufrecht stehende Platten eingefaßter Kreis, in welchem Schliemann im Jahre 1876 die berühmten Gräber mit ihrem erstaunlichen Goldreichthum gefunden hat. Ihrer fünf hat er selbst in wenigen Monaten freigelegt, und gleich nach seiner Abreise fand sich noch ein sechstes hinzu. Seine Ausgrabungen haben sich damals fast ganz auf diese Stelle beschränkt. Die in allen Theilen der Burg gegrabenen Versuchsschachte hatten hier die größte Schuttanhäufung und die Wahrscheinlichkeit einer guten Erhaltung der untersten Schichten erkennen lassen. Und schon die erste Disposition der Arbeit war eine sehr glückliche. Schliemann ließ „40 Schritt vom Löwenthor entfernt einen 113 Fuß langen und 113 Fuß breiten Einschnitt" machen, grub also sofort in einem Quadrate, welches fast genau das Gräberrund deckt. So kamen schon nach wenigen Tagen die ersten Grabstelen ans Licht, und in den folgenden Wochen erschloß sich in der Tiefe eine Schatzkammer nach der andern.

Der Durchmesser des Kreises beträgt 26,50 m; seine Innenfläche war geebnet. Die Einfassung bilden zwei Plattenringe, welche etwa 1 m voneinander entfernt oben durch horizontal lagernde Platten verbunden werden. Der Zwischenraum war

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0212
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



141. Blick auf das Gräberrund. S. 179.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0213
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0214

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

aber nicht wie jetzt hohl, sondern nach mehrfachen Anzeichen mit kleinen Steinen und Erde gefüllt, sodaß die jetzt allein erhaltenen Platten nur als die Verkleidung einer ursprünglich massiven Mauer zu betrachten sind (141). Nach dem Löwenthor zu befindet sich ein Eingang von etwas über 2 m lichter Weite, dessen Seiten, ebenso construirt wie die ganze Einfassungsmauer, als breite Pfosten beiderseits über die Wandungen derselben vortreten. Dieser Ring steht in seinem östlichen Theile direct auf dem Felsen, im westlichen dagegen auf einer bis 4 m hohen geböschten cyklopischen Mauer, da hier der Berg stark abfällt. Die Platten sind im Osten gegen 1 m, im Westen auf der Unterstützungsmauer bis 1,50 m hoch. Am besten erhalten ist der nach der Höhe zu gelegene Theil, doch auch dieser nicht unversehrt. Unter dem Druck des von oben abgeschwemmten Schuttes neigten sich die Standplatten nach dem Kreisinnern zu und die Deckplatten fielen herunter. Schliemann hielt diese schiefe Stellung für die ursprüngliche, faßte die Einhegung als eine ringsumlaufende Bank auf und erklärte danach die ganze Anlage für die Agora des alten Mykenä, den Versammlungsort der Männer zu Rath und Gericht. Dem widerspricht aber vor allem, daß die Schranken für Sitze viel zu hoch sind — 1 bis 1,50 m statt etwa 0,45 m; auch haben sie sicher senkrecht gestanden, denn an den Seiten- wie an den Deckplatten sind alle Kanten rechtwinkelig geschnitten. Und schließlich hatte, wie wir später sehen werden, die Burg von Mykenä überhaupt nicht wie spätere Griechenstädte eine besondere Agora, sondern umfaßte nur die Wohnung des Königs mit allem Zubehör, ebenso wie die Burg des Alkinoos, welcher, um sein Volk zu versammeln, hinuntergeht „zu der Phäaken Markte, der bei den Schiffen erbaut war".

Da sich nun auf dem Niveau des Plattenringes keine Spur irgendwelcher alten Baulichkeiten gefunden hat, was um so mehr auffallen muß, als die ganze übrige Burg mit Resten von solchen übersäet ist, so kann der Ring nur mit Rücksicht auf die darunterliegenden Gräber angelegt sein. Es wurde schon gesagt, daß

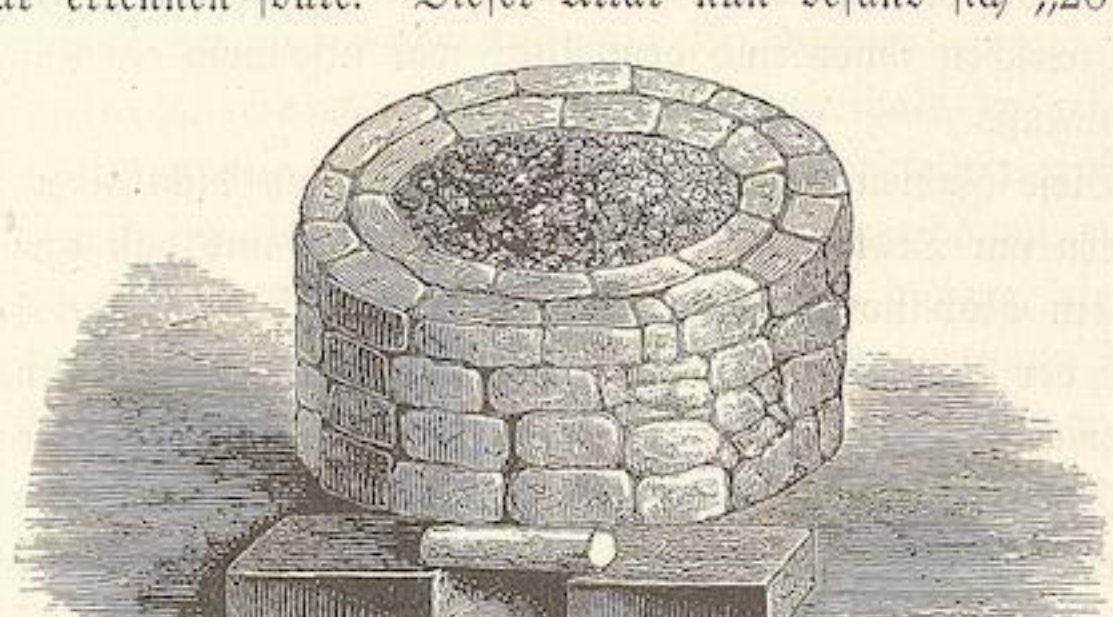
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0215
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sein Niveau sich im Westen sehr beträchtlich über den gewachsenen Felsen erhebt, während es im Osten mit demselben gleich ist. Die Gräber aber liegen nicht in der bis zum Ringniveau ansteigenden Erdschicht, sondern sind alle unten in den Felsen eingeschnitten. In welchem zeitlichen Verhältniß stehen demnach die Gräber und der Plattenring zueinander? Sind beide gleichzeitig angelegt worden, sodaß die Gräber sich nach dem Ringe richteten, oder ist dieser spätern Ursprungs?

Als selbstverständlich wird es gelten können, daß mit dem Plattenringe zugleich die große Anschüttung und Ebnung des Rundes geschaffen wurde. Ist schon an sich nicht einzusehen, warum man die Einfassung im Westen auf eine große Grundmauer stellte, wenn nicht auch im Innern eine ebene Fläche hergestellt wurde, so zeigt daneben die rohe Bauart jener Grundmauer, daß dieselbe nie bestimmt war im Lichte der Sonne gesehen zu werden. Wäre aber von Anfang an die Anschüttung vorhanden gewesen, so hätten bei jedem neuen Begräbniß etwa 4 m Erde aufgewühlt werden müssen, was gewiß nicht wahrscheinlich ist. Außerdem schneidet der Umfassungsring, wie der Plan zeigt, je eine Ecke der Gräber V und VI, was auch nicht der Fall sein würde, wenn er mit seiner Fundirungsmauer älter wäre als die Gräber. Den Ausschlag geben die Funde, welche die in Rede stehende Erdschicht geliefert hat. Schliemann hat in derselben einen Altar und eine Reihe höchst interessanter Stelen aufgefunden. Wie tief diese Denkmäler unter dem Plattenringe lagen, läßt sich aus seinen Angaben genau feststellen. Ueber dem Niveau des Plattenringes erhob sich bei Beginn der Ausgrabungen natürlich noch eine Schicht von der obern Terrasse herabgeschwemmten Schuttes, und zwar war diese etwa 3,50 m stark. „Der Altar", sagt Schliemann, „befand sich genau über dem Mittelpunkt des vierten Grabes"; er bestand aus einem „beinahe kreisförmigen cyklopischen Mauerwerk mit einer großen runden Oeffnung in Form eines Brunnens (vgl. Abb. 142), war 4 Fuß hoch, maß 7 Fuß von Norden nach Süden und $5\frac{1}{4}$

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0216
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

von Osten nach Westen.“* Die Größe, die Herstellungsart aus Mauerwerk statt aus einem einzigen Stein und das runde Loch in der Mitte erinnern zu lebhaft an das in Tiryns im Vorhofe des Palastes erhaltene kleine Bauwerk, als daß man Schliemann nicht recht geben und in seinem Funde thatsächlich einen Altar erkennen sollte. Dieser Altar nun befand sich „20 Fuß



142. Altar über dem vierten Grabe.

unter der frühern Oberfläche des Berges“. Die letztere aber erhob sich, wie vorhin bereits gesagt wurde, an den stärksten Stellen 3,50 m, das ist gegen 12 Fuß über das Niveau des

---

* In Bezug auf die Zählung der Gräber weichen Schliemann und Stamatakis, der den Schliemann'schen Ausgrabungen als Commissar beiwohnte und das mykenische Museum in Athen eingerichtet hat, voneinander ab. Schliemann zählt als erstes Grab dasjenige, welches nach seinem obern Rande zuerst als Grab erkannt wurde, Stamatakis nennt dasselbe das fünfte, weil die Ausgrabung in ihm unterbrochen und sein Inhalt erst nach Leerung der vier andern Gräber gehoben wurde. Obgleich an und für sich natürlich die eine Zählung so gut ist wie die andere, haben wir doch geglaubt, der von Stamatakis folgen zu müssen, weil diese im athenischen Museum durchgeführt und inzwischen auch von der Wissenschaft angenommen ist (z. B. in Furtwängler-Loeschcke's „Mykenischen Thongefäßen“). Danach ist

unser I. Grab bei Schliemann das zweite
„ II. „ „ „ „ fünfte
„ V. „ „ „ „ erste

das III., IV. und VI. Grab trägt auch bei Schliemann dieselbe Bezeichnung.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0217
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Plattenkreises. Es bleibt also eine Differenz von mindestens 8 Fuß, welche der Plattenkreisboden höher lag als der Altar.

Ebenso läßt sich die Höhenlage des Altars über dem Grabe berechnen. Der Boden des letztern lag nach Schliemann 33 Fuß tief; der Altar mit seiner Tiefe von 20 Fuß lag also 13 Fuß höher. Die Ränder des Grabes erhoben sich aber bis 10 Fuß hoch; zwischen ihnen und dem Altar war also noch ein Abstand von 3 Fuß.

Diese Zahlen beweisen, daß schon unten dicht über den Gräbern ein Todtencultus stattgefunden hat; und daß derselbe nicht ein blos vorläufiger war, zeigen die als dauernde Denkmäler der Verstorbenen errichteten Stelen, als deren Fundort Schliemann durchweg 4 m Tiefe angibt, was nur scheinbar mit der Tiefenlage des Altars nicht übereinstimmt, denn die Stelen wurden fast alle weiter nach Norden gefunden, wo der Berg ansteigt und die Schuttschicht dünner war. Es hat demnach sicher längere Zeit hindurch an dem natürlichen Felshange, in den die Gräber eingeschnitten sind, die Todtenverehrung stattgefunden. Nachher wurden alle Zeichen derselben durch die große Anschüttung zugedeckt und oben eine ebene Fläche geschaffen.

Die Gräber sind senkrecht in den Felsen eingeschnitten. Die Wände sind zwar meist in ihrem obern Theil abgebröckelt, aber bei Grab I und V zeigen sie doch, daß sie 3—5 m hoch waren. Die Böden liegen alle horizontal, aber in verschiedenem Niveau je nach der Lage des Grabes am Abhang. Der Grundriß ist bei jedem Grabe viereckig, aber von ganz verschiedener Größe, bei dem kleinsten II mißt er 2,75 : 3 m, bei dem größten IV 5 : 6,75 m; dem entsprechend barg jenes auch nur eine Leiche, dieses ihrer fünf.

Das Innere der Gräber stellte sich nach Schliemann's Bericht folgendermaßen dar. Die Wände waren mit einer Mauer aus kleinen Bruchsteinen und Lehm verkleidet, welche verschieden hoch, im V. Grabe bis 7 Fuß 8 Zoll, erhalten gewesen ist. An diese Mauer waren unzählige Schieferplatten gelehnt, von denen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0218
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

auch viele kreuz und quer über den Leichen lagen. Schliemann hielt sie für die Verkleidung der Lehmmauern. Die Leichen selbst waren auf einer Lage von kleinen Bachkieseln gebettet, mit überreichen Beigaben von Schmuck, Geräth und Waffen ausgestattet und von einer Schicht feinen Lehms überdeckt. An den Wandmauern bemerkte Schliemann rauchgeschwärzte Stellen und schloß daraus, sowie aus dem Vorkommen einiger Asche und vielen unverbrannten Holzes, daß innerhalb des Grabes eine Verbrennung stattgefunden habe. Unmittelbar auf den Bachkieseln, die als luftdurchlassender Rost gedient hätten, meinte er, sei ein Scheiterhaufen errichtet und auf diesem seien die Leichen verbrannt worden. Da aber bei der Ausgrabung Theile der Körper in mumienartigem Zustande aufgedeckt wurden, auch das Geräth durchweg gar nicht gelitten hatte und selbst viele Holzstücke unversehrt geblieben waren, nahm er an, daß gewissermaßen pro forma nur ein geringes Feuer angezündet worden sei, das weder die Körper noch ihre Ausrüstung ganz habe verzehren können.

Der Raum über den Leichen war bei allen Gräbern mit Schutt angefüllt, und da sich keine Spur eines einstigen künstlichen Verschlusses zeigte, glaubte Schliemann, die Zuschüttung sei gleich bei der Bestattung erfolgt. Dabei sträubte sich sein Gefühl mit Recht gegen den Gedanken, daß zur Aufnahme einer neuen Leiche ein Grab wieder aufgewühlt worden wäre, und aus der Combination dieser beiden Dinge, der Nothwendigkeit einer Schließung des Grabes nach der Beisetzung der ersten Leiche und der aus der Art dieser Schließung, nämlich der Zuschüttung, folgenden Unmöglichkeit einer Wiederöffnung erwuchs ihm die Ueberzeugung, daß die Leichen eines und desselben Grabes immer gleichzeitig bestattet sein müßten. Aus der großen Uebereinstimmung in der Ausstattung der Gräber, in den Beigaben der Todten, in der Ornamentation der Geräthe, schloß er dann weiter, daß auch die Gräber untereinander zeitlich nicht getrennt werden könnten, sondern in der ganzen Anlage

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0219
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ein großes Massenbegräbniß zu erkennen sei. Die reichen Beigaben deuteten auf vornehmen königlichen Stand der Bestatteten; einige nicht zu verkennende Zeichen von Unordnung, wie die eigenthümliche Zusammendrückung eines Leichnams, dem der Kopf auf die Brust gepreßt war, und Aehnliches mußte als Beweis für ein hastiges und liebloses Begräbniß gelten.

So glaubte Schliemann nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß er die Gräber Agamemnon's und seiner Begleiter wieder entdeckt habe. Die bekannte Sage von dem tragischen Geschick des obersten Griechenführers, der bei seiner Rückkehr aus dem trojanischen Kriege Thron und Gemahlin im Besitz eines andern findet und von diesem meuchlings getödtet wird, schien den reichen und doch nachlässigen Zustand der Gräber treffend zu erklären. Und nun erst die auffällige Uebereinstimmung mit Pausanias, der in Mykenä fünf Gräber Agamemnon's und seiner Begleiter gesehen haben will und ausdrücklich sagt, dieselben lägen innerhalb der Mauern! Schon in dem Büchlein, das seine ersten Reisen und Forschungen behandelt (1869), hatte es Schliemann ausgesprochen, daß unter jener „Mauer" nicht die Umwallung der Unterstadt, wie man bisher angenommen hatte, sondern die Befestigung der Burg zu verstehen sei. Er unternahm seine mykenischen Ausgrabungen nur zu dem Zwecke, um die von Pausanias erwähnten fünf Königsgräber wiederzufinden, und als dann gleich in den ersten Monaten fünf offenbar zusammengehörige Gräber zu Tage kamen mit einem Reichthum und einer Pracht, wie ihn nur je ein stolzes Königsgeschlecht entfaltet hat, da mußte die Uebereinstimmung mit Schliemann's Auslegung jenes antiken Zeugnisses in der That eine verblüffende Wirkung üben. Die kritischen deutschen Philologen lächelten zwar über den Schwärmer, der den leibhaftigen Agamemnon mit Scepter und Schwert wiedergefunden haben wollte, aber der leichter sich begeisternde Dilettantismus gerieth, besonders in England, in große Erregung; er folgte gern und eifrig den Fußstapfen des großen Entdeckers und hat sich durch die Feder

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0220
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

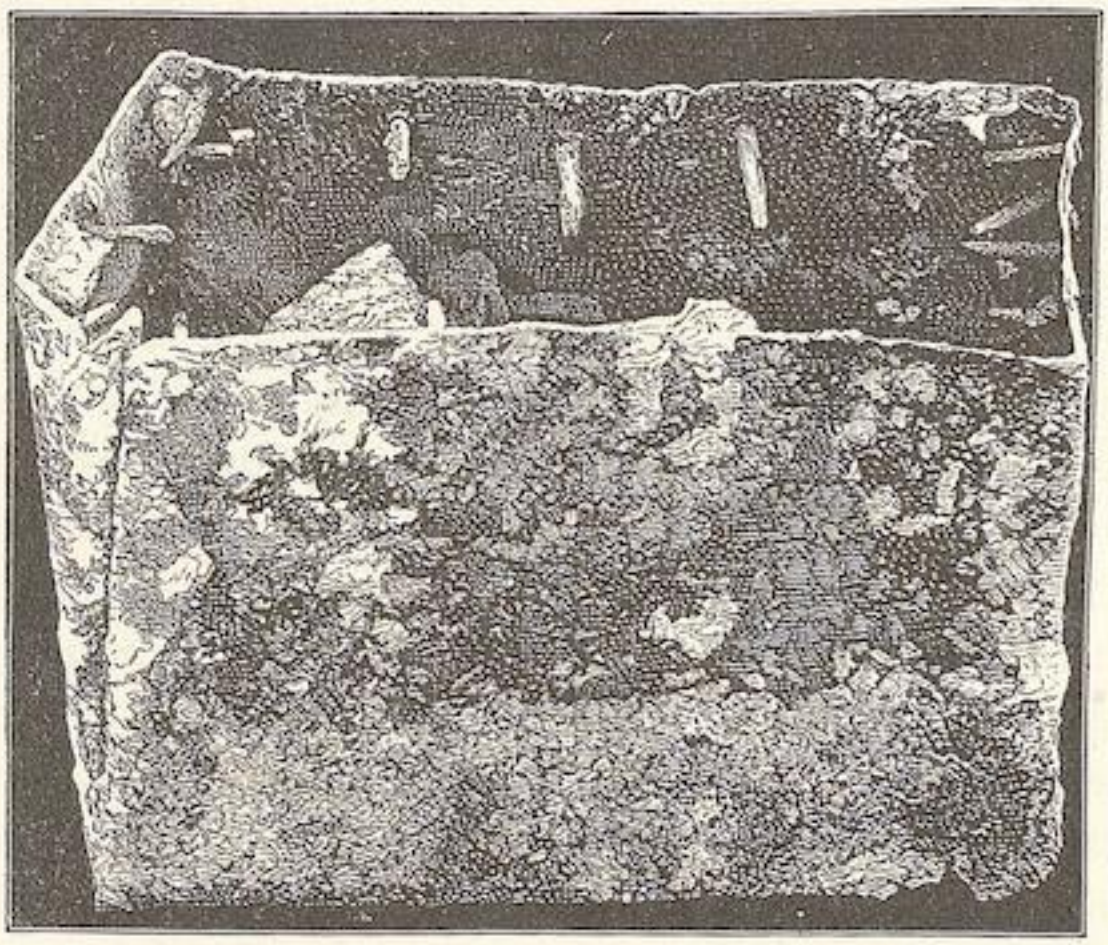
des great old man, welcher die Vorrede zu Schliemann's „Mykenä" schrieb, ein bleibendes Denkmal erworben. Um ein eigenes Urtheil zu gewinnen in dieser großen Frage, müssen wir die Beweisgründe, aus denen Schliemann's Hypothese sich aufbaut, einer scharfen Musterung unterziehen. Dieselben sondern sich in zwei Theile: die Art des Begräbnisses und die Aussage des Pausanias.

Daß die sämmtlichen Leichen gleichzeitig bestattet seien, hat eigentlich niemand Schliemann zugeben mögen, aber daß die Gräber sofort nach der Beisetzung der Körper zugeschüttet wurden, haben alle geglaubt und dabei die Unwahrscheinlichkeit einer öftern Wiederaufwühlung um so eher in den Kauf genommen, als Schliemann selbst bei einer Leiche eine spätere Berührung und theilweise Beraubung glaubte constatiren zu müssen. Erst kürzlich ist es Dörpfeld, dessen treues Zusammenarbeiten mit Schliemann der Wissenschaft so manche schöne Frucht gebracht hat, gelungen, auch in diesem Punkte neues Licht zu schaffen. In mündlichem Gespräche erkundigte er sich besonders nach den Fundumständen der unregelmäßigen Platten aus Muschelkalk, mit denen Schliemann die Wände der Gräber verkleidet dachte, und als er hörte, daß eine derselben sogar auf einer Leiche gestanden habe, wurde ihm klar, daß die Unordnung in den Gräbern nicht von einem nachlässigen Begräbniß, sondern von dem Einsturz des Deckenverschlusses herrühre, den jene Platten gebildet haben mußten. Die vielen wohlerhaltenen Holztheile fanden zugleich mit dieser Auffassung ihre Erklärung: quer über dem Grabe hatten ein oder zwei starke Balken gelegen, welche die Platten trugen; als die Balken verfaulten, stürzte die Decke ein, die Platten klappten größtentheils an der Wand herunter und blieben so stehen, zum Theil auch kamen sie auf die Leichen zu liegen; der ganze Raum aber füllte sich mit der Erde, welche sich über der Grabdecke, wahrscheinlich schon bis zum Niveau des Plattenringes hinauf, befand.

Bei näherm Zusehen fanden sich dann auch im Museum

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0221
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

unter den Fundstücken des dritten Grabes die Bronzebeschläge, mit denen die Köpfe der Deckbalken verkleidet gewesen waren. Es sind die von Schliemann erwähnten „vier kleinen Kistchen von starkem Kupferblech", von denen eins in Abb. 143 dargestellt ist. Jedes derselben ist 0,25 m lang, 0,125 m hoch und 0,11 m breit und mit ziemlich wohlerhaltenem Holze gefüllt, das durch eine große Menge allseitig eingetriebener starker



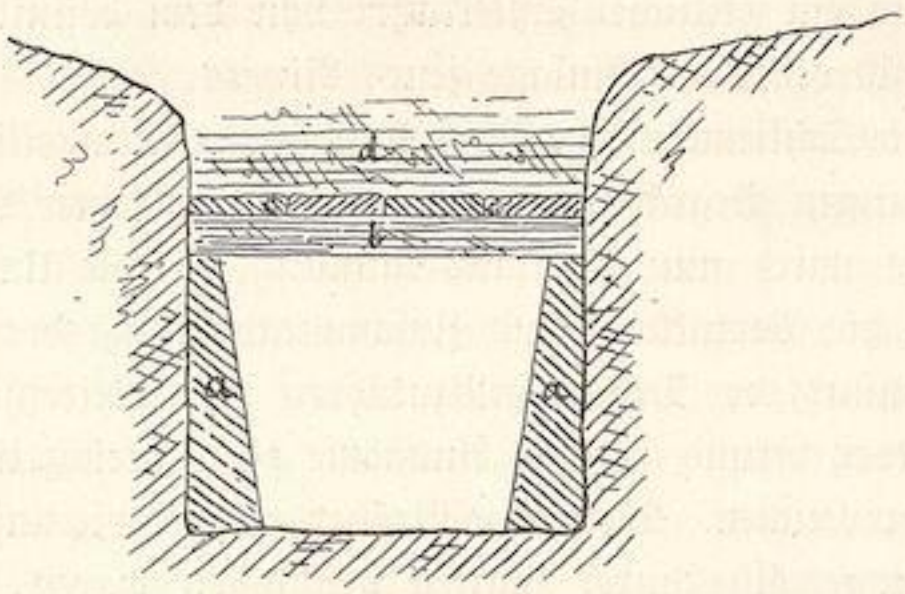
143. Kupferne Verkleidung des Balkenkopfes (Größe ungefähr 3 : 10).

Kupfernägel befestigt war. Die Ränder sind nicht gelöthet, sondern zusammengehämmert. Schliemann fand für diese „Kistchen" nur die Erklärung, daß sie „den Todten und vielleicht auch den Lebenden als Kopfkissen gedient haben", ähnlich wie in ägyptischen Gräbern Kopfkissen von Marmor oder Alabaster gefunden worden seien. Er fügt aber ausdrücklich hinzu, daß von den Kistchen keins unter einem der Köpfe gefunden sei. Wir werden unsere neue Erklärung der Stücke nicht besonders zu vertheidigen brauchen. Nur wenn ein Balken in dem Hohlraum

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0222
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

steckte, werden die mit so vielen Nägeln befestigten Holzreste verständlich. Daß solche Verkleidungen sich nur im dritten Grabe gefunden haben, steht wol in Zusammenhang mit der ganzen prunkvollen Ausstattung gerade dieses Grabes. Die Beigaben sind hier die reichsten, die Ornamentation der Geräthe ist die entwickeltste. So that man auch für den Verschluß mehr als sonst.

Da vier Kopfstücke von Balken vorhanden sind, so müssen über diesem Grabe zwei Balken gelegen haben. Die an den Wän-



144. Querschnitt eines Grabes.
a. Seitenmauern; b. Balken; c. Steinplatten.

den des Grabes aufsteigenden Mauern aber werden aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt gewesen sein die Balken zu tragen.

Durch dies alles erweist sich nun ein Hauptpunkt in der bisherigen Auffassung der mykenischen Bestattungsweise als ein Irrthum. Die Gräber sind nicht gleich nach der Beisetzung der Leichen oder gar jeder einzelnen Leiche zugeschüttet, sondern sorgfältig mit Platten geschlossen worden, sodaß ein hoher Hohlraum in denselben blieb. Die Lehmdecke, welche Schliemann über den Körpern fand, ist, wie schon Dörpfeld bemerkt hat, von der durch die Erdschichten herabsickernde Feuchtigkeit angeschwemmt worden. Die tief unten liegenden Balkenköpfe beweisen, daß noch kein Schutt sich im Grabe befand, als die Decke einstürzte. Alles, was über der Lehmschicht lag, ist erst

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0223
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

bei jenem Einsturz hineingekommen. Es war eine vielfach mit kleinen Knochengeräthen und Topfscherben durchsetzte Masse, zum Theil aber auch, wie Schliemann des öftern erwähnt, „gemischt mit natürlicher Erde, die von anderswo dorthin gebracht war"; ja das erste Grab soll sogar ganz mit solcher einfachen Erde gefüllt gewesen sein. Es stimmt das zu der schon oben angeführten Vermuthung, daß beim Einsturz der Gräber der Plattenring mit seiner großen Anschüttung schon bestanden habe. Für die Datirung der Gegenstände aus dem Gräberschutt bleibt uns also ein zeitlicher Spielraum von dem definitiven Schluß der Gräber bis zur Anlage jenes Ringes.

Die Schliemann'sche Vorstellung von einem eiligen und unehrerbietigen Begräbniß, eine der Stützen seiner Agamemnon-Theorie, wird nun ebenfalls hinfällig, da die Unordnung im Grabe, die Verrückung und Zusammendrückung der Leichen auf den Einsturz der Decke zurückzuführen ist. Weiterhin fehlt jetzt auch jeder Grund für die Annahme einer gleichzeitigen Bestattung der Leichen. Wenn die Gräber ebenso wie unsere heutigen Familiengewölbe durch Platten geschlossen waren, konnte jede neue Beisetzung ohne Schwierigkeit stattfinden. Wir werden demnach bei der Betrachtung der Gräberfunde ein besonderes Augenmerk darauf richten dürfen, ob in Bezug auf die Ausstattung etwa zwischen den einzelnen Gräbern oder gar zwischen den Leichen eines und desselben Grabes Unterschiede vorhanden sind, die auf einen zeitlichen Abstand schließen lassen.

Leider noch nicht ganz zu entscheiden ist die Frage, ob im Grabe eine Verbrennung stattgefunden hat oder nicht. Einige schwarzgraue Häufchen pulverisirten Stoffes, die im athenischen Museum aufbewahrt werden, scheinen in der That Asche zu sein. Auch in verwandten Gräbern beim Heraion sowie in Spata und Volo ist Asche gefunden worden. Aber überall scheinen nicht die Leichen selbst verbrannt zu sein. In der Beschreibung der Gräber am Palamidi bei Nauplia hebt Lolling ausdrücklich hervor, „daß die Todten in denselben als unversehrte

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0224
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Leichen beigesetzt sind und an eine Verbrennung der Leichen nicht zu denken ist". Trotzdem haben sich gerade dort sehr starke Brandspuren an zwei Gefäßen gefunden und „in dem Raum zwischen den Fundstellen dieser beiden Vasen auf dem freigebliebenen Streifen zu Häupten der Todten lagen dünn gesäet Knochen, die von Schafen oder Ziegen herrühren, solche waren vereinzelt auch über die Stätten der Leichname zerstreut; diese Thierknochen, sowie die beiden Vasen sind offenbar von den Todtenopfern her zu den Leichnamen gelegt worden". In ähnlicher Weise mögen auch in Mykenä Brandopfer stattgefunden haben und die Reste davon ins Grab gestreut sein. Da aber die Skelette auch hier unversehrt, ja noch mit vertrocknetem Fleisch und Hauttheilen daran gefunden sind, so werden wir auch für sie Begrabung und nicht Verbrennung anzunehmen haben. Daß diese Bestattungsart von der bei Homer allgemein herrschenden Gewohnheit der Todtenverbrennung abweicht, darf uns nicht wundern. Noch im Gedächtniß der spätern Griechen lebte die Erinnerung an eine ursprüngliche Begrabungssitte. Herodot, Pausanias, Plutarch stellen sich die Ueberreste des Pelops, des Theseus, sowie auch des Protesilaos und Orestes nicht in Aschenform, sondern als vollständige Skelette vor.

Wir kommen zu dem letzten und wichtigsten Beweisstück der Schliemann'schen Theorie, zu der Frage, ob die von ihm aufgedeckten Gräber wirklich dieselben sind, welche Pausanias als Gräber Agamemnon's und seiner Begleiter sah, d. h. welche die Volkstradition seiner Zeit jenen Helden zuschrieb. Auf Grund der voraufgegangenen Untersuchungen läßt sich diese Frage jetzt mit Sicherheit entscheiden. Die ganze Stelle in der Beschreibung von Mykenä lautet bei Pausanias (II, 16, 4) folgendermaßen: „Es sind noch mehrfache Reste von der Befestigung erhalten, darunter auch das Thor. Ueber demselben stehen Löwen. Auch diese Bauten werden den Cyklopen zugeschrieben, die für Proitos die Mauer in Tiryns aufgeführt haben. Auf dem Trümmerfelde von Mykenä befinden sich die Quelle Perseia

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0225
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

und unterirdische Räume des Atreus und seiner Söhne, die als Schatzhäuser benutzt wurden. Auch das Grab des Atreus ist da, sowie derer, die mit Agamemnon von Ilion kommend von Aigisthos beim Mahle erschlagen wurden. Das Grabmal der Kassandra halten zwar die Lakedaimonier von Amyklä nicht für echt; ein anderes ist das des Agamemnon, dann folgt das des Wagenlenkers Eurymedon und ein gemeinsames für Teledamos und Pelops — denn diese sollen Zwillingssöhne der Kassandra gewesen sein, als ganz kleine Kinder schlachtete sie Aigisthos sammt ihren Aeltern —, schließlich das der Elektra. Diese hatte Orestes dem Pylades zur Frau gegeben; Hellanikos sagt, Pylades habe zwei Knaben, Medon und Strophios, von Elektra gehabt. Klytämnestra aber und Aigisthos liegen etwas abseits von der Mauer begraben, der Bestattung innerhalb derselben, wo Agamemnon und die Seinen ruhen, wurden sie nicht würdig gehalten."

Stellen wir zunächst fest, wieviel Gräber Pausanias gesehen hat. „Das Grabmal der Kassandra halten die Amyklaer nicht für echt", oder wörtlicher übersetzt: „Das Grabmal der Kassandra zweifeln die Amyklaer an", sagt der Perieget. Das ist aber doch so zu verstehen, daß Amyklä Anspruch darauf machte, das echte Grab der Kassandra zu besitzen, und deshalb das in Mykenä gezeigte nicht gelten lassen wollte. Auf alle Fälle wurde doch in Mykenä ein Grab der Kassandra gezeigt, und mit Unrecht hat daher Adler dieses Grab nicht mitgerechnet. Mit ebenso viel Unrecht behandelt Schliemann das Grab des Atreus als nicht vorhanden. Beide lassen Pausanias nur von fünf Gräbern sprechen, während er zweifellos ihrer sechs nennt, nämlich 1) des Atreus, 2) der Kassandra, 3) des Agamemnon, 4) des Eurymedon, 5) des Teledamos und Pelops, 6) der Elektra. Da nun zu den fünf von Schliemann gefundenen Gräbern nach Schluß seiner Ausgrabungen noch ein sechstes hinzugekommen ist, so würden die Zahlen der von Pausanias gesehenen und der noch heute vorhandenen Gräber ja wieder ebenso gut zusammenstimmen wie vorher. Schliemann hatte bekanntlich aus

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0226
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der Pausanias-Stelle herausgelesen, daß die Gräber innerhalb der Burgmauer lägen. Er hatte die Mauer, von der es heißt, daß Klytämnestra und Aigisthos ein Stück von ihr entfernt, Agamemnon und die Seinen aber innerhalb derselben bestattet seien, für dieselbe gehalten, von deren Ueberresten und Thor im Anfang gesprochen wird. Diese Interpretation, die an sich sehr wohl möglich wäre, war von den Gelehrten bis dahin nur deshalb nicht angenommen worden, weil ein Begräbniß innerhalb der Burg ganz unglaublich schien. Freilich können wir sie auch jetzt nicht gutheißen. Denn ist es wol denkbar, daß, nachdem die Burg seit dem Jahre 468 v. Chr. zerstört und verödet gelegen hatte, noch zur Zeit der Antonine die Stelle und die Zahl der Schachtgräber sollte äußerlich kenntlich, daß überhaupt noch ein Bewußtsein von ihrer Existenz sollte vorhanden gewesen sein? Auf dem Niveau des Plattenringes, der, wenn auch ein näherer Zeitpunkt sich nicht angeben läßt, doch sicher noch in „mykenischer" Periode angelegt wurde, sind keine Stelen oder sonstige Grabes- und Todtencultzeichen gefunden. Dazu ist derselbe der Zuschwemmung von den höher gelegenen überhängenden Terrassen so sehr ausgesetzt, daß von seiner Einfassung zu Pausanias' Zeit gewiß kein Stein mehr sichtbar gewesen ist. Schliemann erkannte richtig aus einigen Fundstücken vom Gipfel der Burg eine kurze Wiederbewohnung der Stadt in hellenistischer Zeit; es fanden sich dort gutgriechische Stücke durch eine tiefe Schuttschicht von den Resten der großen voraufgegangenen Epoche getrennt. Er selbst zieht daraus für die „Agora", d. i. den Plattenring, den Schluß, daß Euripides, der dieselbe jedenfalls aus eigener Anschauung gekannt habe, sie schon in seiner Jugend, bald nach der Einnahme der Stadt durch die Argiver, besucht haben müsse, denn später, gegen das Jahr 400 hin, sei die Schuttanhäufung schon zu groß gewesen. Wenn sich schon Euripides so beeilen mußte, um noch etwas von der berühmten Stelle zu sehen, dann dürfte Pausanias sehr post festum gekommen sein.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0227
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Es ist demnach nicht daran zu denken, daß Pausanias die Schachtgräber oder ihre runde Einhegung mit Augen gesehen habe. Aber wie, wenn er das Verfahren angewendet hätte, welches man auch in manchen andern Beschreibungen bei ihm beobachtet zu haben glaubt, daß er nämlich Dinge erwähnt, welche er gar nicht selbst gesehen, sondern ältern schriftlichen Quellen entnommen hat? Belger sucht auf diese Weise die Erwähnung der Agamemnon-Gräber zu erklären und betrachtet als Gewährsmann des Pausanias den Hellenikos, der, ein Vorgänger Herodot's, Mykenä vor seiner Zerstörung durch die Argiver besucht und die Gräberstelle gesehen haben könne. Aber gerade die Beschreibung von Mykenä trägt bei Pausanias ganz den Charakter des Selbstgesehenen. Die wenigen Dinge, welche er nennt, Befestigungsmauer, Thor, Quelle, Schatzhäuser müssen in der That damals zu sehen gewesen sein, ebenso gut wie sie es immer schon vor den Schliemann'schen Ausgrabungen waren. Belger selbst kann sich denn auch der Annahme nicht entziehen, daß Pausanias Mykenä besucht habe und jene Dinge aus eigenem Anschauen schildere. Für die Erwähnung der Gräber nach einer literarischen Quelle bleibt ihm nur die eigenthümliche Erklärung, daß Pausanias durch irgendeinen Zufall das Innere der Burg nicht betreten und somit die Lücke im Reisebuche zu Hause aus seiner Bibliothek ergänzt habe. Diese Erklärung ist aber so künstlich und unglaubhaft, daß an ihr wol die ganze Auffassung zu nichte wird.

Wo hat nun aber Pausanias seine Gräber gesehen, wenn nicht auf der Burg in dem Plattenkreise? Viele meinen in der Unterstadt in den Kuppelbauten, welche zu aller Zeit als die hervorragendsten Denkmäler auf dem Boden der alten Stadt dastanden, und an welche die Tradition des Volkes am ehesten die Namen der alten Helden anknüpfen konnte. Aber auch diese Auffassung hat ihre Bedenken. Pausanias sah in Mykenä, außer Löwenthor und Quelle, erstens Schatzhäuser und zweitens Gräber. Aus seiner Beschreibung von Orchomenos geht klar hervor, daß

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0228
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

er unter einem Schatzhause einen Kuppelbau versteht. Er spricht dort von dem Schatzhause des Minyas und beschreibt als solches die Tholos, welche Schliemann im Jahre 1881 aufgedeckt hat. „Minyas", sagt er (IX, 38), „hatte so große Einkünfte, daß er an Reichthum alle frühern Menschen übertraf; soviel wir wissen, war er der erste, der zur Aufbewahrung seiner Schätze ein Schatzhaus baute." Und ferner: „Das Schatzhaus des Minyas, welches ein Wunderwerk ist und keinem Gebäude in Griechenland oder anderswo nachsteht, hat folgende Bauart. Es ist ein runder Bau aus Stein, der sich oben etwas stumpf zuspitzt; man sagt, daß der oberste Stein das ganze Gebäude zusammenhält."

Es kann kein Zweifel sein, daß, wenn Pausanias in Mykenä „unterirdische Schatzhäuser" gesehen haben will, er damit ebenfalls Tholosbauten meinen muß. Wo waren nun aber seine Gräber? Adler und Dörpfeld meinen, daß er diese auch zugleich in den Tholen gesehen habe, indem er deren großen Gewölberaum für die Schatzkammer und die kleine Nebenkammer für das Grab hielt. Denkbar wäre auch, daß ihm als „Schatzhäuser des Atreus und seiner Söhne" die beiden auf dem Altstadthügel belegenen, größten und damals wol auch allein zugänglichen Kuppelgräber, das von Frau Schliemann ausgegrabene und das sogenannte „Schatzhaus des Atreus" gezeigt wurden, daß aber die andern verschütteten und nur etwa an dem Tumulus, welchen sie bildeten, zu erkennenden Bauten als Gräber galten.

Welche unter den vielen dort existirenden Gräbern freilich als die sechs des Agamemnon und seiner Begleiter bezeichnet werden mochten und welche als die der Klytemnestra und des Aegist, die außerhalb der Mauern liegen sollten, läßt sich nicht nachweisen. Auch wo die Mauer gelaufen sein mag, ist unklar, da bei der schlechten Erhaltung der Unterstadtbefestigung sich deren westlicher Zug nicht genau mehr feststellen läßt. Vielleicht bog derselbe weit nach dem Kokoretza hin aus, vielleicht auch war er damals schon verschwunden und Pausanias vermuthete ihn nur an der äußersten Grenze der Besiedelungsreste.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0229
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Unser Hauptresultat ist jedenfalls, daß die Schachtgräber auf der Burg nicht diejenigen sind, welche Pausanias als die Gräber des Agamemnon und seiner Begleiter gezeigt wurden.

Wohlverstanden ist aber hiermit über die Frage, ob dieselben überhaupt etwas mit Agamemnon zu thun haben, noch nicht das letzte Wort gesprochen. Als die Schachtgräber verschüttet und in Vergessenheit gerathen waren, fand der Volksglaube für die Namen der großen Helden keinen andern thatsächlichen Anhalt als die Bauten, welche in der Unterstadt noch alles überdauerten. Es könnte ja aber sein, daß diese Uebertragung eine irrthümliche wäre, daß man den Namen des bekanntesten Herrschers eher mit der ältern einfachen als mit der jüngern prunkvollen Anlage in Beziehung zu bringen hätte. Darüber läßt sich aber nur in größerm Zusammenhange urtheilen.

---

4. Die Grabstelen.

Die über den Gräbern gefundenen Stelen bestehen aus einem porösen graubraunen Kalkstein und sind durchschnittlich gegen 1,50 m hoch und 1 m breit. Ein Theil von ihnen ist mit Darstellungen in flachem Relief geschmückt, der andere zeigt überall nur die glatt bearbeitete Steinfläche. Man hat bisher wegen des Vorhandenseins von sculpirten und unsculpirten Stelen eine verschiedene Entstehungszeit dieser Grabeszeichen angenommen und gemeint, die rohern unsculpirten seien später einmal durch die sculpirten ersetzt worden. Diese Annahme kann indeß einer nähern Untersuchung nicht standhalten. Schliemann berichtet, daß er fast bei jedem Grabe 1—3 Fuß unter den noch aufrechtstehenden Stelen unsculpirte Platten in verschiedener Lage, bald horizontal, bald schräg liegend gefunden habe. Bei Grab II und V trugen die oben stehenden Platten Reliefschmuck; hier könnten also die unten liegenden in der That ihre Vorgänger gewesen sein. Anders aber ist das Verhältniß bei

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0230
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

bei den Gräbern I und III. Die Stelen, welche auf diesen standen, waren selbst unsculpirt und trotzdem fanden sich unter ihnen die gleichen Platten wie bei Grab II und V. Schliemann beschreibt die Verhältnisse über dem III. Grabe folgendermaßen: „Die beiden unsculpirten Grabsteine waren mit großen horizontalen Platten ausgezeichnet befestigt, sodaß sie nicht ohne die größte Anstrengung herausgenommen werden konnten. Zwei Fuß unterhalb derselben fand ich zwei große horizontal liegende Platten in Form von Grabstelen. In einer Tiefe von 5 Fuß unterhalb der obern Grabsteine deckte ich noch drei weitere große Platten auf, wovon die eine lag und die beiden andern standen."

Nach der neuen Dörpfeld'schen Theorie von der Art des Grabverschlusses werden wir heute nicht mehr alle diese Steine für einstige Grabstelen halten, sondern die tiefer gelegenen als Theile der Grabesdecke auffassen dürfen. Damit wird Raum gewonnen für eine andersartige Erklärung des Verhältnisses zwischen sculpirten und unsculpirten Stelen, wie sie sich aus der nähern Betrachtung der Fundorte dieser Steine denn auch ohne Zwang ergibt.

Schliemann hat die ersten drei sculpirten Stelen über dem Grabe gefunden. Sie standen alle drei aufrecht, in einer Linie, nur 1 oder $1^1/_2$ Fuß voneinander entfernt, mit der sculpirten Seite nach Westen gewendet. In derselben Linie, 10 Fuß weiter südlich, fand sich eine vierte sculpirte Stele über dem II. Grabe. Wieder in derselben Linie weiter stand, nur $1^1/_2$ Fuß von der letzten sculpirten entfernt, die erste unsculpirte Stele. Da das II. Grab nur eine Leiche enthielt, wird es auch nur eine Stele getragen haben, also die vierte sculpirte, sodaß die folgende unsculpirte schon zu dem dicht daneben liegenden IV. Grabe gehören dürfte. Ueber dem IV. Grabe werden sonst keine Stelen erwähnt.

Es folgen nun die übrigen unsculpirten Stelen. Ihrer zwei entdeckte Schliemann 23 Fuß östlich von den ersten drei sculpirten. Hier liegt das I. Grab. Von da aber 40 Fuß

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0231
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

südlich fand er über dem III. Grabe abermals zwei. Alle standen wie die sculpirten aufrecht und mit der Fläche nach Westen.

Im ganzen fanden sich demnach sculpirte Stelen über dem II. und V., unsculpirte über dem I., III. und IV. Grabe. Aus dem Inhalt der Gräber wird sich uns später ergeben, daß in dem II. und V. Grabe Männer, im I. und III. dagegen Frauen und im IV. Männer und Frauen bestattet waren. Somit weist alles darauf hin, daß nur die Gräber der Männer mit sculpirten Stelen bezeichnet waren, deren Reliefs auch ausschließlich Männerthaten darstellen, während die der Frauen bescheidene glatte Steine trugen.

Wir wenden uns nun zu dem Reliefschmuck der sculpirten Stelen. Die zuerst gefundenen und besterhaltenen drei Stücke (Abb. 145, 146, 147) zeigen neben künstlich verschlungenen Spiralornamenten eine bildliche Darstellung, die Thätigkeit des Verstorbenen vergegenwärtigend. Bei 145 und 146 sehen wir den viereckig umrahmten Obertheil der Stele durch eine Querleiste in zwei Felder zerlegt, von denen einmal die untere, das andere mal die obere für die bildliche Darstellung benutzt und die übrigbleibende durch Spiralverzierungen ausgefüllt ist.

Den Mittelpunkt der Darstellung bildet auf allen drei Stücken ein von einem Manne besetzter und von einem galoppirenden Pferde bespannter Streit- oder Jagdwagen. Der Wagen erscheint, wie auch auf ägyptischen Monumenten, als ein niedriger (vgl. 145), auf einem vierspeichigen Rade ruhender Kasten. Natürlich haben wir in dem einen Rade ihrer zwei hintereinander vorauszusetzen, ebenso wie mit dem dargestellten einen Pferde zwei gemeint sein müssen, da einfach bespannte Streitwagen dem ganzen Alterthum fremd sind und auch die Jagddarstellung auf dem unten abgebildeten Goldring (Abb. 230) 220 uns einen deutlich von zwei Pferden gezogenen Wagen zeigt.

Deichsel und Zugstränge sind nicht angegeben, wol aber in jedem Falle die Zügel, die dem Pferde ins Maul gelegt sind und von dem Lenker gehalten werden. Der letztere ist, wie

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0232
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Abb. 146 deutlich zeigt, gerüstet. Ein großes Schwert mit oben sehr breiter und nach dem Ende spitz zulaufender Klinge hängt

145. Grabstele vom V. Grabe (Größe ungefähr 1:10).

an seiner rechten Seite. Auf Abb. 145 werden wir in dem hinter dem Wagenstuhl angebrachten Gegenstande ebenfalls ein Schwert zu erkennen haben, mit rundem Knauf und des Raum-

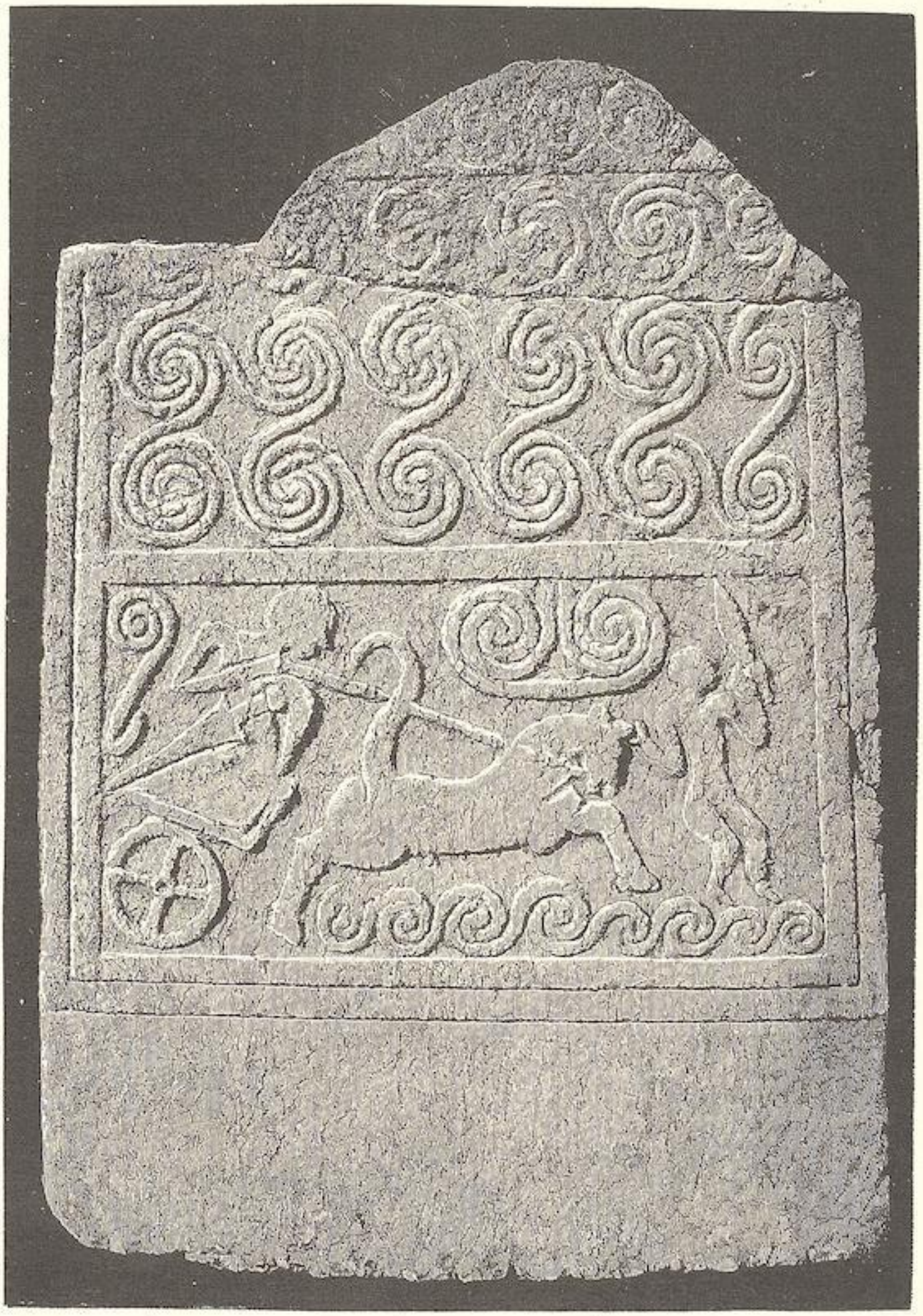
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0233
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mangels wegen sehr kurz dargestellter Scheide. In derselben Weise sind auf noch unpublicirten hittitischen Reliefs von Boghaskoï in Kleinasien und Sendjirli in Syrien, deren Kenntniß ich Puchstein verdanke, Schilde hinten am Wagen befestigt. Beim ruhigen Stehen des Gefährts würde das Schwert zwischen die beiden Räder herabhängen, aber in vollem Jagen, wie hier, fliegt es weit nach hinten hinaus. Man könnte nach dieser Beobachtung vermuthen, daß auch auf Abb. 146 das Schwert nicht dem Manne um den Leib geschnallt, sondern an die Seite des Wagenstuhls gehängt sei. Aber dann möchte dieser weit höher sein, als es nach den Analogien von 145 und 221 erlaubt scheint anzunehmen. Ich möchte daher eher glauben, daß der Wagenkasten nur bis zu dem Absatz, etwa in Höhe des Pferderückens, reicht, die weiter hinaufgehende Linie aber, die bogenförmig unter den Zügeln in der Nähe des Kinnes endigt, etwa die linke Schulter des Mannes oder noch eher den Rand eines großen Schildes, mit dem er gerüstet ist, darstellen soll.

Das einzige Stück, auf welchem der Zweck der Ausfahrt klar ausgesprochen ist, ist Abb. 145. Hier befindet sich dicht vor den Pferden eine Gestalt, die nach der Stellung der Füße gegen den Fahrenden gewendet ist und mit einem langen Speer denselben zu bedrohen scheint. Wir haben also einen Kampf vor uns.

Auf Abb. 146 steht ebenfalls vor dem Pferde eine Gestalt, aber nach rechts gewendet. In der erhobenen Linken hält sie ein Schwert von etwas anderer Form als die beiden uns bisher bekannt gewordenen; dasselbe ist in der Mitte am breitesten und verjüngt sich nach oben wie nach unten. Die rechte Hand ist ebenso wie die linke bei geknicktem Ellenbogen bis zur Schulterhöhe erhoben; daß sie sich gerade dicht am Kopfe des Pferdes befindet, soll gewiß nicht ausdrücken, daß sie dieses hielte; dem widerspricht der deutlich dargestellte eilige Lauf des Thieres. In welchem Verhältniß nun dieser Mann zu dem Fahrenden steht, ob er ihn angreifen will, oder als Begleiter zu Fuß nebenhertrottet, kann an sich zweifelhaft sein. Die Analogie des

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0234
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



146. Grabstele vom fünften Grabe (Größe ungefähr 1 : 12). S. 198.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0235
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0236

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

vorigen Bildes aber, wie auch das so demonstrativ erhobene Schwert führen zu der Ueberzeugung, daß wir in ihm eher einen Feind als einen Freund zu sehen haben.

Der leere Raum über und unter dem Pferde sowie hinter dem fahrenden Krieger ist mit Spiralen ausgefüllt. Die älteste primitive Kunst pflegt wie die Natur einen horror vacui zu haben.

Auf dem dritten Bilde, Abb. 147, scheint der fahrende Mann sich auf der Jagd zu befinden. Wenigstens läuft unter den Pferden, was etwa „vor" oder „neben" ihnen bedeuten könnte, ein Steinbock oder dergleichen, und ihm folgt ein ziemlich gleichgroßes Thier, das nach seinem starken Körperbau und besonders nach seiner Hals- und Kopfbildung einem Löwen am ähnlichsten sieht, trotzdem aber bisher, so viel ich sehe, immer für einen Hund ausgegeben ist. Ein solcher wird es gewiß nicht sein. Ein Blick auf die mehrfachen Darstellungen des von einem Löwen verfolgten Steinbocks der Goldplättchen Abb. 260 und 261 wird jedem den Gedanken nahe legen, daß wir das Bild der Stele ebenso aufzufassen haben. Das gejagte Thier zeigt auf den Goldplatten dieselben einfach nach rückwärts gebogenen Hörner. Und zu den schon geäußerten Bedenken gegen die Deutung des verfolgenden als eines Hundes kommt noch hinzu, daß wir für den Gebrauch von Hunden zur Jagd in jener Zeit durchaus keinen Anhalt haben, während laufende Löwen gerade mit Vorliebe auf den Geräthen der mykenischen Technik dargestellt werden.

Haben wir demnach in der That einen Löwen zu erkennen, so können die Goldplättchen Abb. 260 und 261, die außerdem aus demselben V. Grabe stammen, auf welchem unsere Stele stand, keinen Zweifel darüber lassen, daß in den beiden Thieren ein der damaligen Kunst geläufiges Schema dargestellt ist, das in den verschiedensten Fällen zur Decoration verwendet wurde. Damit ist aber dieses Bild ein in sich abgeschlossenes und kann nicht mit der oben dargestellten Ausfahrtscene in Beziehung gesetzt werden. Wenn der Künstler eine Jagd darstellen wollte,

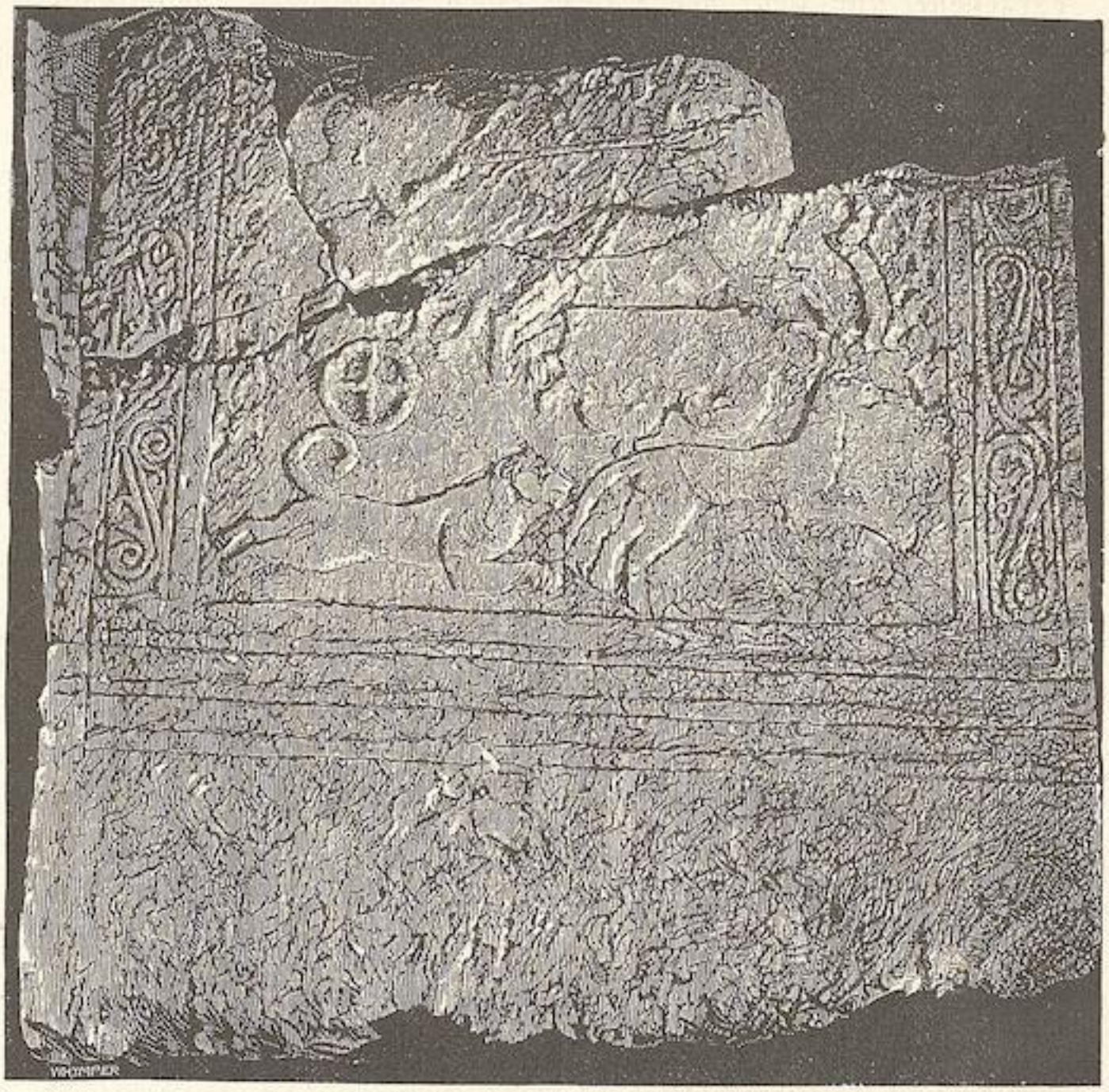
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0237
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

konnte er dieselbe gewiß nicht auf Löwen und Steinbock zugleich stattfinden lassen, die mit sich selber vollauf beschäftigt sind. Das Thierbild ist demnach auf unserer Stele ebenso eine Darstellung für sich, wie die Streifen mit Spiralornamenten auf den Stelen Abb. 145 und 146, nur daß diese durch eine trennende Querleiste auch äußerlich von der Hauptdarstellung geschieden werden, während dort Haupt- und Nebenbild auf derselben Fläche angebracht sind. Aber dafür ist die erhaltene eingerahmte Fläche von Abb. 147, der oben noch ein gutes Stück fehlen wird, weit höher als die einzelnen Abtheile von Abb. 145 und 146. Und die Anbringung einer zweiten figürlichen Darstellung, statt der linearen, entspricht der größern Kunstfertigkeit, welche überhaupt auf unsere Stele verwandt ist und die in dem reichen und wirklich geschmackvollen Rahmen derselben besonders klar zum Ausdruck kommt im Vergleich mit den einfachen glatten Leisten der übrigen.

Nach dieser Loslösung der untern Darstellung haben wir natürlich auch die obere für sich allein zu betrachten und werden nun in dem fahrenden Manne am ehesten wieder einen zum Kampfe Ausziehenden erkennen. Aber wo ist der auf den andern Stücken jedesmal dargestellte und doch auch naturgemäß erforderliche Gegner? Vor den Pferden kann kaum eine Gestalt weggebrochen sein, selbst wenn sie so hoch angebracht gewesen wäre wie die auf Abb. 145. Denn es setzt zwischen dem Pferde und dem Rande in einem stehen gelassenen Stück Reliefgrund eine Verzierung an, die offenbar ebenso wie jene hinter dem Wagen in Wellenlinien sich nach oben hinaufziehen sollte. In ähnlicher Weise ist auch ein Stück des Grundes unter den Pferden unausgeführt geblieben, und so einförmig dasselbe auf den ersten Blick erscheint, so verrathen doch einige Linien, zu welcher Bestimmung es aufgehoben war. Die untere Begrenzung, zwei hängende Halbkreise verbunden durch eine kurze horizontale Linie, entspricht genau der Seitencontour des großen zweigetheilten Schildes, der sich so vielfach auf den mykenischen Denkmälern

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0238
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

findet und besonders gut zu erkennen ist an den Idolen auf Abb. 281 und 288, sowie auf der Dolchklinge Abb. 227. Das letztere Beispiel zeigt, daß hinter einem solchen Schilde ein ganzer Mann nahezu verschwinden konnte. Sehen wir nun



147. Grabstele vom 5. Grabe (Größe ungefähr 1 : 12).

auch das Uebrige genauer an, so gewahren wir am linken Rande des unförmigen Gebildes zwei Vorsprünge, die wol Beine bedeuten könnten, und rechts schiebt sich in die Hörner des Steinbocks der Kopf hinein; nur oben die gerade Linie ist wol als ganz unfertig zu betrachten. Nach alledem, meine ich, kann es nicht zweifelhaft sein, daß ein auf seinen Schild

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0239
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gefallener Krieger hat dargestellt werden sollen. Wenn dabei der Schild von vorn, statt von der Seite gesehen wird, so erscheint das dieser primitiven Kunst nur angemessen.

Wir sehen demnach auf allen drei Stelen einen Kampf dargestellt, und zwar den Kampf eines Vornehmen, Mächtigen gegen geringeres Volk, dem in seinem Zufußegehen schon das Unterliegen vorher bestimmt ist, wie es ähnlich auf ägyptischen Denkmälern in Darstellung der Kriegsthaten des Pharao so unzähligemal sich ausgedrückt findet.

Die vierte und letzte der gut erhaltenen Stelen hat keine figürliche Darstellung, sondern auf ihrer von schmalen Randleisten eingefaßten und von einer breiten Innenleiste senkrecht durchgetheilten Fläche jederseits ein in regelmäßigen Schleifen laufendes Band, das man einen runden Mäander nennen könnte. Von den sonst gefundenen Bruchstücken sind nur zwei bemerkenswerth. Auf dem einen sehen wir einen Mann, vor dem wahrscheinlich der Rest eines Pferdeschwanzes zu erkennen ist, also wieder einen Wagenlenker; auf dem andern sind zwei galopirende Pferde dargestellt; der Raum rechts sowie oben ist wie bei Abb. 146 durch Spiralen ausgefüllt. Auf allen übrigen Bruchstücken, die hier nicht wiedergegeben werden, sind nur Spiralornamente erhalten.

Die Stelen sowie sämmtliche Bruchstücke zeigen die Eigenthümlichkeit, daß ihre Figuren und Ornamente nicht modellirt sind, sondern überall eine ebene, mit dem Rande gleichstehende Oberfläche haben. Sie sehen aus wie Laubsägearbeit, auf einen Hintergrund geklebt. Nur durch eingeritzte Linien wird hier und da die nothwendigste Innenzeichnung angegeben. Dadurch stehen die Sculpturen dieser Grabsteine erheblich zurück hinter dem plastisch behandelten Relief des Löwenthores, das auch aus einem weit bessern Material gearbeitet ist, und müssen somit für beträchtlich älter gelten als jenes. Mir scheint, daß sich ihre Technik aus der eingelegten Arbeit der Dolchklingen des IV. und V. Grabes entwickelt hat.

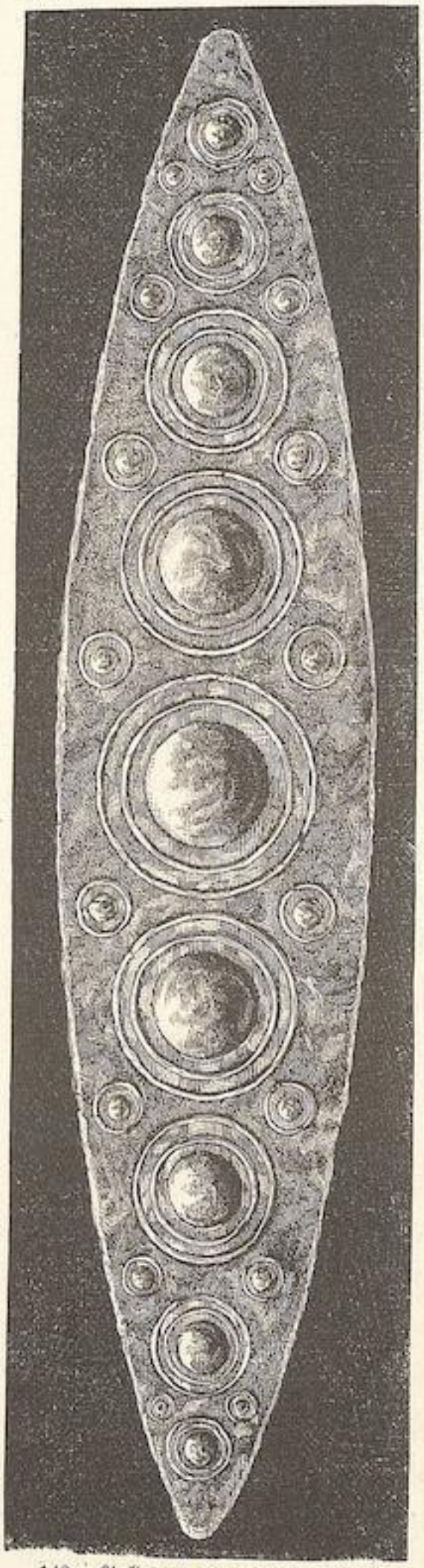
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0240
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

5. Das erste und dritte Grab.

Die Fundstücke des ersten Grabes haben so viele Beziehungen zu denen des dritten, daß eine gemeinsame Besprechung beider nothwendig ist. Ueber die Aufdeckung des ersten Grabes berichtet Schliemann: „In einer Tiefe von 15 Fuß unter der Felsfläche und von 25 Fuß unterhalb des Bodens, wie ich ihn zu Anfang meiner Ausgrabungen fand, kam ich zu einer Schicht Kieselsteine, unter welchen ich in Zwischenräumen von 3 Fuß voneinander drei Menschengerippe fand; alle lagen mit dem Kopf nach Osten und den Füßen nach Westen gekehrt und waren nur durch eine zweite Schicht Kieselsteine, auf welcher sie ruheten, vom geebneten Felsgrunde getrennt." Entsprechend diesen drei Leichen wurden als Hauptstücke in dem Grabe drei große Diademe gefunden (Abb. 148). Sie stimmen alle drei sowol in der Form wie in der Ornamentation genau überein: Auf ovalen etwa 0,50 cm langen Goldblechen ist ein System von concentrischen Streifen und Buckeln in getriebener Arbeit dargestellt. Die Mittellinie halten große von je zwei Kreisen umgebene Buckel, die von dem mittelsten und größten nach beiden Seiten hin kleiner werden; in den Zwischenräumen am obern wie am untern Rande befindet sich je ein kleiner Kreis mit Buckel.

Neben diesen drei großen Schmuckstücken fanden sich in demselben Grabe eine Menge von solchen vor, welche die Form eines halben Ovals haben, auch genau in derselben Art wie jene verziert sind, und von denen daher Schliemann glaubte, daß ihrer zwei zusammen immer als ein Diadem benutzt worden seien (Abb. 150). Aber ist eine solche Verwendung schon an sich unwahrscheinlich, da die Fuge alsdann gerade auf der Mitte der Stirn gelegen hätte, so wird sie durch die große Zahl der Stücke völlig ausgeschlossen. Es sind von ihnen 24 ganze Exemplare und dazu noch einige Bruchstücke vorhanden. Auf jede Leiche

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0241
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



148. Goldenes Diadem aus dem I. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

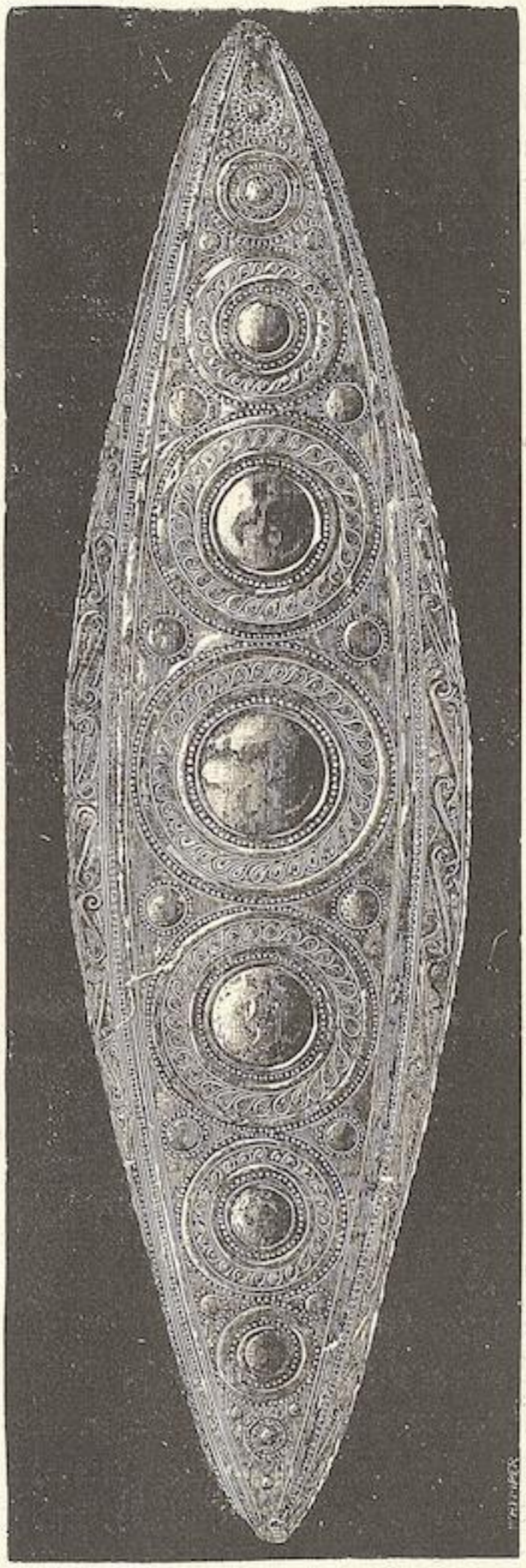
kommen also mehr als acht. Wie diese Stücke in Wirklichkeit getragen wurden, lehren uns die gleichartigen Funde aus Grab III.

Dieses Grab ist nur wenig kleiner als das erste. Ueber seinen Befund berichtet Schliemann: „Ich fand die irdischen Ueberreste von drei Personen, die nach der Kleinheit der Knochen, besonders der Zähne, und nach den Massen von Frauenschmuck, die hier gefunden wurden, Frauen gewesen sein müssen; die Zähne des einen Körpers waren, obwol alle erhalten, sehr abgenutzt und unregelmäßig, und scheinen einer sehr alten Frau gehört zu haben. Alle drei Frauen lagen mit dem Kopfe nach Osten und den Füßen nach Westen, und wie in dem vorigen Grabe 3 Fuß voneinander entfernt. Diese Körper waren buchstäblich mit Juwelen von Gold überladen."

Die Hauptschmuckstücke bilden hier zwei große Diademe. Ein drittes, das Schliemann mit aufzählt und publicirt, ist im Museum dem Grabe IV zugetheilt, muß also nach Stamataki's Aufzeichnungen aus diesem stammen. Wir dürfen mit dem Stück demnach nicht sicher rechnen, und müssen die Möglichkeit offen lassen,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0242
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

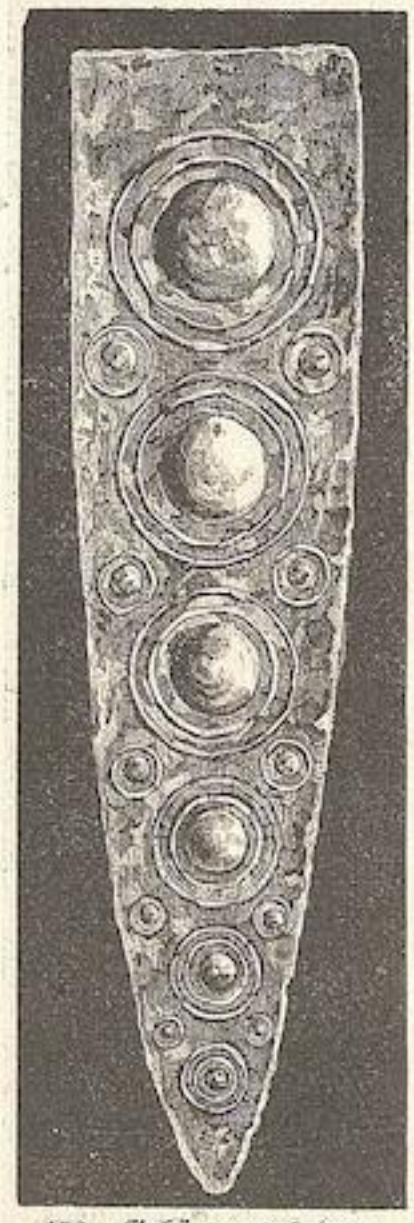
daß die eine Leiche ohne Kopfschmuck bestattet war. Die beiden vorhandenen Diademe aber sind sowol abweichend von denen des ersten Grabes, wie auch unter sich verschieden ornamentirt. Das eine (Abb. 149) zeigt eine einfache Weiterbildung der Ornamentation des ersten Grabes: große Buckel, nach den Seiten zu kleiner werdend, jeder von concentrischen Kreisen umgeben. Diese Kreise bestehen aber hier nicht aus bloßen erhabenen Linien, sondern sind zum Theil aus Punkten, zum Theil auch aus Blättern zusammengesetzt. Die Lücken nach dem Rande zu füllen Buckel von Punktkreisen umgeben, und der Rand selbst wird abgeschlossen durch eine glatte und eine punktirte Linie, über denen einige S-förmige ineinander greifende Spiralen gelagert sind. An beiden Enden ist das Schmuckstück durchbohrt.



149. Goldenes Diadem aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

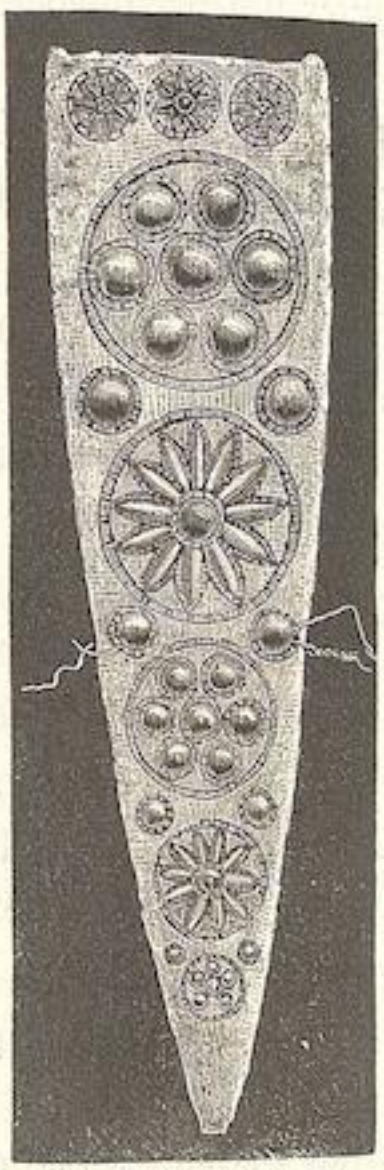
Das andere Diadem (Abb. 153) trägt an seinem

obern Rande einen Busch aus kleinen Blechen. Der feste Theil ist mit einer dreifachen Reihe von Kreisen geziert, die abwechselnd mit einer Rosette oder mit sieben kleinern Kreisen gefüllt sind; in den Zwischenräumen befinden sich am untern Rande kleine Kreise mit einem Buckel in der Mitte, am obern Y- und Y-artige



150. Gehänge aus dem I. Grabe (Größe ungefähr 2 : 9).

151. Goldenes Gehänge aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 2 : 9).



152. Gehänge aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 2 : 9).

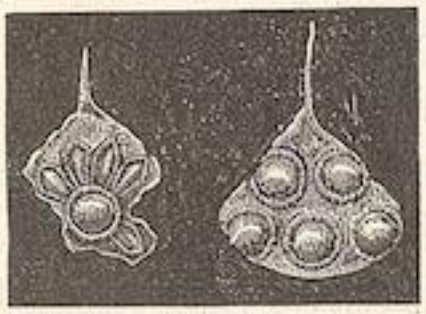
Ornamente, die wol von der Palme entnommen sind. Auf den kleinen Blechen, welche den Busch bilden, sind abwechselnd Rosetten und Buckel mit Kreisen und Spiralen dargestellt.

Zu diesen Diademen kommen nun ebenso wie in Grab I die entsprechenden Halbstücke, und zwar sehen wir, daß zu jedem eine bestimmte Zahl solcher gehört. Sechs zeigen genau das Ziersystem des ersten Diadems: Buckel von Punkt- und Blatt-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0244
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kreisen umgeben (Abb. 151), sieben andere das des zweiten: Kreise abwechselnd mit Rosetten und mit sieben kleinen Kreisen gefüllt (Abb. 152). Und diese Goldbleche sind weit besser erhalten als die des ersten Grabes. Auch bei jenen ließ sich erkennen, daß in dem umgesäumten Rande ein Draht entlang lief; aber bei diesen ist mehrfach noch der Umschlag der Breitseite vorhanden, welcher die Bestimmung des Ganzen zum Anhängen klar macht (s. Abb. 154). Zudem befindet sich in diesen Stücken in der Mitte jeder Langseite dicht am Rande ein Loch, und in einigen der Löcher sind noch Drähtchen erhalten, welche offenbar kleine Nebengehänge trugen. Die letztern findet man denn auch ohne Mühe unter den Fundstücken des Grabes heraus. Es sind kleine dreieckige Goldplättchen, wieder die einen mit Buckelkreisen, die andern mit Rosetten verziert (Abb. 155).

154. Rückseite eines Gehänges aus dem III. Grabe.



155. Anhängsel der Gehänge.

Die Stücke waren also senkrecht gehängt, mit der Spitze nach unten, und mußten mit ihren Troddeln einen lebhaften und reichen Eindruck machen. Nur fragt es sich, wo dieselben am Körper befestigt waren. Studniczka hat nachgewiesen, daß am Gürtel zuweilen große Gehänge getragen wurden, wie sie auch in einer Darstellung auf einem Bronzepanzer aus Olympia, der etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehören mag, ähnlich den unsern erscheinen. Bei Homer trägt Kirke einen Gürtel, der aus hundert Thysanoi besteht, die doch jedenfalls als Gehänge aufzufassen sind und demnach mit unsern Goldblechen gleichbedeutend sein könnten. Aber ein Bild, das der mykenischen Sitte näher steht als Homer und Olympia, lehrt uns doch etwas anderes. Eine in Tiryns gefundene kleine weibliche Figur aus Thon (s. oben Abb. 129) zeigt einen Brustschmuck aus großen Gehängen, die den unsern um so mehr ähneln, als auch sie mit großen Buckeln verziert sind. Man zählt ihrer neun von

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0245
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

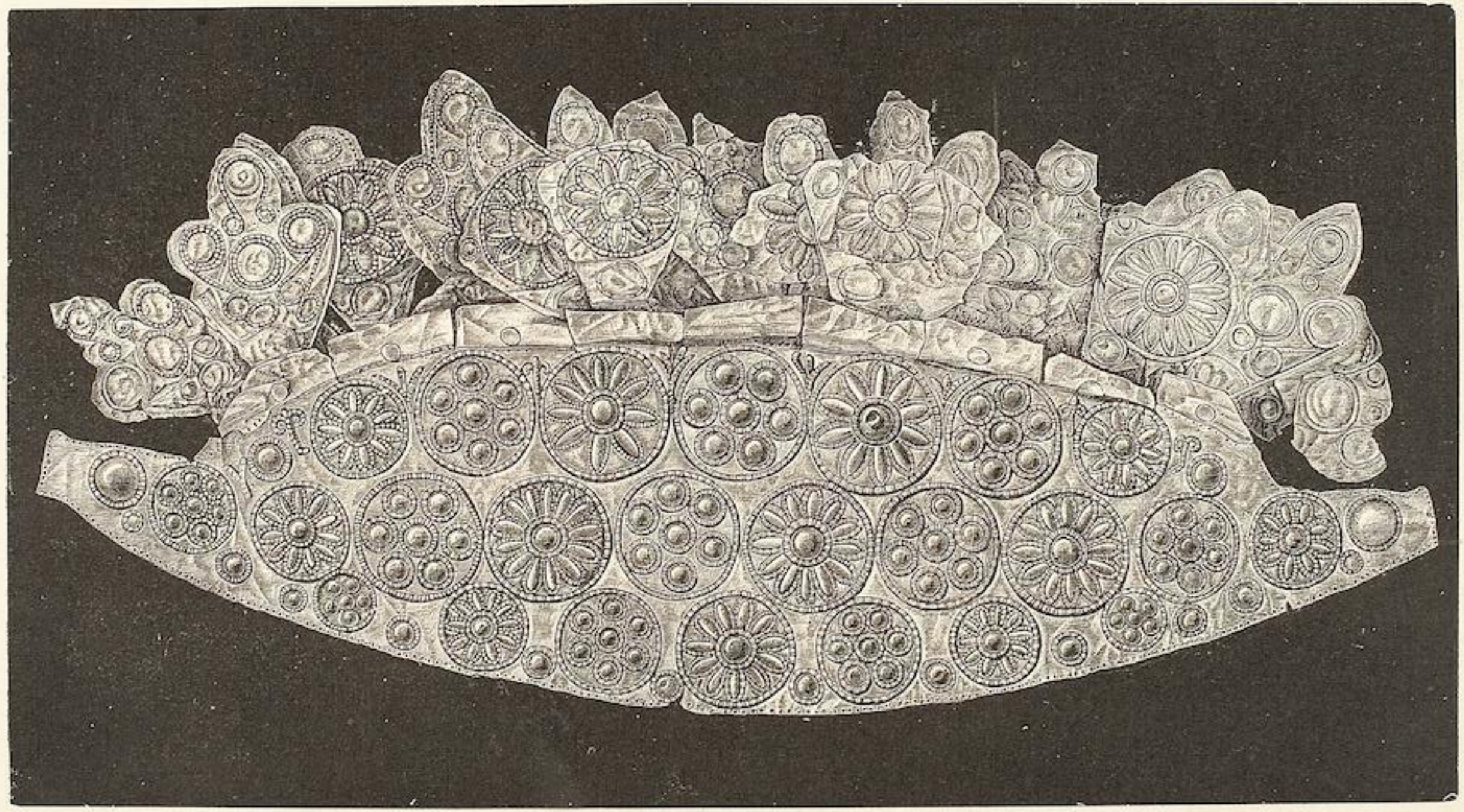
einer Schulter zur andern. Die Gehänge scheinen nach der Abbildung lange Rechtecke zu bilden, aber da die Figur nicht unversehrt ist, sind vielleicht die Spitzen abgebrochen, und die Gehänge waren ursprünglich den unsern noch ähnlicher. Angesichts dieser Figur kann meines Erachtens kein Zweifel sein, daß auch die mykenischen Gehänge nicht am Gürtel, sondern auf der Brust getragen wurden, vielleicht in Anlehnung an die bekannte ägyptische Sitte der großen Brustgehänge.

Bei der tirynther Figur scheinen die Gehänge an einem breiten, ebenfalls mit Buckeln verzierten Bande, das von Schulter zu Schulter reicht, befestigt zu sein. Es erwächst demnach die Frage, ob die bisher sogenannten Diademe etwa auch auf der Brust getragen worden seien. Aber dazu scheint ihre Form nicht angethan. Wenn unsere Goldbleche so gelegen haben sollten wie das die Gehänge tragende der tirynther Figur, müßten sie nicht oval, wie sie sind, sondern halbmondförmig geschnitten sein. Zudem sind Kopfbänder offenbar der mykenischen Sitte entsprechend; fast alle Thonidole sind mit solchen ausgestattet. Und schließlich entscheidet der Fundbericht Schliemann's, welcher sagt: „Auf dem Kopfe des einen der drei Gerippe wurde die prachtvolle Krone (Abb. 153) gefunden"; und wiederum: „Um den Kopf des andern der drei Leichname fand ich das herrliche, kunstvoll gearbeitete Diadem (Abb. 149), an welchem noch ein Theil des Schädels klebte." Die Stücke werden demnach auch fürderhin als Diademe angesehen werden müssen. Das Band dagegen, welches die Brustgehänge trug, mag aus Leder oder sonst einem vergänglichen Stoff bestanden haben.

Mit den bisher betrachteten Fundstücken, den großen Diademen und Brustgehängen, stehen die Gräber I und III für sich allein da. Den Diademen ähnliche Bleche sind wol auch in den übrigen gefunden, aber immer weit kleiner und schmäler, und zum Theil jedenfalls einem andern Zwecke dienend, Gehänge aber wie die hier vorhandenen kommen nirgends weiter vor. Da nun dem III. Grabe eine Menge Geräth angehört,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0246
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0247
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.



153. Goldenes Diadem aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 1 : 3).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0248

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

das nur weiblichen Leichen mitgegeben werden konnte, Ohrringe, Haarspangen, Perlenketten, und da Schliemann auch aus der Gestalt der Knochen auf weibliche Leichen schloß, so wird es hiermit schon wahrscheinlich, daß in diesen beiden Gräbern Frauen bestattet waren. Den Ausschlag gibt, daß, während die übrigen Gräber geradezu überladen waren mit Waffen, in Grab I und III kein Schwert, kein Dolch, keine Speer- oder Pfeilspitze sich gefunden hat. Es sind demnach in jenen beiden nicht nur unter andern auch Frauen, sondern überhaupt nur Frauen bestattet gewesen, und die besprochenen großen Diademe und Brustgehänge haben somit bei den Mykeniern ausschließlich der Frauentracht angehört.

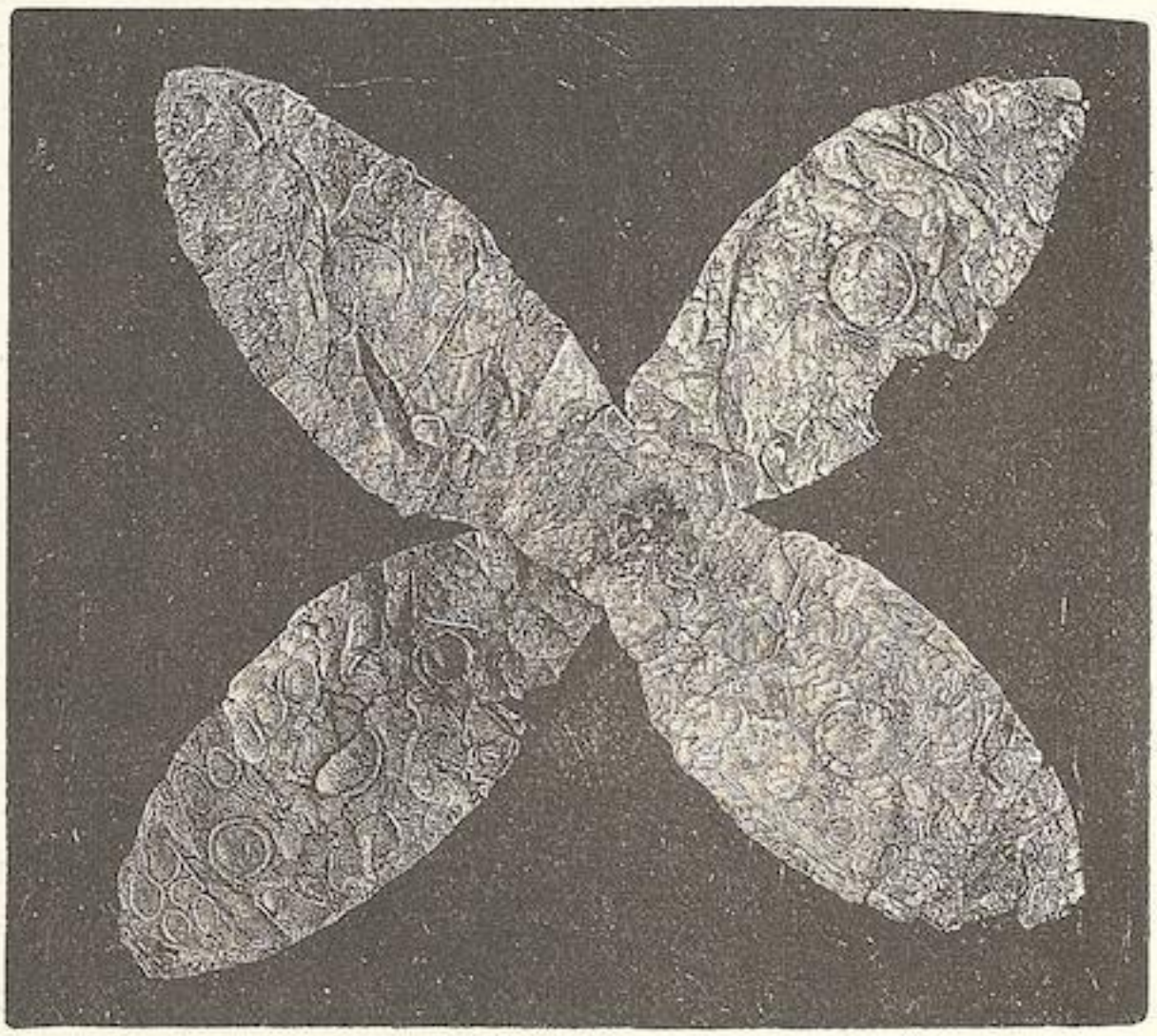
Die bisher betrachteten Diademe und Gehänge verhelfen uns gleich noch zu einem weitern Schluß. Da im ersten Grabe alle diese Goldbleche gleich gearbeitet sind, müssen auch die drei Leichen, zu denen sie gehören, nahezu gleichzeitig bestattet worden sein. Zwischen dem ersten und dritten Grabe ist schon ein beträchtlicher Abstand zu bemerken. Die Diademe des letztern zeigen eine weit reichere Ornamentation und werden demnach einer andern, üppigern Zeit angehören. Auch untereinander sind die letztern beiden Diademe mit den zugehörigen Brustgehängen stark verschieden. Während die eine Gruppe nur die Kreise, welche wir schon auf den Stücken des ersten Grabes fanden, weiter entwickelt und reicher verziert, setzt in der andern das Diadem sich einen Busch von Goldblättern auf, und die Gehänge legen sich noch besondere Troddeln bei. Es wird demnach erstens das ganze dritte Grab zu anderer Zeit angelegt sein als das erste, dann aber auch innerhalb desselben die mit dem reichern Schmuck ausgestattete Leiche zu anderer Zeit bestattet sein als die andere. Für den zweiten Satz dieses Resultats läßt sich aus den übrigen Fundstücken kein weiterer Beleg erbringen, da nicht auszumachen ist, wie sich dieselben auf die einzelnen Leichen vertheilen, dagegen wird der erste Satz, daß Grab I weit einfacher ausgestattet

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0249
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sei als Grab III, noch durch eine ganze Reihe von Umständen bestätigt.

Wir betrachten im Folgenden beide Gräber gesondert.

An Goldschmuck hatte Grab I nur noch eine Reihe großer Kreuze aufzuweisen, von denen Abb. 156 eins darstellt; und zwar sind 14 ganze Exemplare und einige Bruchstücke gesammelt



156. Goldenes Kreuz aus dem I. Grabe (Größe ungefähr 4:5).

worden, sodaß auf jede Leiche ihrer fünf kommen würden. Sie zeigen die Form von vier mit den Spitzen rechtwinkelig zusammenstoßenden Lorbeerblättern, und sind aus zwei Blechstücken geschnitten, die durch einen in der Mitte durchgehenden kleinen Bronzenagel mit breitem Kopf zusammengeheftet werden. Jedes Blatt ist verziert durch drei in der Längsachse stehende Buckel und ein am Rande umlaufendes Blattornament, ähnlich demjenigen, von welchem wir auf einem Theile der Schmuckstücke des dritten Grabes (s. Abb. 149) die größern Buckel umgeben

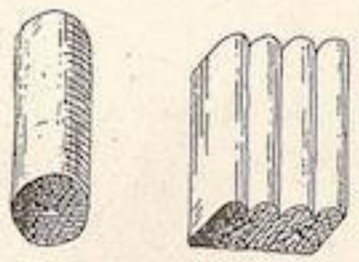
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0250
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sahen. Eine Verstärkung der Ränder durch eingelegten Draht hat nicht stattgefunden.

Der Stift in der Mitte dieser Kreuze könnte daran denken lassen, daß sie auf einem festen Gegenstand, etwa auf hölzernen Schmuckkästchen oder dem Ledergürtel angebracht gewesen wären. Aber man kann auch an der ursprünglichen Deutung festhalten und sie auf die Gewänder geheftet denken. Im wirklichen Leben werden sie auf denselben freilich in soliderer Art befestigt gewesen sein; aber für den Todtenschmuck konnte der einzige Stift, der hinten umgebogen wurde, genügend erscheinen.

An Gegenständen aus anderm Metall stammen aus diesem Grabe eine schmale, etwa 20 cm lange bronzene Messerklinge, der mit einem Blattornament gezierte und vergoldete Mündungsrand einer Bronzevase und ein sehr zerfressener dünner Kupferring, etwa in der Größe eines Armbandes.

Offenbar von Halsketten herrührend, fanden sich eine Reihe theils cylinder-, theils mehr eiförmiger durchbohrter Gegenstände aus blauem Glasfluß. Zweiundzwanzig Stück zeigten die unter Abb. 157 dargestellte Form, vier andere die aus vier Cylindern zusammengesetzte (Abb. 158), und je eins eine mehr ovale Gestalt.



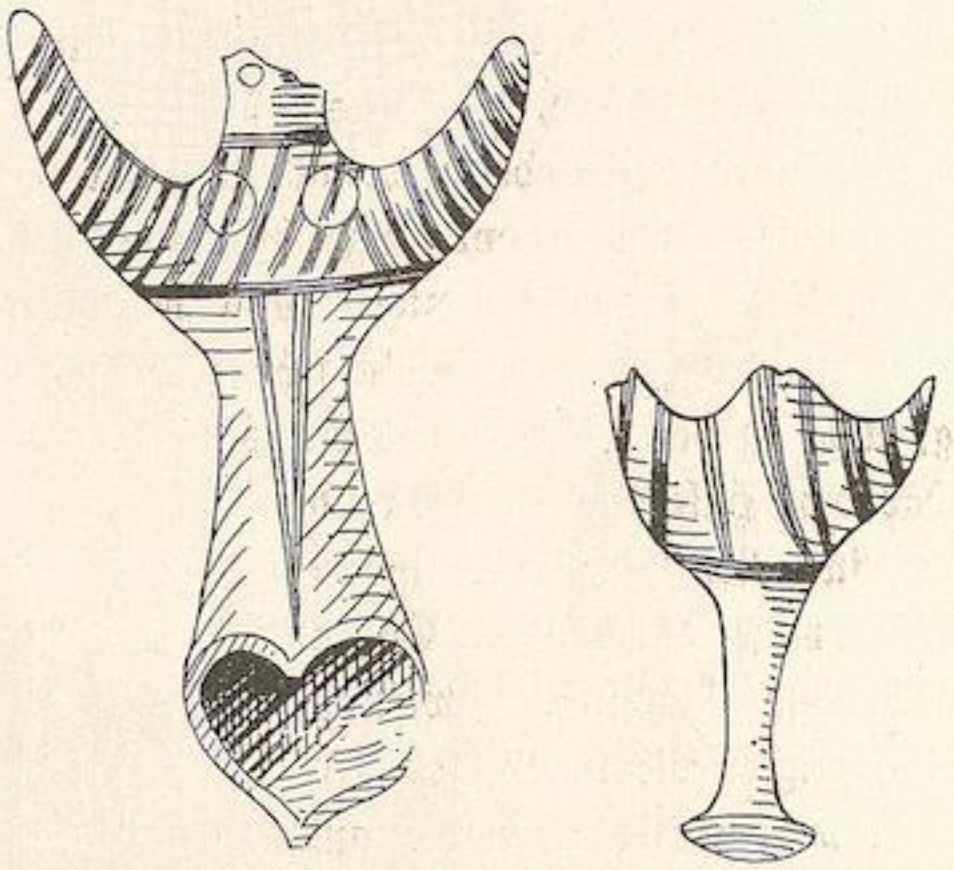
157 und 158. Glasperlen aus dem I. Grabe (Größe 4:5).

Außer dem kleinen Bruchstücke einer Büchse aus Knochen mit einer eingeritzten Verzierung, die einen Stamm vorzustellen scheint, lieferte das Grab dann nur noch Gegenstände aus gebranntem Thon; nämlich zunächst zwei kleine weibliche Figuren, genau ähnlich den sonst so zahlreich auf der Burg gefundenen (Abb. 159, 160). Die Köpfe sind bei beiden abgebrochen, die Arme in sehr ungeschickter Darstellung sichelförmig erhoben. Die Bemalung ist in rother Farbe auf den natürlichen gelben Thongrund aufgetragen, und zwar ist zunächst unter der Brust und bei 159 auch am Halse ein horizontaler Strich gezogen, und dann der Zwischenraum zwischen jenem und dem Halse mit Quer-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0251
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

linien schraffirt. Bei 159 gehen von der horizontalen Mittellinie noch zwei Linien nach unten.

Dieselbe Verzierungsart findet sich bei fast allen ähnlichen Figürchen, nur daß von der Taille abwärts oft mehr Linien laufen als bei unserm Exemplar. Dieselben sollen, ebenso wie die gedrängtern auf Brust und Armen, da sie sich nie am Kopfe finden, jedenfalls Gewandfalten andeuten, und stellen danach



159 und 160. Thonidole aus dem I. Grabe (Größe 4:5 und 3:4).

über der Brust ein bauschiges, vom Gürtel abwärts ein mehr anliegendes Kleid dar. Die obere Horizontallinie am Halse würde den Abschluß des Kleides, die untere den Gürtel bezeichnen.

Den Rest der Funde bilden Thonvasen, deren in diesem Grabe fast so viele gefunden sind wie in allen übrigen zusammen. Sie bestehen aus dem feinen gelbbraunen Thon, der alle Gefäße mykenischer Technik auszeichnet, und sind alle bereits auf der Töpferscheibe und mit sehr dünner Wandung gearbeitet, sodaß sie dieselbe Leichtigkeit besitzen, die einen Hauptruhmestitel der spätern griechischen Vasen bildet. In Bezug auf die

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0252
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

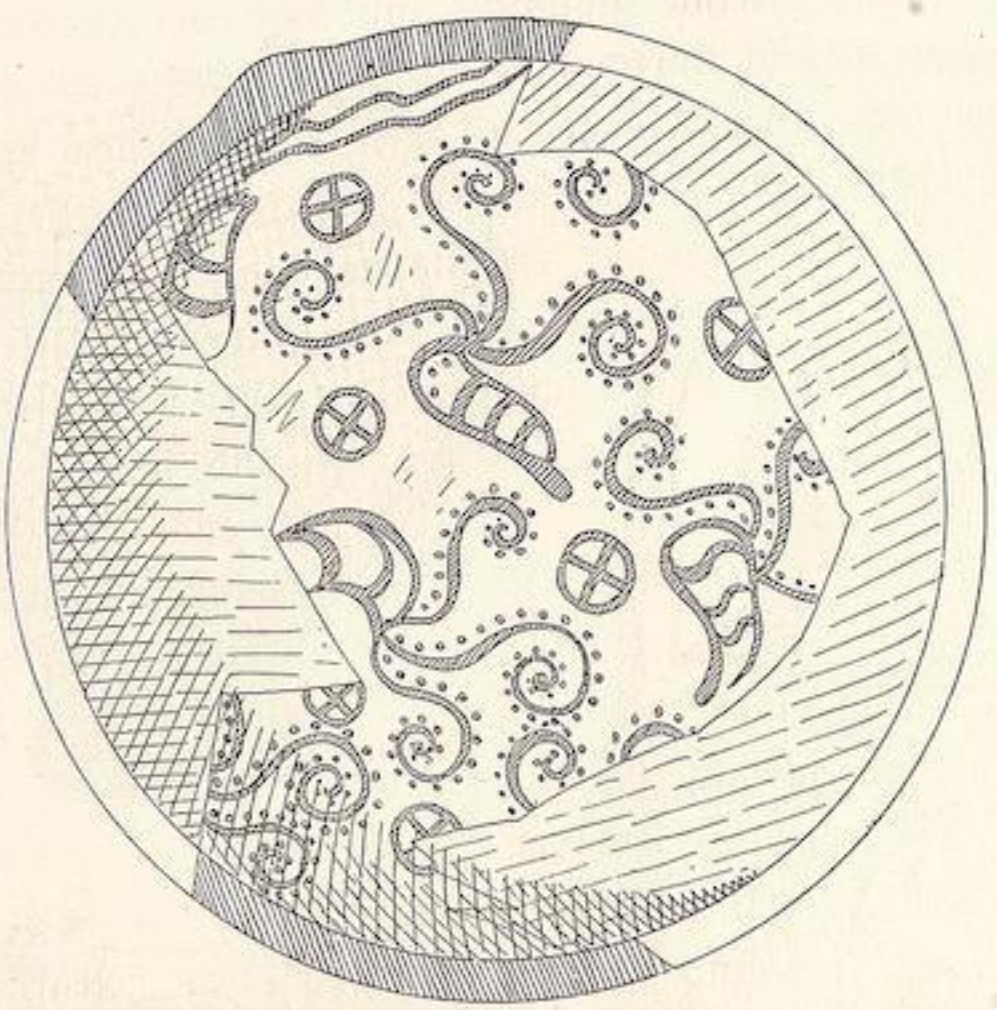
Verzierung sind zwei Klassen zu unterscheiden. Bei der einen und in diesem Grabe hervorragend vertretenen ist dieselbe auf den natürlichen Thongrund mit einem schwarzbraunen glänzen-

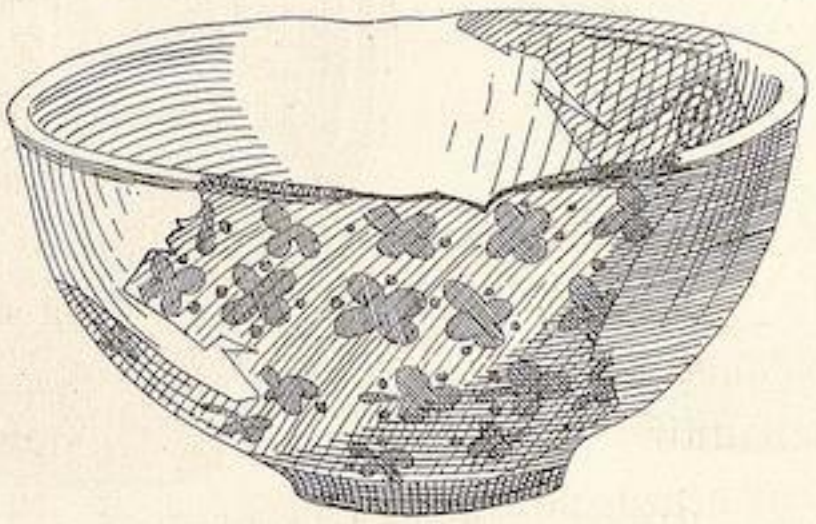
161—163. Thonvasen aus dem I. Grabe (Größe 1:4, 1:3, 1:4).

den Firnis aufgetragen, der, wo er dünn liegt oder gelitten hat, in verschiedenen Tönen blasser bis mattgelbbraun erscheint. Fuß und Hals des Gefäßes sind gewöhnlich einheitlich mit diesem Firnis überzogen, der Bauch dagegen ringsum verziert; und zwar sind die Zierformen sämmtlich von Seepflanzen und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0253
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seethieren entnommen. So sehen wir auf dem Hauptstück (Abb. 161) einen Algenstengel in gewundener Linie aufsteigen, und von ihm beiderseits kleinere Aeste und schöne dreieckige





164 und 165. Thonvasen aus dem I. Grabe.

Blätter ausgehen; in den Zwischenräumen sitzen hier und da fünfarmige kleine Polypen. Auf Abb. 162 scheint eine Doldenblüte zwischen zwei lattichähnlichen Blättern emporzuwachsen. Auf vier andern (Abb. 163) befindet sich zwischen Schlingstengeln

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0254
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

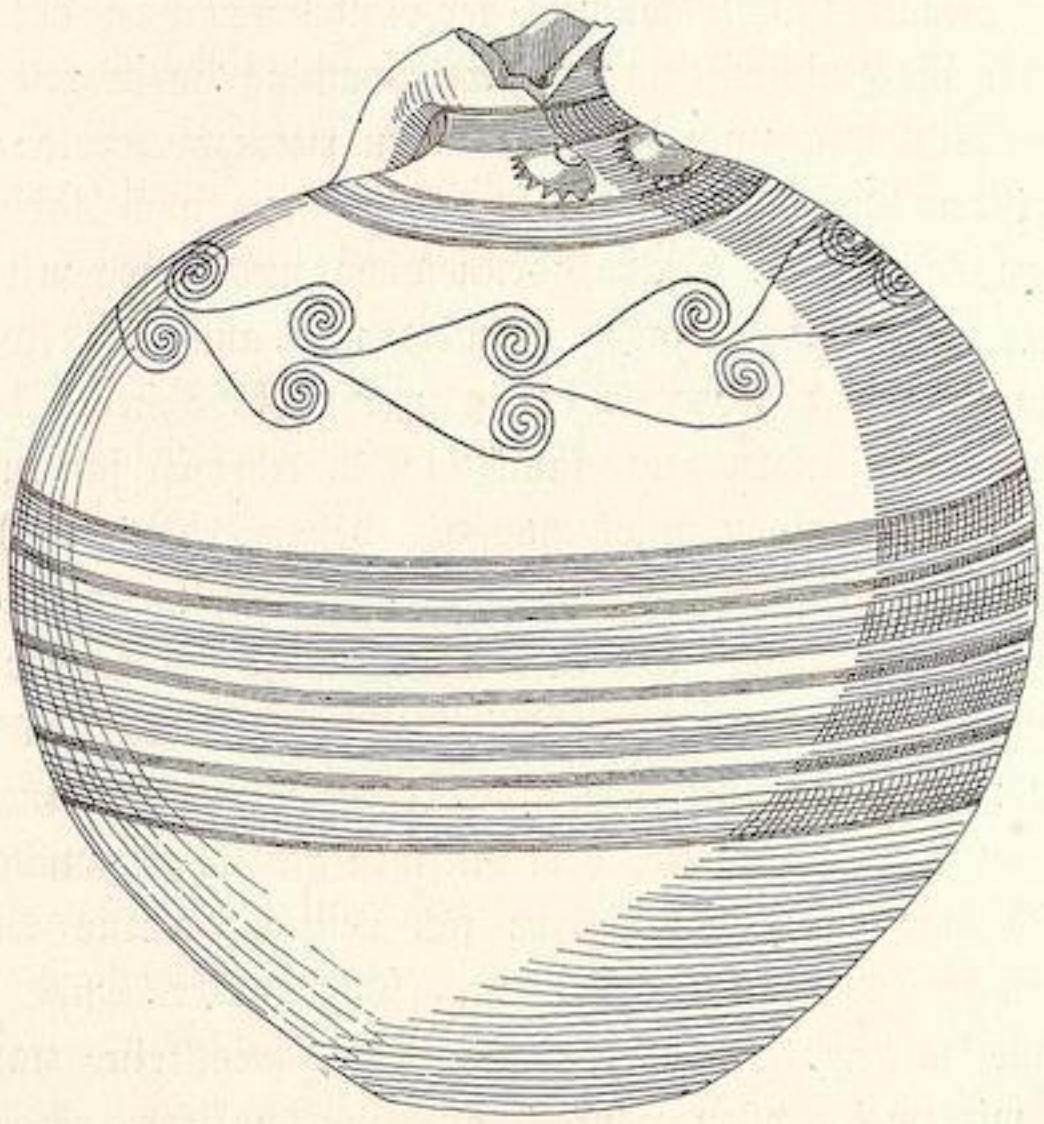
ein eigenthümlicher zweitheiliger Gegenstand, der wol richtig für eine aufgeklappte Muschel erklärt worden ist. Der kleine niedrige Napf (Abb. 164 und 165) zeigt außen Sterne und Punkte, innen kleine Polypen, und zwar die Art der im Mittelmeere häufig vorkommenden Argonauta.

Alle diese Gefäße sind mit dem besprochenen glänzenden Firnis bemalt und zeigen mit einziger Ausnahme des Napfes auch alle die gleiche Form; es sind bauchige Vasen mit breiter, runder Mündung und drei oder vier kleinen Schulterhenkeln. Von ihnen unterscheiden sich scharf die zwei noch übrigen Gefäße aus demselben Grabe, denn diese sind beide mit matter brauner und rother Farbe bemalt, und auch die Form der Ornamente wie die Gestalt der ganzen Gefäße stehen durchaus für sich allein. Das große Gefäß (Abb. 166) ist fast kugelrund und hatte oben einen engen Ausguß, dessen erhaltener Rest auf dieselbe schnabelförmige Gestalt schließen läßt, welche die Vasen aus Grab VI zeigen. Um den Bauch läuft ein großer Gürtel aus abwechselnd breiten rothen und schmalen braunen Linien; auch um den Hals sind zwei breite rothe Ringe gelegt, zwischen denen an der Vorderseite, dem einzigen Henkel gegenüber, zwei plastisch aufgesetzte Brustwarzen sich befinden. Die Schultern ziert ein großes Spiralenornament. Das andere Gefäß, welches ebenfalls mit matter Farbe bemalt ist, zeigt eine napfartige Form mit zwei großen Henkeln an den Schultern. Seine Verzierung besteht wiederum in bloßen horizontalen Streifen und einem Spiralbande.

Das Verhältniß, in welchem in diesem Grabe die Vasen mit Firnis- zu denen mit Mattmalerei stehen, ist zufällig ein für die ganze Klasse der mykenischen Thongefäße gültiges. Furtwängler und Löschcke, die im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts alle wichtigern Stücke jener über die Inseln des Archipelagos bis Rhodos und Kreta, ja auch westlich bis nach Sicilien und Sardinien verbreiteten Vasengattung gesammelt und herausgegeben haben, theilen die ganze Masse der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0255
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Gefäße in die zwei Klassen der mit Glanzfirnis und der mit matter Farbe bemalten, und haben festgestellt, daß die Vasen mit Firnismalerei durchweg Naturobjecte und speciell mit der See in Beziehung stehende, wie Algen, Muscheln, Polypen, Quallen, als Zierath verwenden; die mit Mattmalerei Linear-



166. Thonvase aus dem I. Grabe (Größe 1 : 4).

ornamente, und als solche in erster Linie Spiralen. Sie bringen dann diese lineare Verzierungsart in Beziehung zu dem an den ältesten Culturstätten in Cypern, Thera, Sicilien, Assyrien, Phönizien, wie noch heute vielfach bei barbarischen Stämmen beobachteten System, und erkennen in der Firnismalerei eine echt und allein griechische Uebung. „Nur Griechen, und wer es nachweislich von ihnen gelernt hat, wie z. B. Etrusker, Japygier und gewisse kyprische Fabriken haben mit glänzenden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0256
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

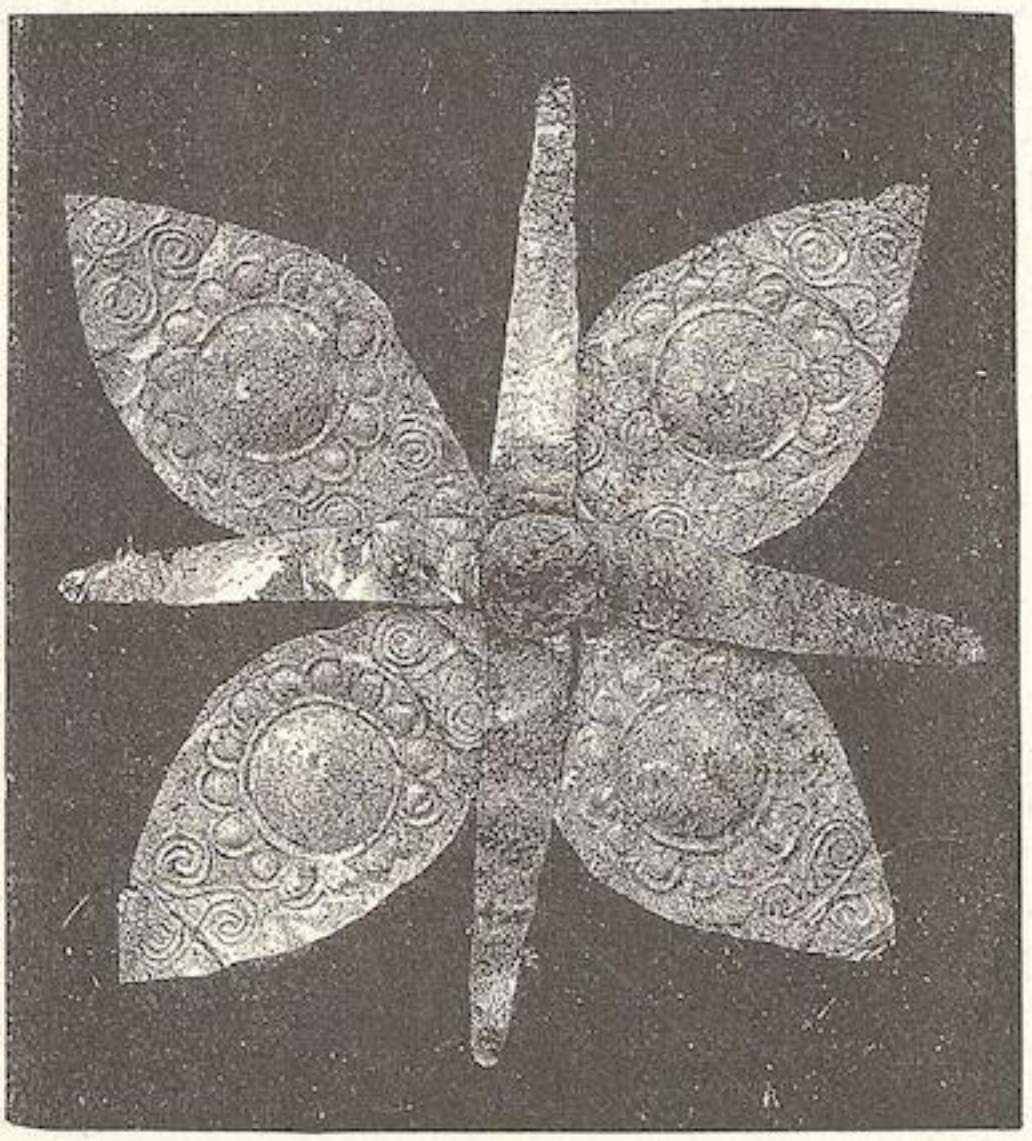
Firnisfarben gemalt; die mykenischen Vasen lassen uns die Anfänge dieser wichtigen Erfindung erkennen."

Wenn daraus auch hervorzugehen scheint, daß die Bemalung von Thongefäßen mit matter Farbe früher in Gebrauch war als die mit Glanzfirnis, so braucht deshalb natürlich nicht jede mattbemalte Vase älter zu sein als eine gefirnißte. Gerade im ersten Grabe sind nach Ausweis der Golddiademe, wie wir oben sahen, die Leichen nahezu gleichzeitig bestattet worden; es können also auch die Gefäße, welche ihnen mitgegeben waren, zeitlich nicht sehr weit voneinander stehen.

Vasen mit Firnis- und Vasen mit Mattmalerei müssen damals nebeneinander angefertigt worden sein, und die Frage, ob mehr von der einen oder mehr von der andern Sorte in einem Grabe gefunden sind, kann für die Bestimmung des relativen Alters desselben nicht ins Gewicht fallen. Eher ist es wahrscheinlich, daß die beiden Techniken nicht an einem und demselben Orte geübt wurden. Die bei der weitern Verbreitung der sogenannten mykenischen Vasenklasse auffallende Einheitlichkeit in Thon, Form und Verzierung, hat längst zu der Ueberzeugung geführt, daß die Vasen nicht überall da angefertigt sind wo sie gefunden wurden, sondern daß ein ausgedehnter Handel zwischen den Inseln und Küsten des griechischen Meeres mit ihnen getrieben wurde. Noch hat aber kein bestimmter Fabrikationsort nachgewiesen werden können. Es ist auch gewiß verfehlt, nur an einen einzigen zu denken. Waren es aber mehrere, so würde es sich leicht erklären, wenn an dem einen Orte noch in althergebrachter orientalischer Weise mit matter Tünche Ornamente gemalt wurden, die der Metallarbeit, den umgelegten Blechreifen und aus Draht gewundenen Spiralen unmittelbar nachgeahmt sind, während an einem andern der Maler sich schon einer neuen leuchtendern Farbe bediente und zu dem Bewußtsein gekommen war, daß er nicht mit einem spröden Stoff, sondern mit dem freien Pinsel hantierte, der ihm alles Lebendige getreulich nachzubilden erlaubte.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0257
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Wir wenden uns jetzt zu den Funden aus dem dritten Grabe, dessen größte Stücke, die Diademe und Gehänge, schon oben besprochen und abgebildet sind. Es haben in diesem Grabe neben den drei erwachsenen auch zwei Kinderleichen gelegen, denen sich verschiedene Stücke leicht zuweisen lassen. Nicht blos die Gesichtchen derselben waren mit kleinen Masken aus Gold-



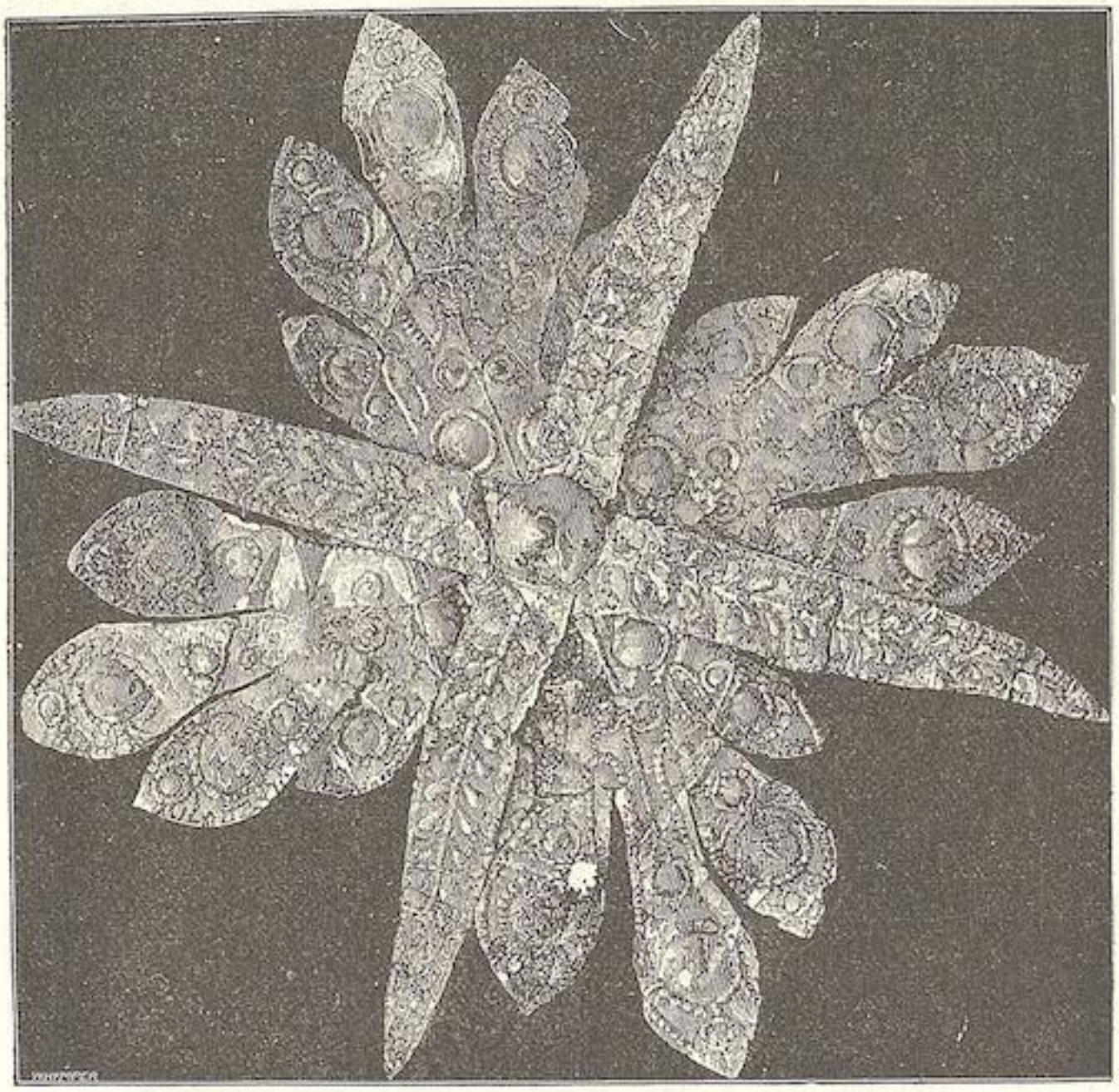
167. Goldenes Kreuz aus dem III. Grabe (Größe 2 : 3).

blech bedeckt, in deren einer die Augen ausgeschnitten, in beiden aber die Formen über dem Antlitz selbst mit der Hand zurechtgebogen waren: auch die Hände und Füße waren in ähnlicher Weise mit Goldblech umwickelt, das noch deutlich die Formen der Finger und Zehen zeigt.

Nach diesen Dingen fallen unter dem Goldschmuck zunächst sechs Kreuze in die Augen, ähnlich den vierzehn aus dem Grabe I, aber reicher gestaltet und verziert. Das einfachste ist in Abb.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0258
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

167, das entwickeltste in Abb. 168 dargestellt. Jedesmal liegt über einem Kreuz aus breiten Blättern noch eins aus ganz schmalen lanzettförmigen, das bei Abb. 167 glatt ist, bei Abb. 168 aber eine lange mit gegenständigen Blättern besetzte Ranke trägt.

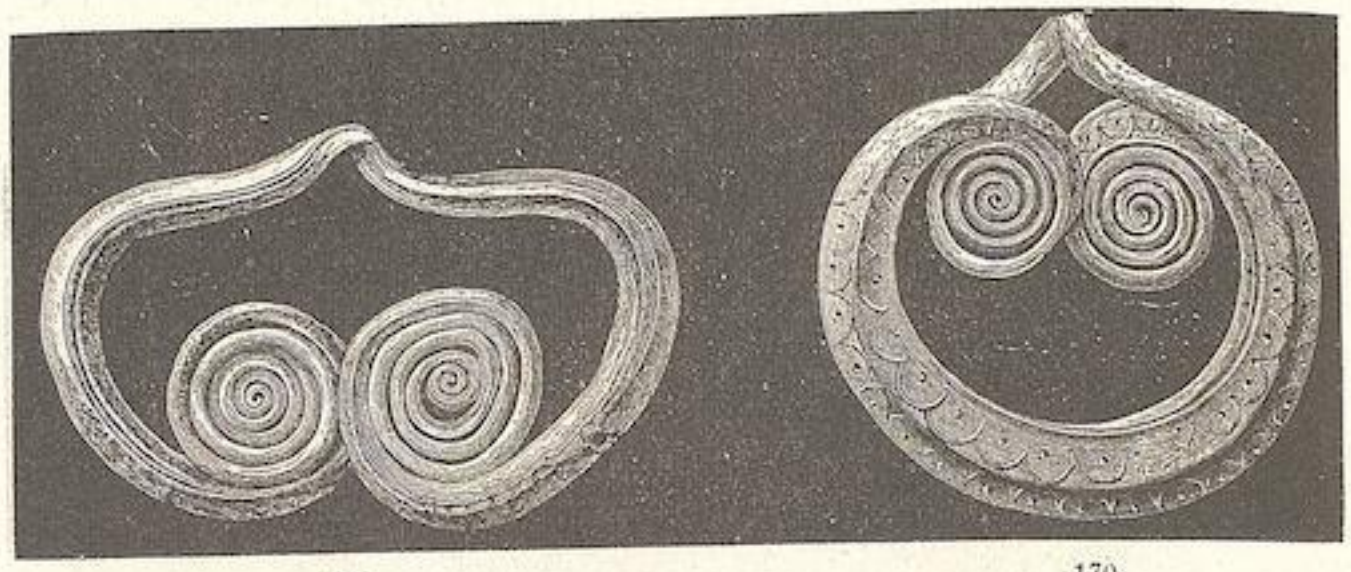


168. Goldenes Kreuz aus dem III. Grabe (Größe 3 : 7).

In den vier Theilen des breiten Kreuzes ist einmal das Lorbeerblatt, das andere mal wol am ehesten ein Feigenblatt nachgebildet. Durch die Mitte der Kreuze geht wieder ein kleiner Stift mit breitem Kopfe; zu einer größern Sicherheit über die Verwendung des Schmucks als in Grab I können wir leider aber auch hier nicht kommen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0259
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Es folgen in unsern Abbildungen drei interessante Stücke (169—171), die bisher theils gar nicht, theils als Locken=



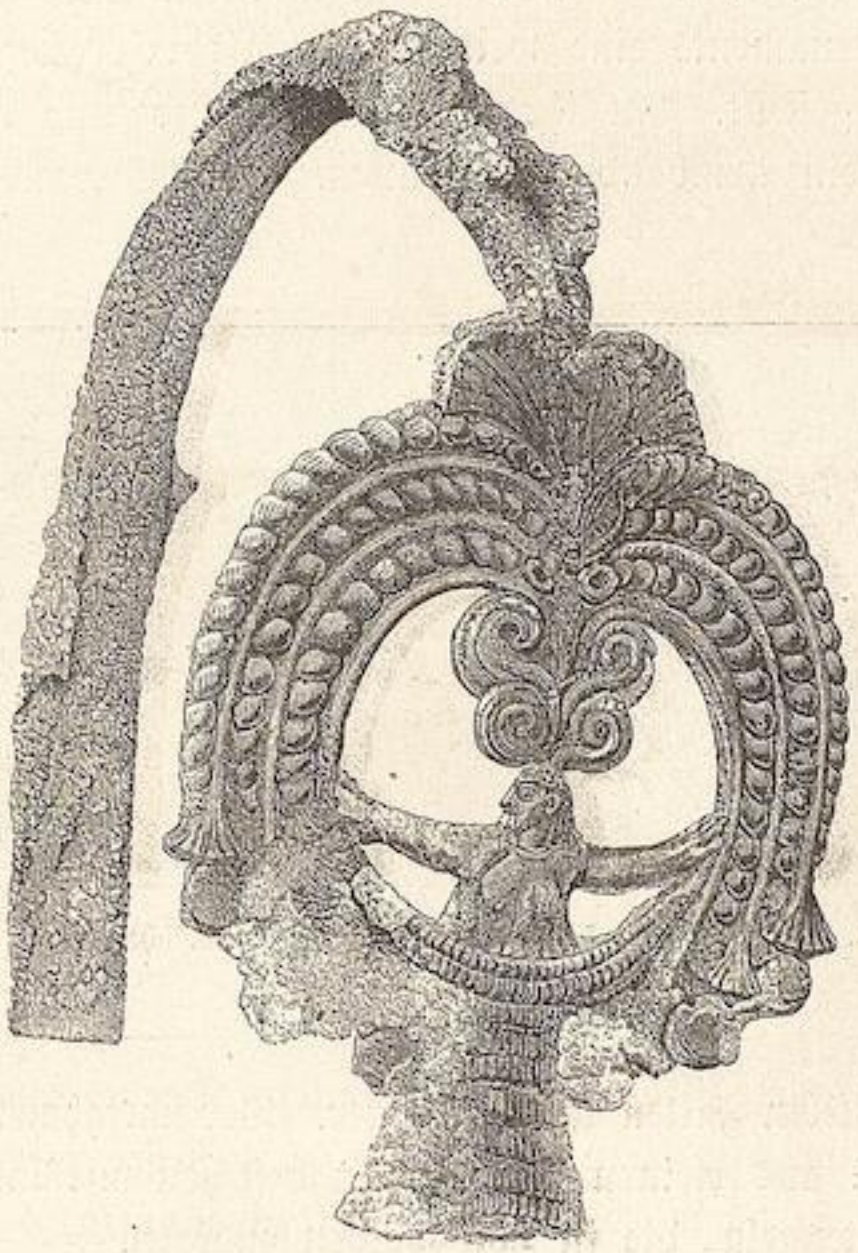
169. 170.

169—171. Goldene Ohrgehänge aus dem III. Grabe (Größe 5:6).

halter gedeutet waren. Trotz ihrer Größe sind es sicher Ohrgehänge. Jedes Stück ist in zwei Exemplaren vertreten. Bei 171 ist oben noch der kleine Ring erhalten, der durch das

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0260
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Ohrläppchen ging, bei den andern ist derselbe zwar verloren, aber die Stelle, wo wir ihn anzunehmen haben, die obere Spitze des Schmucks, ist innen sehr stark ausgeschliffen, sodaß wir für diese Stücke zugleich den Beweis erhalten, daß sie lange im Leben getragen worden sind. Das Gehänge 171 besteht

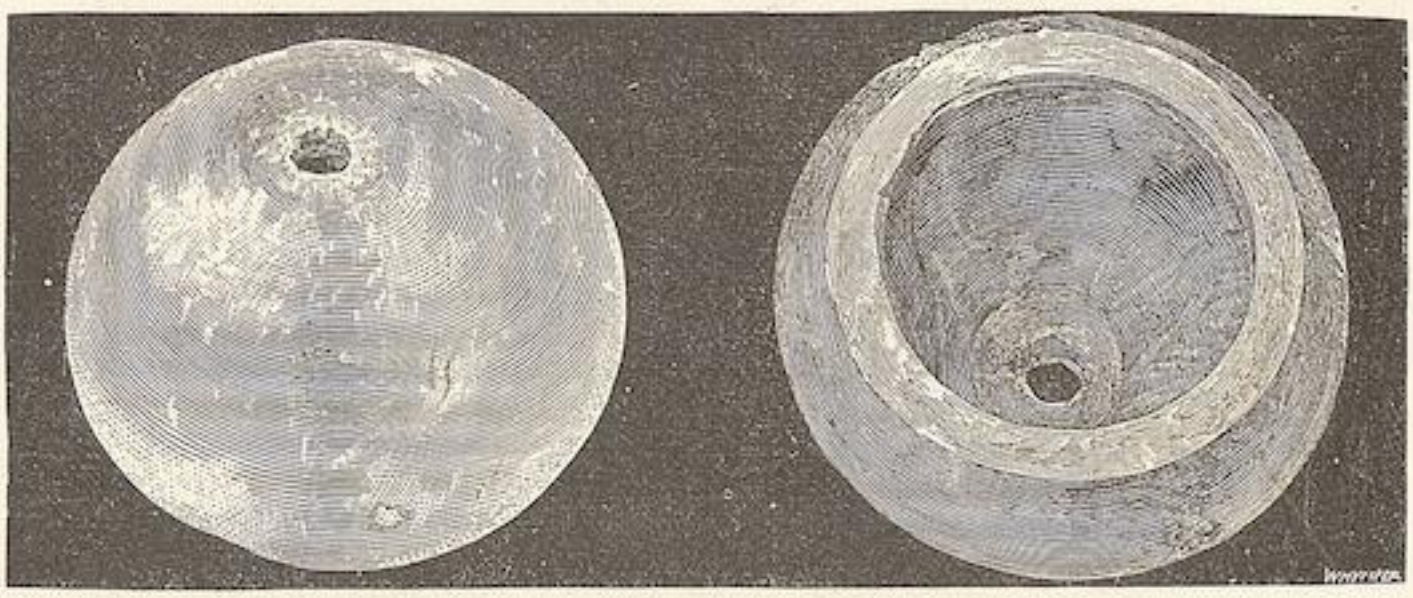


172. Goldene Haarnadel mit silbernem Stift aus dem III. Grabe (natürl. Größe).

aus zwei in getriebener und durchbrochener Arbeit verzierten Goldblechen, die durch Umbiegen der Ränder zusammengefügt waren und sich jetzt voneinander gelöst haben. Dieses Paar wird wol nicht im Leben gebraucht, sondern nur für den Todtenschmuck hergestellt worden sein. Die Verzierungen an 170 sind ciselirt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0261
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Mykenierinnen waren offenbar gewohnt, sich mit Gold geradezu zu belasten. Auch ihre Haarnadeln suchen an Größe und Schwere ihresgleichen. Abb. 172 ist zweifellos eine solche; für eine Brustnadel, als welche sie ursprünglich galt, ist der Stift viel zu breit und lang. Derselbe besteht aus Silber; an seinem umgebogenen obern Ende ist inmitten eines halbbogenförmigen Ornaments eine weibliche Gestalt mit ausgebreiteten Armen dargestellt. An ihr ist ein Halsband und am linken Oberarme ein Armband zu erkennen. Das Gewand fällt in



173. Bergkrystallknopf aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

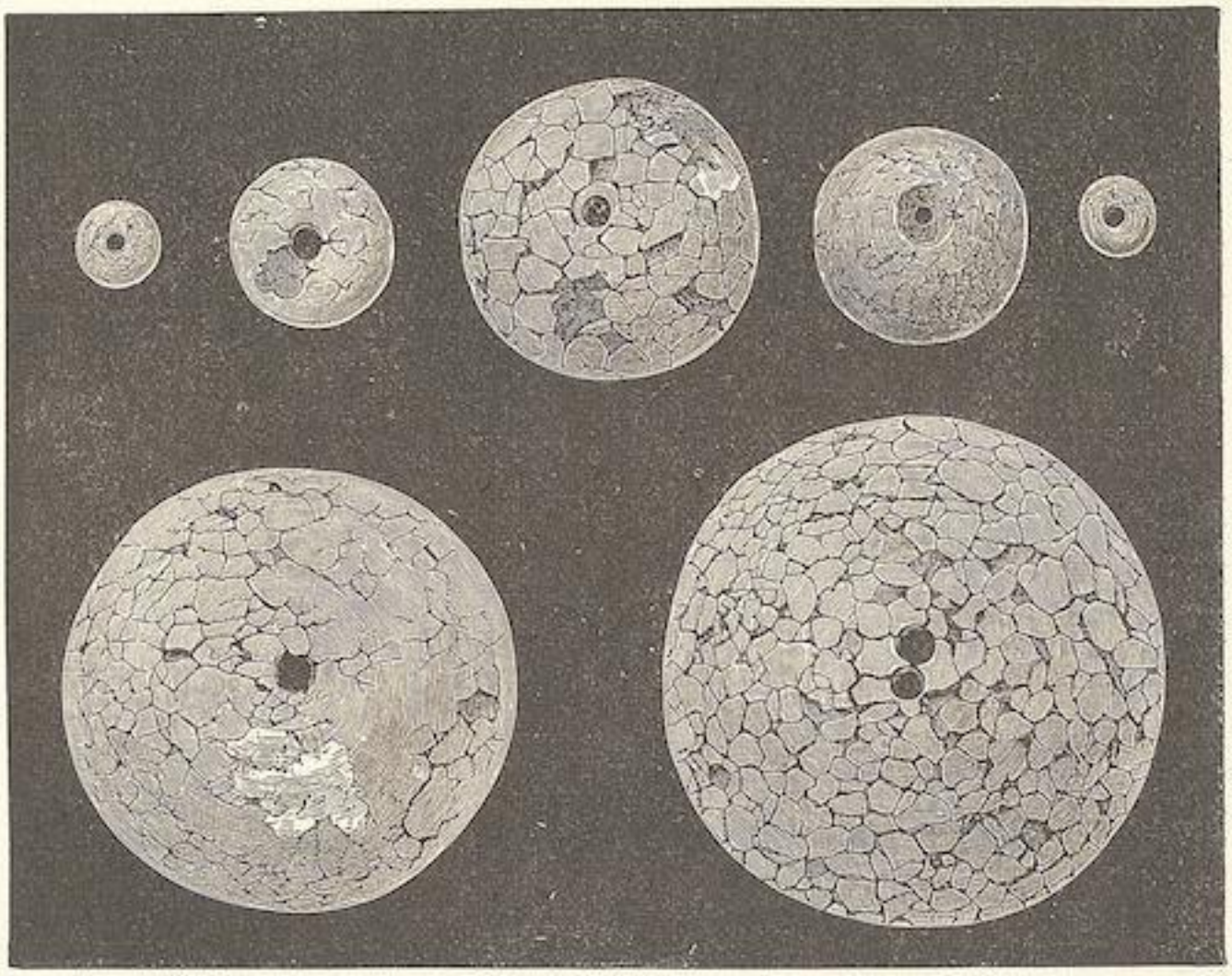
vielen parallelen Falten lang herunter. Der umrahmende Halbkreis scheint aus kleinen Blättern zu bestehen mit lang durchgehenden Stengeln, die in Lotosdolden endigen.

Ebenso haben wir in der in Abb. 173 von zwei Seiten dargestellten Halbkugel aus Bergkrystall den Knopf einer Haarnadel zu erkennen. Dieselbe ist innen ausgehöhlt und zeigt dort Reste einer spitzbogenförmigen Verzierung, in lebhaft rother und weißer Farbe. Es sind auch noch mehrere Goldhülsen vorhanden, unten spitz zulaufend, in denen offenbar bronzene oder hölzerne Stifte gesteckt haben, um das Ganze als Haarnadel, natürlich nur für den Todtenschmuck, zuzurichten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0262
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Welch hoher Kopfschmuck von den mykenischen Frauen getragen wurde, bestätigt auch das Bild auf dem weiter unten abgebildeten außerhalb der Gräber gefundenen großen Goldring. p. 313.

Von Halsketten wurden dann außerordentlich viele Theile gefunden, nämlich erstens sehr viele Bernsteinperlen der verschiedensten Größe (Abb. 174). Sie haben jetzt eine dunkel-



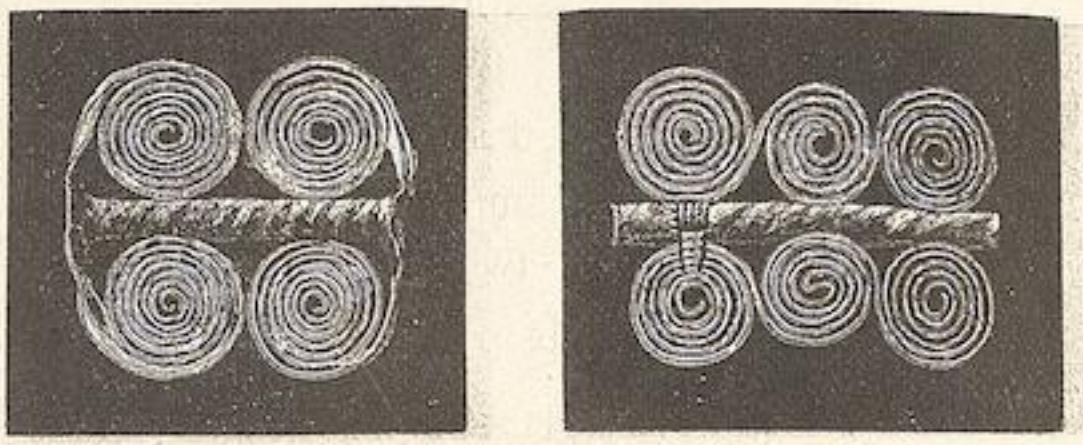
174. Bernsteinperlen aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

braune Färbung und sind sehr rissig geworden. Chemische Untersuchungen, welche Schliemann durch O. Helm in Danzig machen ließ, haben zu dem Resultat geführt, daß dieser mykenische Bernstein nicht dem sicilischen, sondern dem von der Ostsee am nächsten verwandt ist und demnach von dort zu stammen scheint. Der sicilische und oberitalische Bernstein, sagt O. Helm, hat gar keine Bernsteinsäure; nur der Ostsee-Bernstein enthält solche und zwar 3—7 Procent. Die Perle aus den mykenischen Gräbern

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0263
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nun enthielt 6 Procent und dürfte demnach sicher von der Ostsee stammen, denn „es liegen bisher keine Erfahrungen vor, daß ein dem baltischen Bernstein chemisch und physikalisch gleiches Product noch an andern Orten gefunden wird".

Neben den Perlen aus Bernstein sind auch solche von Achat vorhanden, sowie linsenförmige mit Spiralen oder auch mit



175 und 176. Goldene Ornamente von Halsketten (Größe 5 : 6).

bildlicher Darstellung gezierte Gemmen von Sardonyx und Amethyst, und schließlich verschiedenartige, aber immer der Länge nach durchbohrte und also ebenfalls aufgereiht gewesene Orna-

177—179. Goldene Schieber aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

mente aus Gold. Es sind das einestheils die unter 175 und 176 abgebildeten Stücke, die jedesmal in der Mitte eine Röhre und um dieselbe aus Draht gerollte und zusammengelöthete Spiralen zeigen, anderntheils die drei viereckigen Schieber (Abb. 177—179) mit eingetiefter bildlicher Darstellung. Auf dem ersten kämpft ein Mann mit einem Löwen, den er mit der Linken unter dem Halse gepackt hat, während er ihm mit der gehobenen Rechten das Schwert in den Rachen stößt. Der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0264
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Löwe hat seine beiden Vordertatzen in das vorgesetzte Bein des Mannes gekrallt. Der Mann ist nur mit einem badehosenartigen Gewand bekleidet, wie es auf den sogenannten Inselsteinen, den ältesten Gemmen aus dem griechischen Archipel, sich regelmäßig findet und inzwischen durch die neuesten Funde aus dem Kuppelgrabe bei Amyklä näher bestimmt worden ist. Die Darstellung überrascht durch die durchaus ungezwungene und gewandte Stellung besonders der männlichen Figur.

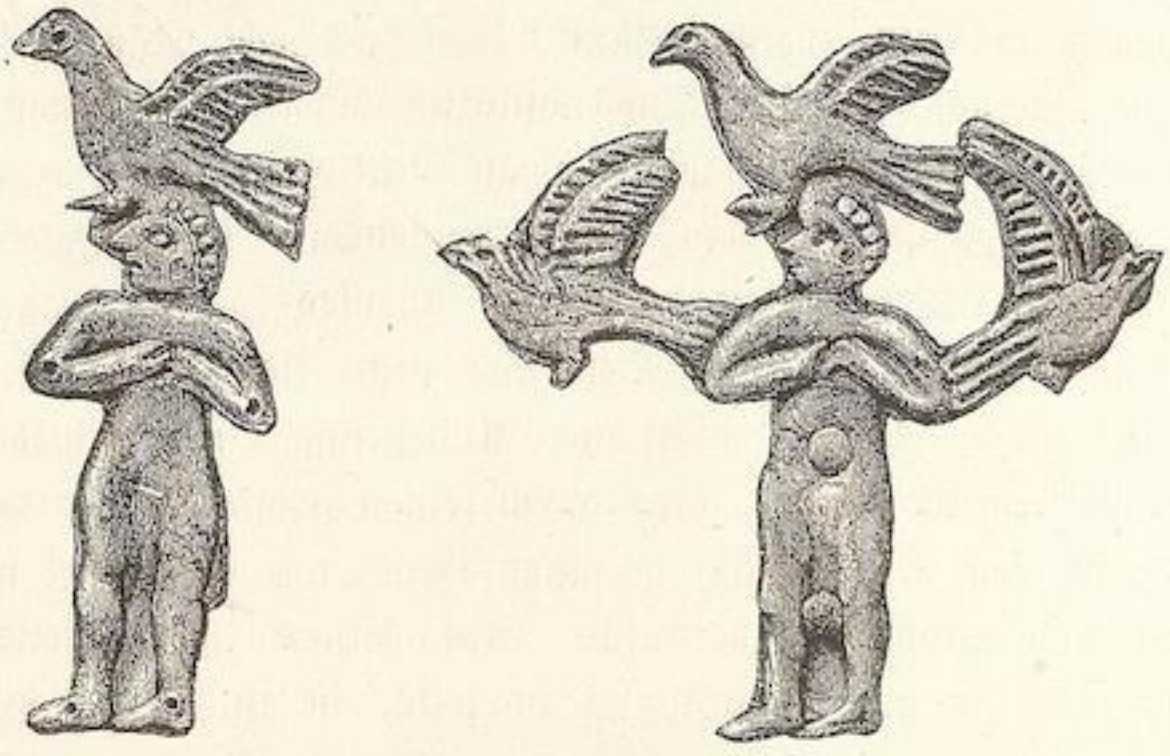
Noch mehr kann man diese Geschicklichkeit des Künstlers bewundern auf dem zweiten Stück, das uns zwei Männer im Kampfe miteinander zeigt. Der von links lebhaft vorstürmende stößt seinem zusammensinkenden Gegner über den Schildrand hinweg das Schwert in den Hals. Der Sieger scheint wieder nichts weiter als das eben besprochene Gewandstück zu tragen. Die Linien hinter seinem Rücken sind nicht klar, sie gehören vielleicht zu der schlecht erhaltenen Andeutung eines Schildes. Der Unterliegende ist fast ganz durch seinen großen Schild verdeckt. Auf dem Kopfe trägt er einen Helm, wie es scheint mit Knauf und großem Federbusch. Auf seinem zweigetheilten Schilde, der in starker Wölbung vortritt, ist ein großer doppelter Kreis von Punkten zu erkennen: das sind ohne Zweifel die Knöpfe, welche in den Männergräbern so massenhaft gefunden sind und uns weiter unten beschäftigen werden.

Auf dem dritten Stück ist ein Löwe dargestellt, der, sich umblickend, eilig nach rechts läuft. Die eingeknickten Knie der Vorderbeine bezeichnen nicht etwa ein Gestürztsein, sondern wie auch noch vielfach in der spätern Kunst bis zum 7. Jahrh., z. B. auf den Metopen von Selinunt, auf schwarzfigurigen Vasen u. s. w. den eiligen Lauf. Unter dem Thier ist offenbar Felsboden angedeutet.

Zum Aufheften auf die Kleider bestimmt war eine große Menge figürlichen Schmucks aus Goldblech. Darunter nehmen einige Darstellungen weiblicher Gottheiten den ersten Platz ein. Abb. 180 und 181 zeigen jedes eine nackte weibliche Figur

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0265
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

aufrecht stehend, die Hände auf die Brust gelegt. Kopf und Füße sind nach links gewendet, der übrige Körper aber in Vorderansicht gebildet, wie es so oft in der ältesten Kunst sich findet. Das Haupt ist von einem mit großen Kugeln geschmückten Diadem umgeben, das den aus dem I. und III. Grabe stammenden unverkennbar ähnlich sieht; über demselben schwebt eine Taube, und je eine solche fliegt bei Abb. 181 auch noch zur Seite weg. Das Stück 180 ist ein einfaches getriebenes



180 und 181. Astartebilder aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

Blech, hinten hohl, und war an sechs Stellen, die durchbohrt sind, aufgenäht. Abb. 181 dagegen war von beiden Seiten zu besehen, denn es besteht aus zwei gleichgearbeiteten Blechen, die durch zwei in der Mitte des Leibes und zwischen den Knien sichtbare Nieten zusammengehalten werden. Wie dieses Stück verwendet war, ist nicht ganz sicher; wahrscheinlich war es die Krone einer Haarnadel. Als zweifellos aber kann es wol angenommen werden, daß beide Figuren die Aphrodite darstellen, die schon als phönikische Astarte die Taube zum Attribut hat und das einzige Wesen ist, welches völlig nackt gebildet wird.

Eine bekleidete sitzende weibliche Gestalt stellt das in zwei Exemplaren vorhandene Goldblech 182 dar. Die Figur sitzt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0266
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

in Vorderansicht, nur die Füße sind wieder zur Seite, der eine nach rechts, der andere nach links gestellt. Die Hände sind auf der Brust zusammengelegt. Die Gewandung des Oberkörpers fällt in großem Bausch über die Brust herunter; der Rock bildet zwischen den Knien eine Falte. Er ist mit zwei Reihen von ringsumlaufenden großen runden Punkten, sowie mehrern einfachen Reifen, die wol als Volants aufzufassen sind, verziert. Die Punkte oder Scheiben dürften identisch sein mit den mehr als 700 in diesem Grabe gefundenen runden Goldblechen (unten Abb. 189—192). Die sitzende Haltung der Figur, die auf der Brust liegenden Arme, die En face-Stellung des Kopfes, alles entspricht so genau dem alten Kybelebild an der Felswand des Sipylos bei Magnesia, welches ja auch in eine sagenhafte griechische Urzeit zurückgeht, daß wir wol in unserm Goldgeschmeide auch Kybele oder die große Mutter Rhea sehen dürfen.

182. Sitzende weibliche Gestalt aus Goldblech aus dem III. Grabe (nat. Größe).

Mancher könnte sich gegen die Annahme sträuben, daß solche Religionsbilder als Schmuck dienten; aber ebenso finden sich in Aegypten kleine Götterbildchen massenhaft zu Hals- und Brustketten gereiht, und es ist kaum etwas anderes, wenn unsere Damen das Zeichen des Kreuzes am Halsbande tragen.

Vielleicht auch noch religiöse Bedeutung hat das in zwei Exemplaren aus diesem und in drei weitern ganz gleichen aus dem Grabe V vorhandene Häuschen Abb. 183. Wir sehen hier in höchst interessanter Weise den ganzen Aufriß eines Gebäudes dargestellt, was von um so größerm Werthe ist, als von den wirklichen Bauten jener ältesten Periode im besten Falle nur der Grundriß gefunden ist. Unsere Goldplättchen stellen zu unterst ein Fundament aus wohlgefügten Quadern dar, darüber folgen drei offenbar von Holzbalken umrahmte Oeffnungen, von denen die mittlere die höchste ist. In der Mitte einer jeden Oeffnung steht eine Säule mit einem aus zwei Platten gebil-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0267
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

deten Capitell darüber. Die kelchförmige Linie, in welcher die Säule steht, bleibt zunächst räthselhaft.

Ueber der mittelsten Oeffnung befindet sich noch ein besonderer Aufbau: es liegen zunächst vier Balken übereinander, darüber folgt ein umrahmtes Viereck, das von zwei mit dem Rücken aneinanderstoßenden Halbkreisornamenten gefüllt ist und

183. Tempelchen aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

oben von einem eigenthümlichen Aufsatz überdeckt wird. Die Ecken der niedrigen Seitentheile des Baues sind ebenfalls durch Aufsätze abgeschlossen, und auf jedem derselben sitzt eine Taube.

Die Dreitheilung der Façade findet sich ebenso auf den lykischen Grabdenkmälern, welche die Hausform, und zwar die aus Holz construirte, nachahmen; daß sie überhaupt für die ältesten Bauten der griechischen Welt typisch ist, haben die gefundenen Grundrisse der Paläste von Troja, Tiryns und Mykenä uns gezeigt, an deren Front jedesmal zwei Säulen zwischen zwei Anten stehen. Was aber den Aufbau in der Mitte be-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0268
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

trifft, so beweist uns dieser in sehr erwünschter Weise die längst von verschiedenen Seiten vermuthete basilikenartige Construction jener ältesten Gebäude: ein erhöhtes Mittelschiff zwischen zwei Seitenschiffen. In den die Seitenschiffe überragenden Wänden des Mittelschiffes waren die Fenster angebracht, die Licht und Luft einließen und zugleich dem Rauch des großen Herdes Abzug gewährten. So hat Dörpfeld schon das Dach des Palastes von Tiryns, dessen Grundriß ja allein vollständig erhalten ist, sich gedacht, wenn er auch dort aus besondern Gründen die Ueberhöhung nicht für die ganze Länge des Hauptsaales bis zur Vorhalle hin, sondern nur über den vier Säulen in der Mitte glaubte annehmen zu müssen. Unsere Goldplatte aber scheint ein Gebäude darzustellen, bei dem die Dreischiffigkeit bis zur Front durchgeführt war, denn hätte der Oberbau nur ganz hinten auf dem Dache sich befunden, so wäre er für den vor der Façade Stehenden nicht sichtbar gewesen, und demnach wol nicht so, wie es hier geschehen ist, über dieselbe gesetzt worden.

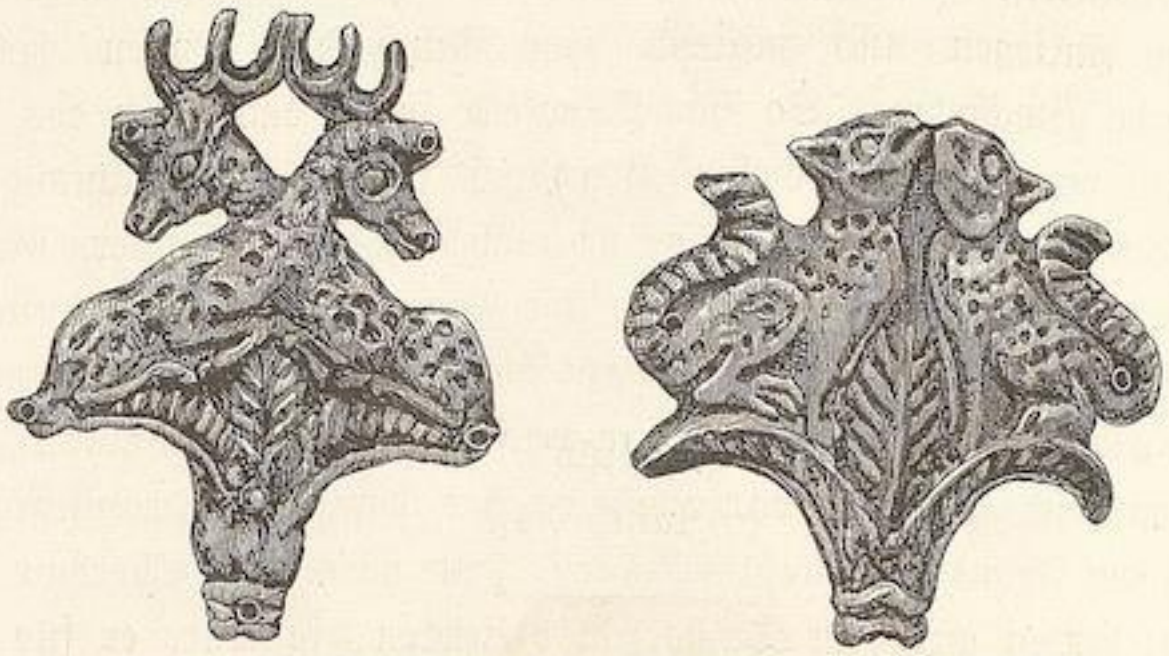
In dem Viereck jenes Oberbaues werden wir demnach ein Fenster erkennen dürfen, in dem die Halbkreise nur zur Füllung des Raumes oder zur Verzierung der Läden angebracht sind. Ebenso ist dann wol die in den untern Oeffnungen unter den Säulen laufende Bogenlinie aufzufassen: entweder als bloße Füllung des Leeren oder als Verzierung der Thür. Räthselhaft bleibt immerhin noch die Stellung der Säulen selbst in der Mitte der Eingänge. Vielleicht wollte man Säulen oder Säulenreihen, die im Innern standen, zeigen, und ließ ungeschickterweise durch jeden Eingang eine sehen.

Den Aufsatz auf dem Mittelbau möchte ich nicht als Altar auffassen, wie wol andere geneigt gewesen sind zu thun, sondern einfach als Akroterion. Die Tauben auf den Ecken freilich deuten zu sehr auf den Aphrodite- resp. Astartecult, als daß man das Ganze für ein Profangebäude halten dürfte.

Die übrigen zum Aufnähen bestimmten Schmuckstücke zeigen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0269
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

zumeist zwei Thiere wappenartig gegeneinander gekehrt, wie wir es ja schon bei den Reliefs des Löwenthors kennen gelernt haben. Einmal sind es Hirsche (184), 10 Exemplare, ein andermal katzenähnliche Geschöpfe (185), die von einer Palmenkrone



184 und 185. Goldbleche aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

wie von einer Console getragen werden. Auch Schwäne kommen vor und Adler, die somit die ältesten Doppeladler bilden. Als Beispiele eines Thieres allein finden sich neben Füchsen oder

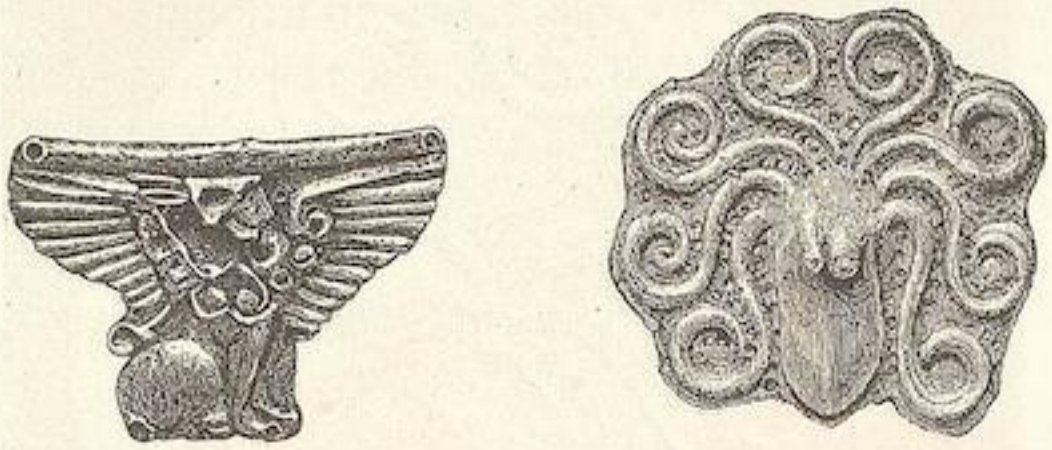
186. Fliegender Greif aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

Schakalen sechsmal die in Abb. 187 dargestellte Sphinx, und in einem Exemplar der fliegende Greif (Abb. 186). Einige dieser Stücke waren auf Nadeln befestigt und haben demnach wol als Haarschmuck gedient.

Aber die meisten von ihnen zeigen keine Durchbohrungen, wie z. B. das mit dem Tintenfisch (Abb. 188), von dem es 18, und ein ganz ähnliches Stück, von dem es 11 Exemplare

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0270
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gibt, sodaß man nicht recht weiß, wie sie befestigt waren. Und dazu ist nun in diesem Grabe noch eine Zahl von nicht weniger



187 und 188. Sphinx und Tintenfisch aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

als 701 größern runden Goldplättchen gefunden, von denen sich auch nur vermuthen läßt, daß sie zum Schmuck der Ge-

189. Goldblatt aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

wänder dienten. An keinem von ihnen ist eine Spur der einstigen Anbringungsart erhalten. Schliemann fand sie „sowol

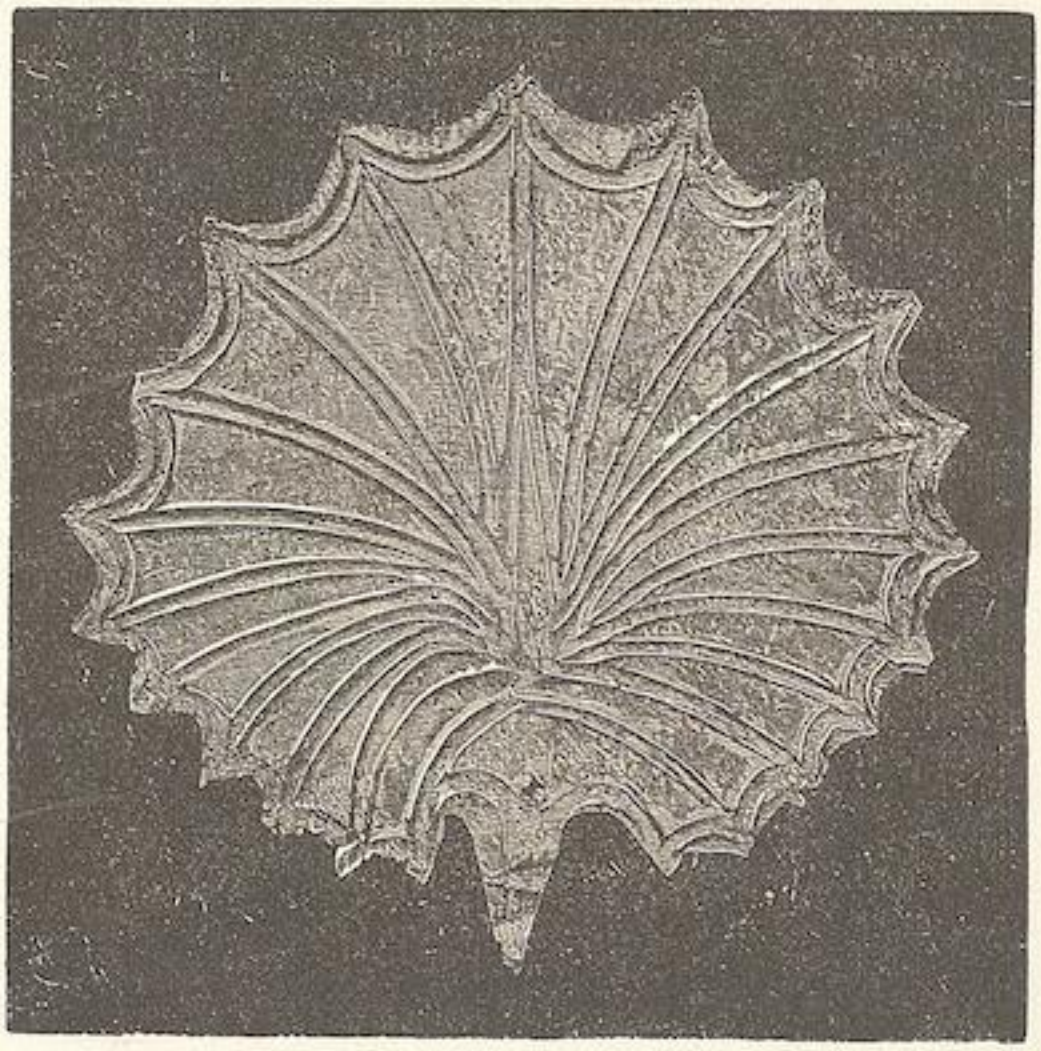
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0271
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

190 und 191. Goldblätter aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0272
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

unter als über den Gerippen und um dieselben herum". Sie könnten demnach vielleicht mit irgendeinem Klebestoff auf den Gewändern befestigt gewesen sein, sodaß sie mit diesen die Körper rings umgaben (Abb. 189—192).

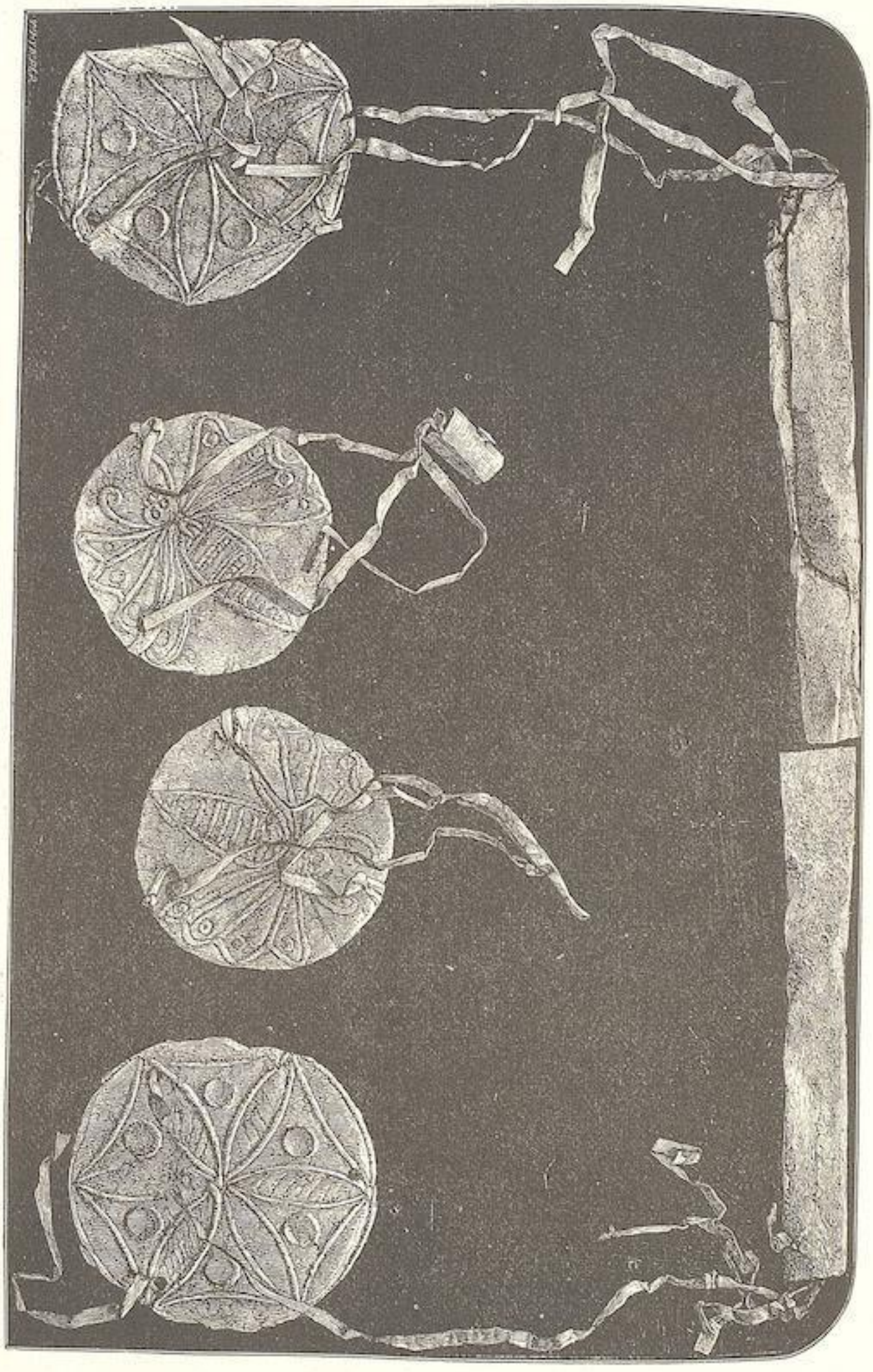
Die Verzierungen dieser hervorragend schönen und sorgfältig gearbeiteten Blätter zeigen uns die mykenische Technik in



192. Goldblatt aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

der ganzen Reichhaltigkeit ihrer Ornamentik. Es sind hier schon die beiden Stilarten, welche wir bei den Vasen des ersten Grabes unterscheiden konnten, in gleicher Weise vertreten: in Nachahmung von Naturobjecten, die allerdings nicht getreu copirt, sondern stilisirt werden, werden Tintenfische, Schmetterlinge, Palmblätter dargestellt; in Erinnerung an die alte Metalltechnik Verzierungen aus Kreisen, Schlangenlinien, Spiralen zusammengesetzt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0273
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



193. Wage aus Goldblech aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 5 : 7).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0274
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Dieselben runden Blätter, einmal mit einem Schmetterling, einmal mit einem Blatt- und Kreisornament verziert, sind benutzt als Schalen für zwei kleine Wagen, die offenbar nur für den Todtenapparat angefertigt sind (Abb. 193). Von dem

194. Bronzene Messerklinge aus dem III. Grabe.

Wagebalken ist nur die Goldblechhülle vorhanden, in der ein hölzerner oder bronzener Stab gesteckt haben muß; die Fäden, welche die Schalen tragen, sind ganz dünne Streifen Goldblech. Ob eine solche Wage die übersinnliche Bedeutung hat, welche Schliemann in ihr sieht, daß nämlich, ebenso wie auf ägyptischen Grabgemälden, die guten und die bösen Thaten der Verstorbenen auf ihr gewogen werden sollen, oder ob nicht in der klaren naiv-realistischen und allem Mysticismus so sehr abgeneigten griechischen Denkungsart für die brave Hausfrau die Wage als eine ebenso nothwendige Beigabe erscheinen mußte, wie es für den Mann Schwert und Becher sind, mag ich nicht entscheiden. Jedenfalls wäre es nicht der einzige Haushaltungsgegenstand, der in diesem Frauengrabe gefunden wurde. Es stammt aus demselben auch eine bronzene Messerklinge, die nach ihrer Form weder einem Schwert noch einem Dolch angehört haben kann,

195. Alabasterlöffel aus dem III. Grabe (Größe 7 : 10).

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0275
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

und deshalb wol dem Küchengeräth zuzuweisen ist (Abb. 194); und demselben Gebiete gehört der in Abb. 195 dargestellte Alabasterlöffel an, der die Form von zwei aneinander gelegten hohlen Händen hat. Auch in der Unterstadt, hat Tsuntas beobachtet, finden sich kleine Messer immer gerade in Frauengräbern.

An weitern Goldfunden ist ein Becher vorhanden (Abb. 196), mit zwei Reihen von Fischen hübsch verziert; die ganze Höhlung ist aus einem Stück Blech getrieben, der Henkel angenietet.

196 und 197. Goldener Becher und Dose aus dem III. Grabe (Größe 3:8).

An der daneben abgebildeten goldenen Dose (197) ist ebenfalls nichts gelöthet, sondern der Boden nur durch Umbiegen des Randes befestigt. Der Deckel ist durch einen Draht mit dem Haupttheil verbunden, ebenso wie es auch bei den folgenden drei Stücken der Fall ist. Dasselbe Verschlußsystem ist oft bei den trojanischen Vasen angewandt, ebenso wie bei Homer Kistendeckel durch einen Strick mit künstlich geschlungenem Knoten befestigt werden. Im übrigen sind die Gefäße Abb. 199—201 außerordentlich klein. Das eine ist eine ganz niedrige runde Dose, die beiden andern haben Amphorenform, und zwar besteht das eine mit Blattwerkverzierung aus zwei aufeinander gestülpten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0276
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Stücken, von den andern glatten ist noch ein etwas größeres Exemplar vorhanden. Ich vermuthe, daß diese Miniatur-Wasserkannen und Dosen, in Nachahmung der Beigabe von wirklichen Gebrauchsgegenständen bei Erwachsenen, zu den Kinderleichen gelegt waren.

198. Scherbe eines Gefäßes aus ägypt. Porzellan (nat. Größe).

Einige weitere Vasen aus Silber und ein Becher aus demselben Material, sowie kupferne Kessel u. dgl. bedürfen keiner nähern Besprechung und Abbildung. Unter den Stücken dagegen aus sogenanntem ägyptischen Porzellan — einer feinen weißen Masse mit sandartigem Korn — ist eine Scherbe mit dem behelmten Kopfe eines Kriegers von großem Interesse. Derselbe wird hier zum ersten male abgebildet (Abb. 198). Das Gesicht ist im Profil dargestellt.

199—201. Goldene Gefäße aus dem III. Grabe (Größe 2:3).

Es zeigt eine starke Nase und ein großes vorquellendes Auge, dessen Stern in schwarzer Farbe angegeben ist. Der Hals wird verdeckt durch den bis hierher reichenden großen Schild. Der Helm ist niedrig und schließt sich dicht an die Kopfform an. Er besteht aus mehrern übereinander sich aufbauenden Schichten, deren jede für sich geflochten ist, wahrscheinlich aus Leder-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0277
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

riemen. Am Ohre ist der Ansatz des Kinnriemens zu sehen. Oben auf dem Helme ist vorn ein hornähnlicher Aufsatz und in der Mitte der Rest eines zweiten zu sehen. Wie dieser oben endigte, ist leider nicht mehr zu erkennen.

Aehnliche hornähnliche Aufsätze hat der Helm der Krieger an der großen außerhalb des Grabes gefundenen Vase, aber sie sitzen dort beide vorn, und der ganze Helm ist auch anders gestaltet. Näher steht die Form des Helmes der Schardana (Abb. 202), die als Feinde der Aegypter auf den Urkunden Ramses' III. abgebildet sind. Dort sehen wir wieder das niedrige, dicht am Kopf anliegende Halbrund, vorn und hinten ein Horn und in der Mitte einen Knauf. Unter den Schardana werden gewöhnlich die Sar-

202. Helm der Schardana.

203. Vase aus dem III. Grabe (Größe 7 : 10).

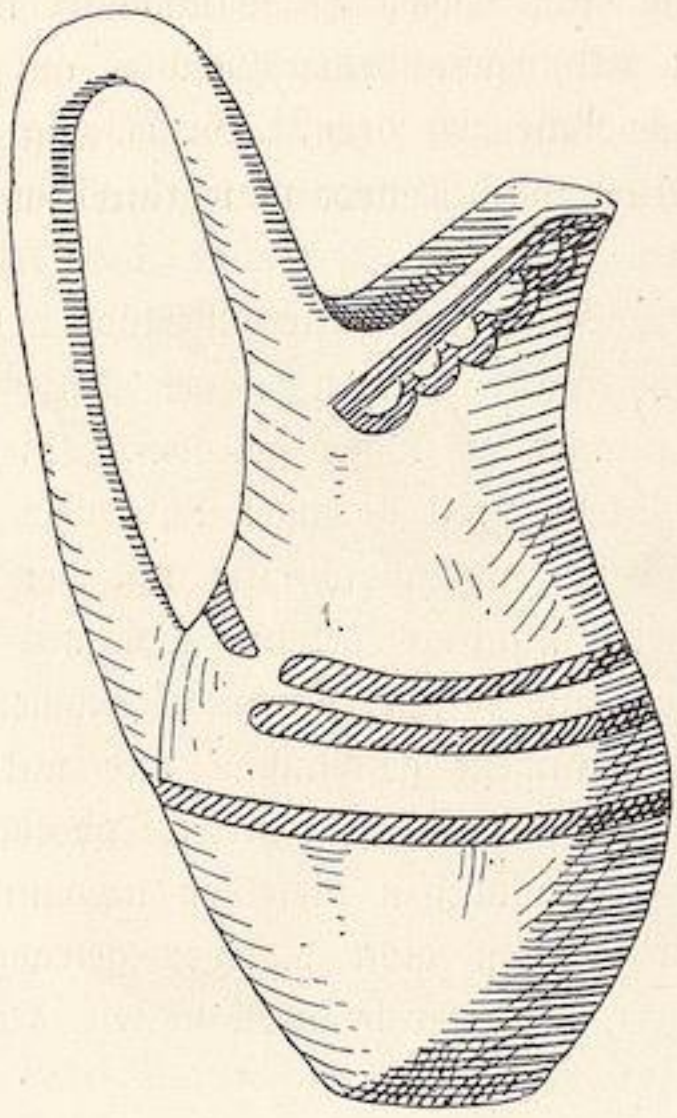
der verstanden, und es könnte demnach wol sein, daß die in Rede stehende Form und Bekrönung des Helmes von Kleinasien nach Mykenä gekommen wäre.

An bemalten Vasen ist in diesem Grabe nur das eine Exemplar Abb. 203 gefunden worden. Dasselbe zeigt in glänzender Firnismalerei eine Verbindung der linearen mit der bildlichen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0278
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Decoration. Der Bauch ist von zwei Bändern umzogen, in der obern Partie stehen in Kreisen, die durch Striche verbunden sind, Palmblätter.

Im Museum sind den Funden aus diesem Grabe einige kleine Gefäße beigesellt, die nicht aus ihm stammen, sondern eine ganz eigenartige Herkunft haben. Schliemann berichtet darüber:



204. Thonvase neben dem III. Grabe gefunden (Größe 4 : 5).

„Ungefähr 9 Fuß oberhalb der Oeffnung des dritten Grabes entdeckte ich neben demselben, auf dem Abhange des Felsens, in einer Tiefe von 21 Fuß unterhalb der frühern Bodenfläche eine Menge Skelette von Menschen, welche augenscheinlich nicht auf dem Scheiterhaufen gewesen, aber so sehr von der Nässe zerstört

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0279
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

waren, daß keiner der Schädel gerettet werden konnte. Die einzigen bei diesen Gerippen gefundenen Gegenstände waren Messer von Obsidian und fünf sehr hübsche ohne Töpferscheibe gemachte Vasen." Eine von ihnen wird in Abb. 204 dargestellt. Sie bestehen, im Gegensatz zu den sonstigen Vasen, aus ziemlich grobem rothen Thon. Die Verzierungen, einfache Reifen und Bogenlinien, sind mit dunkelvioletter matter Farbe auf einen gelbgrünen, ebenfalls matten Ueberzug aufgetragen. Die Gefäße gehören somit zu der großen Gruppe mit Mattmalerei, stehen aber nach ihrer rohen Herstellungsart wenigstens unter dem in Mykenä selbst gefundenen Geschirr auf der niedrigsten Stufe. Nur eine Vase aus dem II. Grabe zeigt genau dieselben Eigenthümlichkeiten, sonst könnte man glauben, in diesem merkwürdigen Funde auf der Oberfläche des Felsens eine den Schachtgräbern vorausgehende ältere Periode vor sich zu haben. Bei den neuesten Gräberfunden in der Unterstadt sind ganz ähnliche Erscheinungen zu Tage getreten. Vielfach lagen vor der Grabesthür Skelette mit geringen und rohen Beigaben, aber doch allem Anscheine nach gleichzeitig mit den im Grabe Beigesetzten bestattet. Tsuntas erkennt wol mit Recht hier die homerische Sitte, nach welcher einem vornehmen Todten Sklaven oder Kriegsgefangene geschlachtet und mit ihm begraben wurden. Ebenso werden sich die Skelette oberhalb der Schachtgräber erklären, nur müssen dieselben alsdann statt zu dem Frauengrabe III zu dem dicht daneben gelegenen Grabe IV, in welchem mehrere Männer bestattet waren, gehören.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0280
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

6. Das zweite Grab.

Das zweite Grab zeigt die kleinsten Maße von allen 2,75 : 3 m. Es hat nur eine Leiche enthalten, und zwar, wie die Beigaben erkennen lassen, eine männliche; denn es wurden sowol die Bruchstücke eines bronzenen Schwertes, wie auch die um-

205. Becher aus dem II. Grabe (Größe ungefähr 9 : 10).

stehend abgebildete Lanzenspitze (Abb. 206) aus demselben Metall gefunden. Dieselbe endigt unten in eine runde auf dem Schaft aufsitzende Hülse, an der sich eine Oese befindet, vielleicht zum Befestigen des räthselhaften beutel- oder fähnchenähnlichen Gegenstandes, den wir an den Lanzen der großen Kriegervase (s. unten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0281
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

206. Bronzene Lanzenspitze aus d. II. Grabe (Größe ungef. 1 : 5).

Abb. 284) angebracht sehen. Sodann war noch der goldene Becher (Abb. 205) im Grabe, der wieder aus einem Stück Goldblech getrieben und dessen einziger Henkel angenietet ist. Um den obern Theil läuft ein aus Spitzbogen zusammengesetztes Ornament, um die Mitte und um den Fuß je zwei erhabene Streifen, deren schräge Schraffirung das sogenannte Grätenornament bildet.

Machen diese Gegenstände es sicher, daß ein Mann im Grabe bestattet war, so kann es zunächst auffallen, daß dazu ein goldenes Band (Abb. 207) sich fand. Freilich hat dasselbe eine ganz andere Form als die aus den Frauengräbern bekannten Diademe. Es ist viel schmäler und verbreitert sich in der Mitte nur sehr wenig, sodaß es den Binden, welche wir noch in späterer und spätester griechischer Zeit Königen und Dichtern um das Haupt gewunden sehen, nahe kommt, und immerhin ein männliches Kopfband sein könnte. Aber die folgenden Gräber werden uns zeigen, daß diese Bänder oft in weit größerer Zahl im Grabe lagen, als Leichen in demselben vorhanden waren,

207. Goldenes Band aus dem II. Grabe.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0282
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

und daß einige von ihnen sich um Armknochen gewickelt fanden. So werden wir sie wol alle als Armbänder, und zwar von Männern, zu betrachten haben. Auf den Darstellungen z. B. des auf dem Stiere reitenden Mannes in Tiryns finden sich

208. Thonvase aus dem II. Grabe (Größe ungefähr 1 : 3).

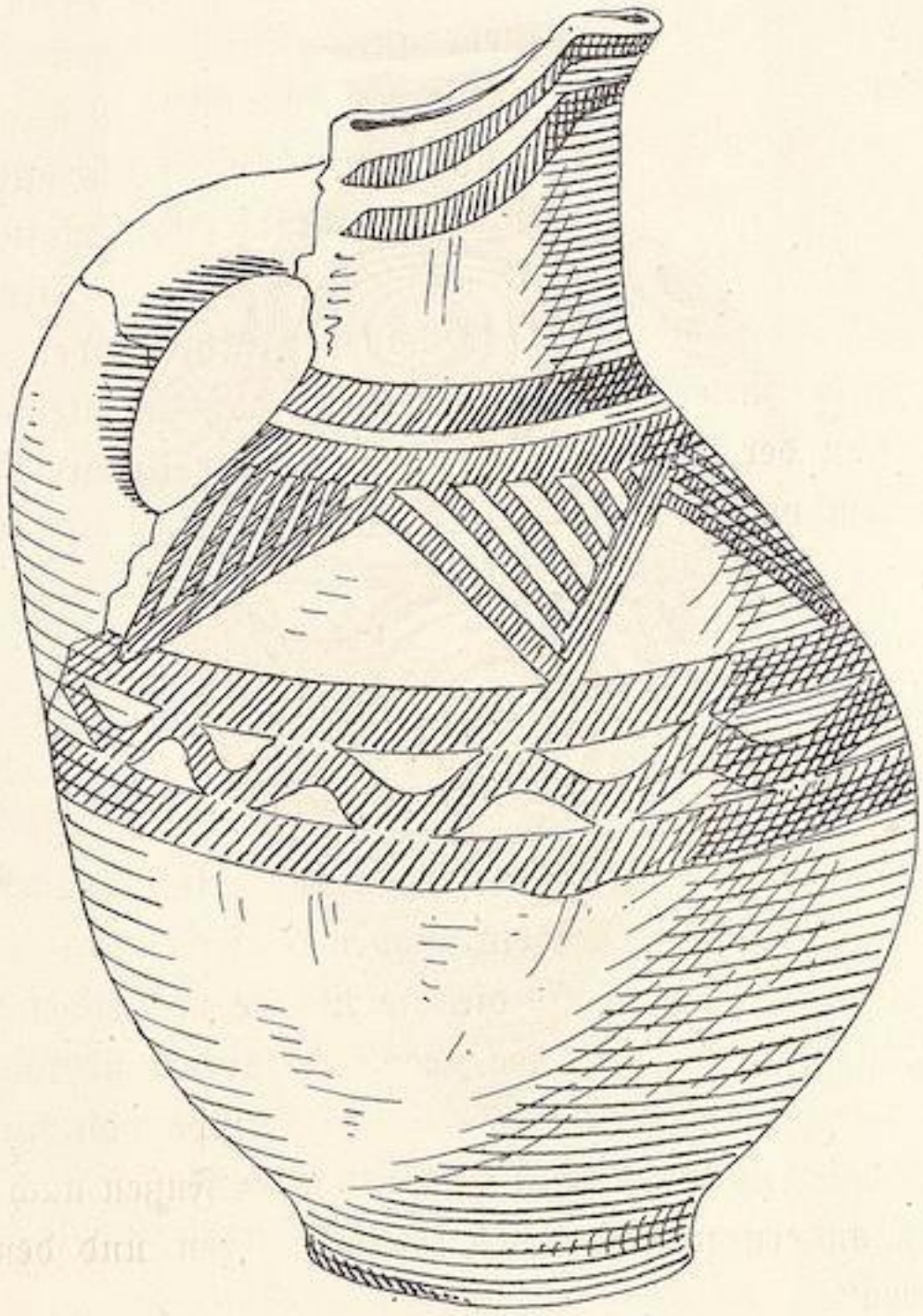
ja auch solche Bänder an den Hand- wie an den Fußgelenken und an den Knien angegeben.

Bezüglich der Verzierung unsers Bandes ist bemerkenswerth, daß in der Hauptsache, in den großen durch Tangenten verbundenen Kreisen mit kleinern runden Buckeln neben den Tangenten, sich genau das Ornamentationssystem der einzigen Thonvase des dritten Grabes (s. oben Abb. 203) wiederholt; nur sind

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0283
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

die großen Kreise dort mit Palmblättern, hier mit einer Rosette aus schräggestellten Blättern gefüllt. Das zweite Grab dürfte demnach dem dritten zeitlich sehr nahe stehen.

An sonstigen Gegenständen sind in diesem Grabe gefunden:



209. Thonvase aus dem II. Grabe (Größe ungefähr 1 : 2).

ein kleines Messer, ferner drei Vasen aus sogenanntem ägyptischen Porzellan und zwei bemalte Gefäße. Das eine der letztern (Abb. 208) ist von eigenartiger Form. Es hat keinen Henkel, läuft nach unten sehr spitz zu, ist dort durchbohrt und hat demnach vielleicht als Trichter gedient. Es ist mit roth-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0284
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

braunem Firnis auf gelbem Thongrund decorirt. Um Hals, Bauch und Fuß liegen Reifen, in den beiden Zwischenräumen große, aber ziemlich flüchtig hergestellte Spiralen. Die zweite bemalte Vase ist diejenige, deren nahe Verwandtschaft mit den am Rande des dritten Grabes gefundenen Stücken schon hervorgehoben wurde (Abb. 209). Sie besteht aus grobem rothen Thon und ist mit der Hand gemacht. Die ganze Oberfläche ist graugelb getüncht, und die Verzierung, aus Reifen, einer Zickzacklinie und einem Dreieckmuster bestehend, in grauvioletter matter Farbe aufgetragen. Wir finden demnach hier wieder Firnis- und Mattmalerei als gleichzeitige Beigaben nebeneinander und auch noch dadurch miteinander verbunden, daß in gleicher Weise nur das von der Metalltechnik übernommene lineare Ornamentationssystem verwandt ist.

7. Das vierte Grab.

Das vierte Grab war das größte und in jeder Beziehung inhaltreichste von allen. Sein Boden maß 5 : 6,75 m, welche Ausdehnung allerdings durch die die Wände verkleidende Mauer bedeutend eingeschränkt wurde, denn diese trat überall 1,20 m weit vor. In dem Grabe lagen „die Gerippe von fünf Menschen, drei mit dem Kopf nach Osten und den Füßen nach Westen, die beiden andern mit dem Kopf nach Norden und den Füßen nach Süden".

Wir haben bei den bisher betrachteten Gräbern gesehen, wie die Bestimmung vieler Schmuckstücke durchaus abhängt von der Bestimmung des Geschlechts der Bestatteten. Dort konnte aus dem Vorhandensein einiger nur dem einen Geschlechte zuzuweisenden Gegenstände und dem Fehlen aller für das andere bezeichnenden die Frage jedesmal einheitlich beantwortet werden: in dem I. und III. Grabe waren nur Frauen, in dem II. war

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0285
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nur ein Mann bestattet gewesen. Anders und damit schwieriger liegt die Sache für das IV. Grab. Die große Masse von Waffen aller Art stellt außer Zweifel, daß wir es der Mehrzahl nach mit männlichen Leichen zu thun haben; daneben sind aber Stücke vorhanden, wie Haarnadeln und ein großes massives Armband, die wir uns nur als weiblichen Schmuck denken möchten, und doch kommt bei weitem nicht die volle weibliche Ausrüstung zusammen, welche wir in Grab I und III kennen gelernt haben; es fehlen vor allem Ohrringe und die großen Brustgehänge.

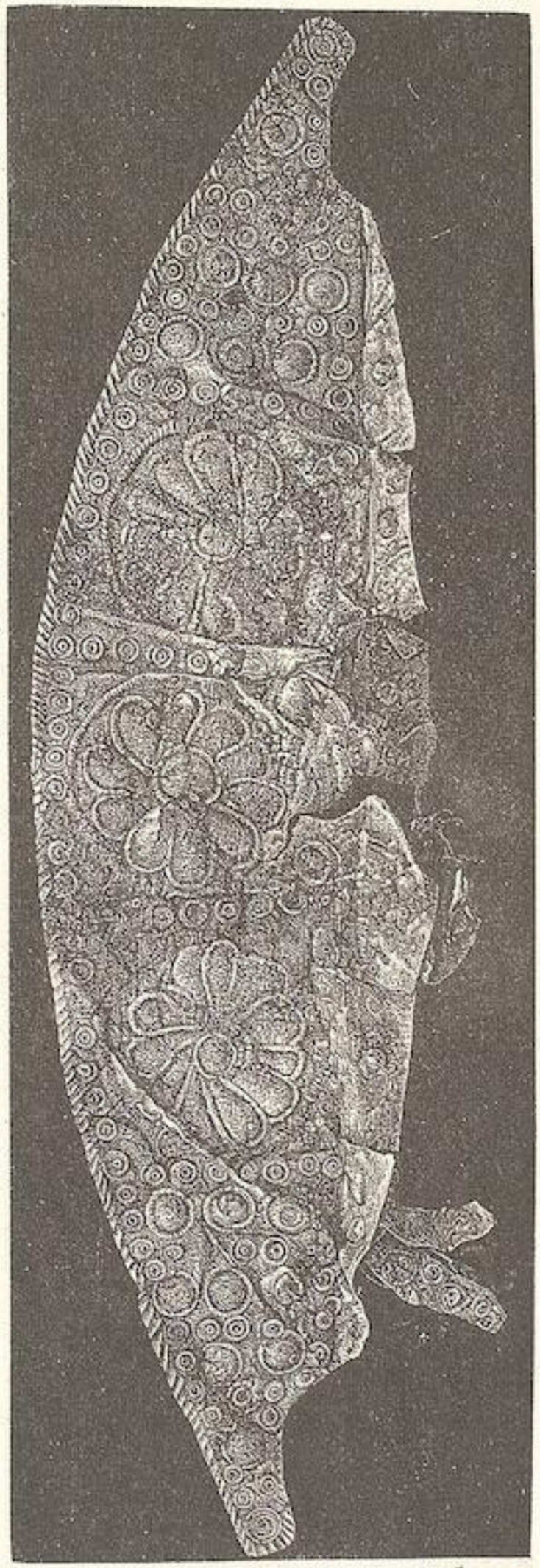
Die Schwierigkeiten lassen sich nicht mit voller Sicherheit lösen. Aus dem Abwägen der verschiedenen Möglichkeiten ist mir aber mehr und mehr die Wahrscheinlichkeit hervorgegangen, daß drei männliche und zwei weibliche Leichen in dem Grabe lagen.

Beginnen wir gleich mit demjenigen Punkte, an welchem sich die Frage am verwickeltsten zusammenknotet. Schliemann zählt nicht weniger als acht „Diademe" aus diesem Grabe auf, und da das von ihm dem III. Grabe zugewiesene nach Stamatakis und der Museumsanordnung auch hierher gehört, so haben wir ihrer sogar neun. Es ist natürlich nicht möglich, daß diese bei dem Vorhandensein von nur fünf Leichen alle als Kopfschmuck gedient haben, und auch den Schliemann'schen Ausweg, daß vielleicht noch mehrere Kinderleichen im Grabe gewesen seien, die keine Knochenspuren zurückgelassen, brauchen wir nicht einzuschlagen. Ein Band von ähnlicher Form wie Abb. 207, aber überall gleich breit und auch an beiden Seiten breit endigend, hat sich im V. Grabe um einen Armknochen gewickelt gefunden (s. unten Abb. 257), und erweist sich somit, da in diesem Grabe nur Männer bestattet waren, als männlicher Armschmuck. Aber nicht blos die Bänder dieser Form sind in solcher Weise getragen worden. Aus dem IV. Grabe ist ein ebenfalls noch um einen Armknochen geschlungenes vorhanden, das in der Mitte am breitesten nach beiden Seiten spitz zuläuft und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0286
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

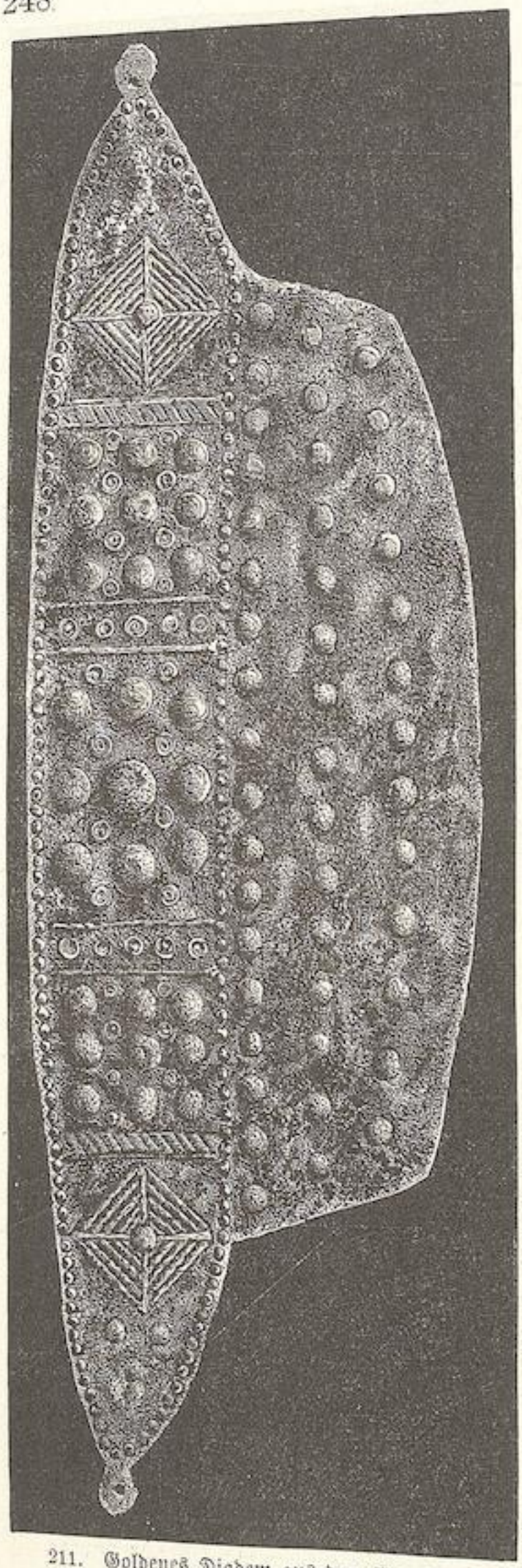
in einen dünnen Goldfaden endigt. Es hat die Form von den in Abb. 148 und 149 dargestellten Goldbändern. Danach wird es sich darum handeln, welche von den verschieden gestalteten „Diademen" des IV. Grabes überhaupt noch diesen Namen behalten dürfen.

Es sind zunächst zwei Stücke vorhanden, welche dem großen Diadem mit dem Busch aus dem III. Grabe am nächsten verwandt sind. Das eine davon stellt Abb. 210 dar. Es war hier ebenfalls ein Busch aus kleinen Blättern angenietet, der jetzt aber bis auf geringe Spuren weggefallen ist. Das zweite Stück, das unter Nr. 211 abgebildet wird, ist ihm sehr ähnlich. Es zeigt dieselbe durch verticale Bänder hergestellte Eintheilung in fünf Felder, die drei mittelsten Felder sind hier aber statt mit Rosetten, mit denselben kleinen und kleinsten Kreisen verziert,



210. Goldenes Diadem aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 1 : 4).

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0287
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



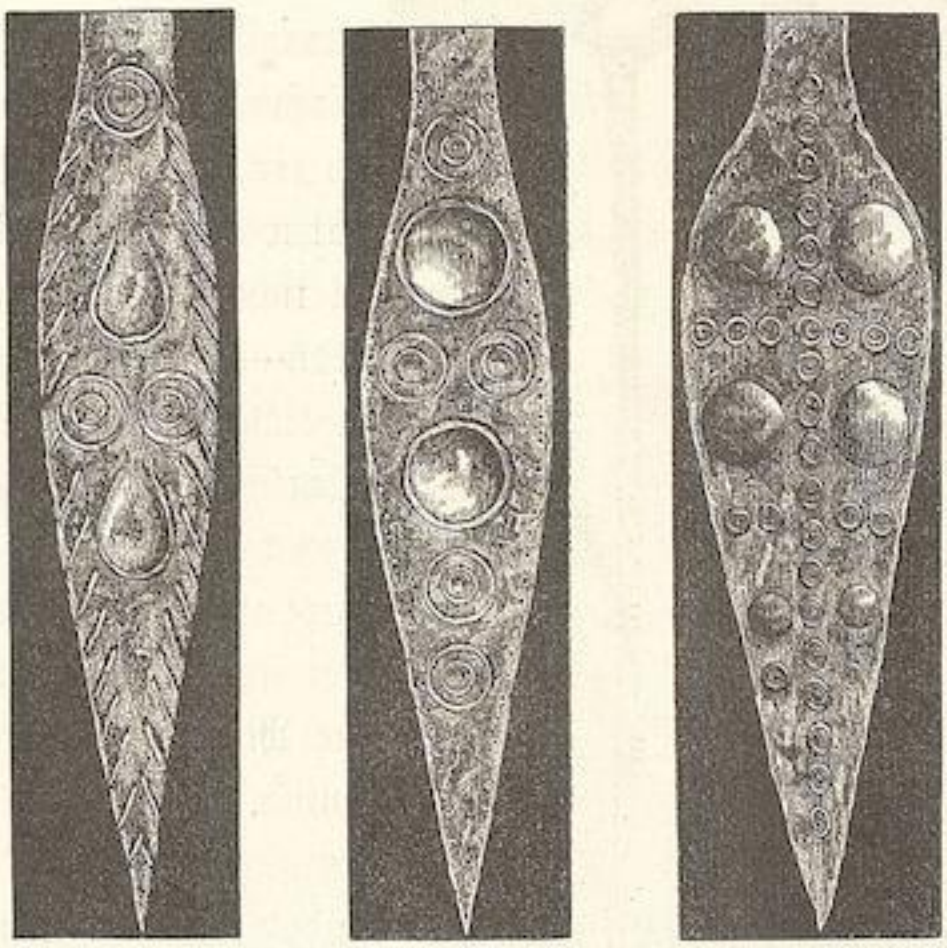
211. Goldenes Diadem aus dem IV. Grabe.

welche bei dem ersten Stück (210) die beiden Eckfelder füllen, und in den Ecken steht bei dem neuen Diadem je ein Viereck. An Stelle des Busches setzt sich oben das Blech einheitlich fort in einer Form, die etwa der Contour des Busches entsprechen würde. Dieser obere Theil ist mit einer dreifachen Reihe von kleinen Kreisbuckeln geschmückt.

Natürlich konnten diese beiden Stücke nie um den Arm getragen werden, es sind sicher Diademe, und die Frage ist nur, ob wir sie Männern oder Frauen zuweisen sollen. Nun sind in diesem Grabe 13 goldene Kreuze vorhanden mit den vier lorbeerblattähnlichen Zacken, wie sie uns schon aus den Frauengräbern I und III bekannt sind. In dem Männergrabe II fehlten solche Kreuze, und sie fehlen gleichfalls in den Gräbern V und VI, in denen nachweislich auch nur Männerleichen lagen. Das deutet darauf, daß

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0288
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

diese Gegenstände ausschließlich dem Frauenschmuck angehörten. Grab I lehrte uns, daß ihrer etwa fünf oder sechs auf eine Leiche kamen. Danach würden die 13 unsers Grabes gerade auf zwei weibliche Leichen schließen lassen. Aus ihrer Ornamentation geht weiter hervor, daß sie entschieden mit den beiden Diademen zusammengehören (Abb. 212—214). Sie zeigen immer Kreise und runde Buckel, auch gelegentlich Blätter, die an die

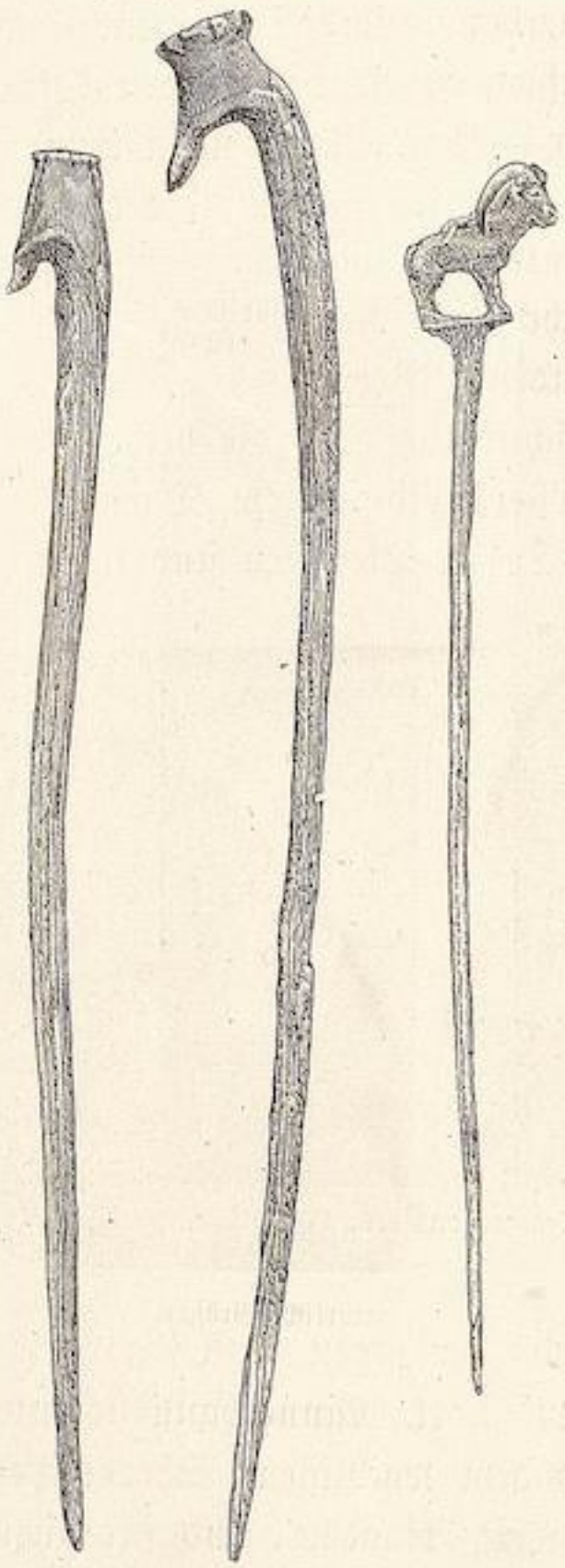


212—214. Blätter von goldenen Kreuzen aus dem IV. Grabe.

Rosetten des Buschdiadems Abb. 210 gemahnen, und sogar dieselben schrägen Striche am Rande wie dort. Was für die Kreuze galt, daß sie allem Anschein nach dem weiblichen Schmuck zuzuweisen sind, gilt somit auch für die Diademe, und für diese kommt noch folgender Umstand hinzu. Im II. Grabe, bei der männlichen Leiche, war nur ein schmales Goldband gefunden, das, wie wir sahen, gewiß eher als Arm- denn als Kopfschmuck anzusehen ist. In den andern Männergräbern aber, V und VI, ist überhaupt nichts Diademähnliches vorhanden. Wahrscheinlich

sind demnach die mykenischen Männer überhaupt nicht mit Diademen bestattet worden.

Folgen wir somit den von verschiedenen Seiten her ausgehenden Mahnungen, uns für die Annahme von zwei weiblichen Leichen im IV. Grabe zu entscheiden, so stellen sich im Gefolge dieser Entscheidung und gewissermaßen zum Lohn für dieselbe sofort eine Menge von Dingen ein, die das gewonnene Resultat weiter unterstützen. So werden wir vor allem die Stücke Abb. 215—217 als Haarnadeln dem weiblichen Schmucke zutheilen müssen. Auch der Knopf Abb. 218 dürfte einer Haarnadel angehört haben; seine obere Spitze ist geschlossen, die untere offene umschloß wol einen vergoldeten Bronzestift. Sehr prächtig ist das Armband Abb. 219 mit der strahlenden auf einen Blattgrund aufgehefteten Rosette. Auch ein Kamm ist vorhanden von Halbkreisform, also bestimmt das Haar zu halten. Er besteht aus Knochen, sein Rücken aber ist mit Goldblech überzogen. Auch in diesem Grabe waren den Frauen kleine Wagen mitgegeben. Die



215—217. Goldene Haarnadeln aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

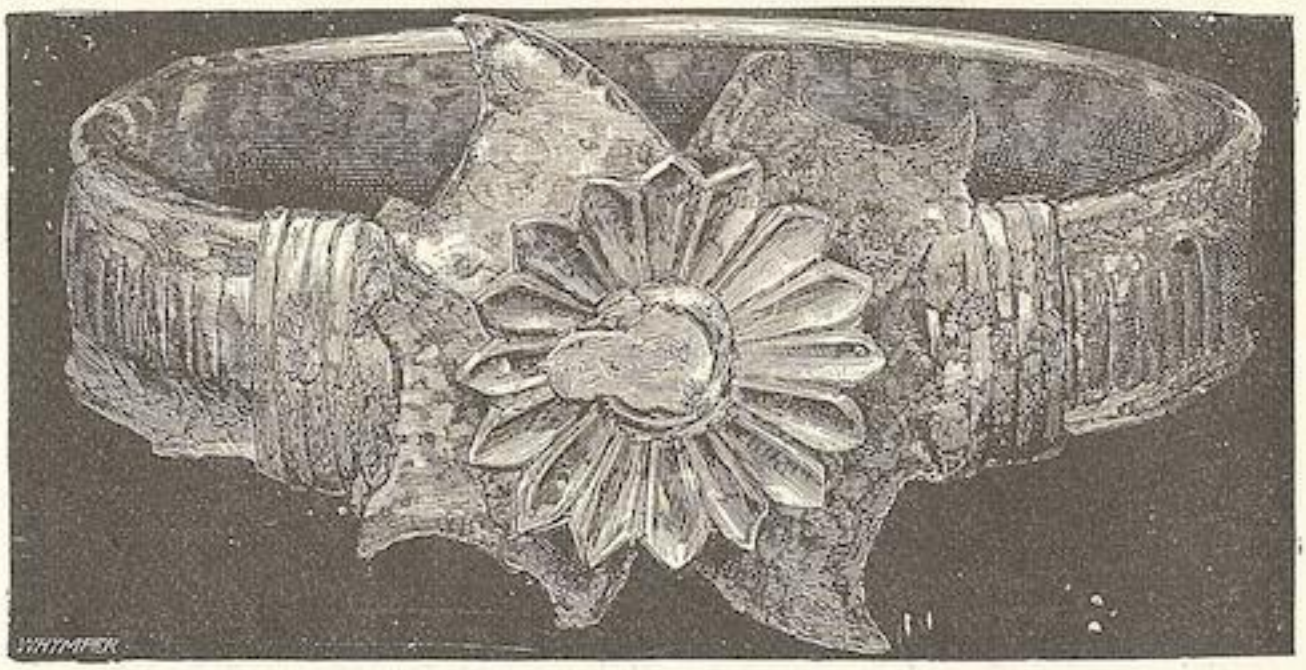
erhaltenen Stücke bestehen aus zwei flachen Theilen Goldblech und dürften die Verkleidungen des Wagebalkens sein.

Dem weiblichen Schmuck werden ferner angehören drei

Exemplare desselben kleinen Hauses mit Tauben, wie wir es im III. Grabe fanden; und zwar stimmen die drei neuen mit jenen derartig in allen Einzelheiten, in jeder Linie, überein, daß sie aus demselben Stempel geschlagen, bezw. über derselben Form gearbeitet sein müssen, ein Umstand, der auch diese beiden Gräber wieder zeitlich nahe zusammenschließt.

218. Goldener Knopf einer Haarnadel aus dem IV. Grabe (Größe 1 : 3).

Von den Frauen getragen denken wir uns weiterhin die Halsbänder, welche aus den zahllosen in unserm Grabe gefundenen Bernsteinperlen gebildet waren, und schließlich auch die beiden goldenen Siegelringe mit sehr großer, eine reiche Darstellung zeigender Platte, Abb. 220 und 221. Dieselben sind nämlich



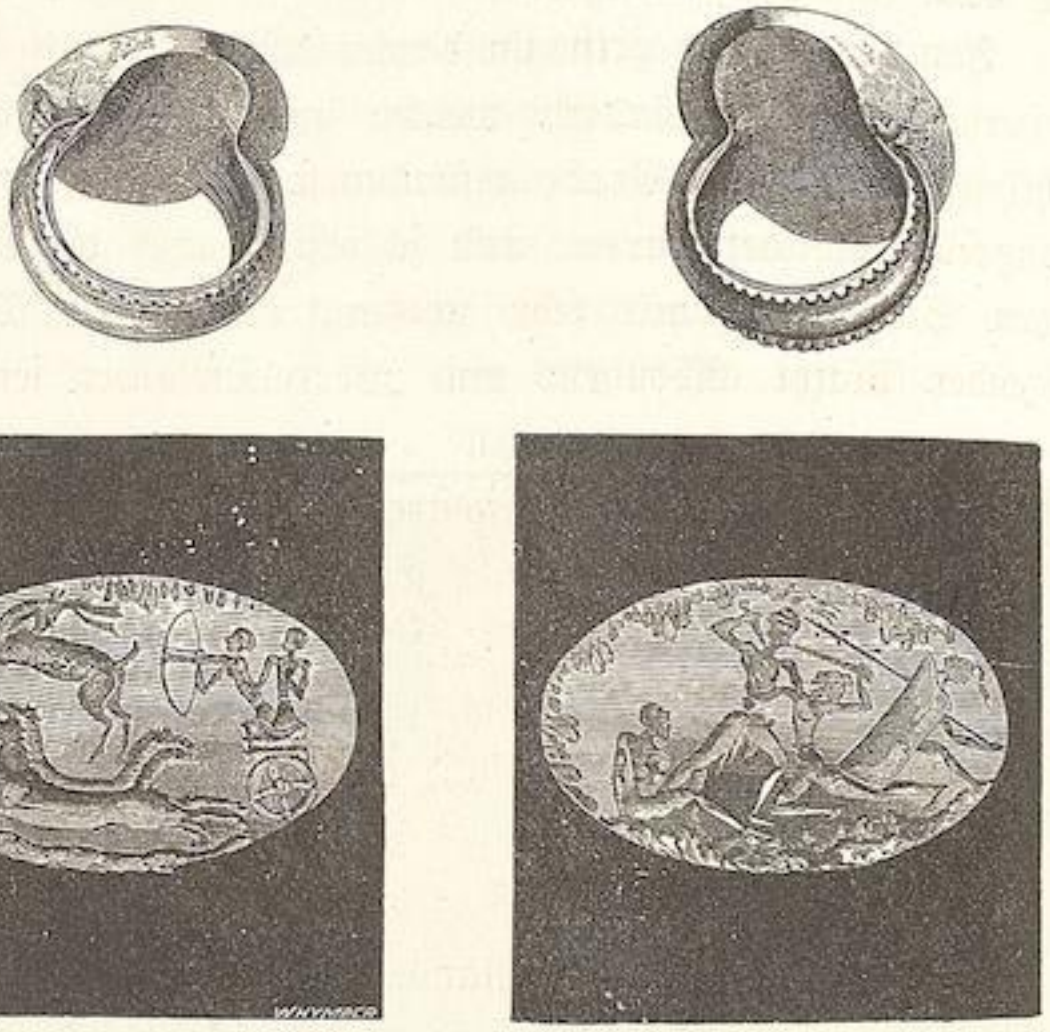
219. Goldenes Armband aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

so eng, daß sie selbst bei einer mäßigen Männerhand sich nur bis zur Mitte des kleinen Fingers schieben lassen. Sie dürften deshalb den Frauen zuzutheilen sein, trotzdem echte Männerthaten auf ihnen dargestellt sind.

Auf dem ersten sehen wir zwei Männer zu Wagen einen Hirsch jagen. Der Wagen hat die von den Grabstelen her bekannte Form. Auch ist hier wie dort nur ein vierspeichiges Rad dargestellt, hinter dem das zweite gleiche sich versteckt. Im

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0291
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Gegensatz dazu sind aber als Bespannung deutlich zwei Pferde hintereinander zu erkennen. Im Wagen stehen zwei Männer, von denen der eine zum Schuß sich vorbeugt. Er hält mit der gerade ausgestreckten Linken den Bogen und schnellt mit der Rechten den Pfeil von der Sehne. Der andere steht gerade aufrecht und hält in den halberhobenen Händen die Zügel, die



220 und 221. Goldene Ringe aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

allerdings selbst nicht zu sehen sind. Ueber den Pferden ist springend und den Kopf zurückwendend ein Hirsch dargestellt. Er ist natürlich vor ihnen laufend zu denken. Die Scene ist des Raumes wegen zusammengerückt, wie so oft in der ältesten Kunst, und so das Hintereinander in ein Uebereinander verwandelt. Unter und vor den Pferden deutet eine Wellenlinie den Erdboden an; am obern Rande sind hier und noch mehr beim zweiten Ringe Gruppen von blattförmigen Einschnitten zusammengeordnet, die vielleicht als Baumlaub oder Wolken, noch eher aber als bloße Raumfüllung aufzufassen sind, ebenso wie

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0292
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

die Spiralen auf der Grabstele Abb. 146 und der Ochsenkopf und die verschiedenen Zweige auf den Goldplättchen unten Abb. 260 und 261.

Der zweite Ring führt uns einen Kampf vor. Es sind vier Männer dargestellt. Die Handlung gipfelt in der Mittelgruppe. Hier schreitet ein Krieger weit nach rechts aus; er hat einen vor ihm ins Knie Gesunkenen im Nacken oder in den Haaren gefaßt und ist im Begriff ihm das Schwert in die Brust zu stoßen. Der Gesunkene sucht sich mit gehobenem Schwerte noch zu vertheidigen; von rechts her kommt ihm ein anderer zu Hülfe, der sich mit einem riesigen Schilde deckt und eine große Lanze gegen den bisjetzt Obsiegenden schwingt. Auf der andern Seite der Gruppe sitzt ausruhend ein anderer Mann; seine Rechte stützt sich auf den Sitz; das linke Knie hat er hochgezogen, das rechte Bein lang vor sich ausgestreckt.

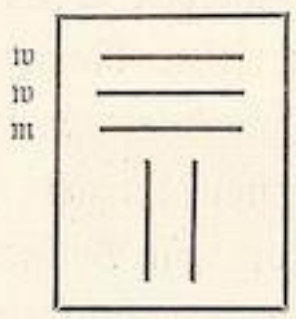
Die Männer scheinen ebenso wie die auf dem vorigen Ringe wieder nur mit Schurzen bekleidet. Auf dem Kopfe trägt der beschildete jedenfalls einen Helm, denn hier ist der Busch deutlich erkennbar. Sein Schild hat nicht die eingekerbte, sondern eine einheitliche lange Form und ist so stark gewölbt, daß er ungefähr einen Halbcylinder bildet.

Damit wären die Gegenstände aufgezählt, welche wir wol mit ziemlicher Sicherheit den beiden Frauenleichen dieses Grabes zutheilen können. Man würde nun am ehesten diese beiden Leichen in denjenigen vermuthen, welche Schliemann in der Südhälfte des Grabes in dessen Längsrichtung gebettet fand, während die drei andern bekanntlich in der Nordhälfte quer lagen. Aber eine solche Annahme lassen die Fundberichte nicht zu. Schliemann sagt: „Indem ich die Ausgrabung der untern Schichten dieses Grabes von der Südseite anfing, stieß ich sogleich auf fünf große kupferne Kessel, in deren einem genau 100 sehr große und kleine knöcherne mit Gold plattierte Knöpfe enthalten waren.... Unmittelbar neben dem kupfernen Gefäß mit den goldenen Knöpfen fand ich einen silbernen Kuhkopf mit zwei langen gol-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0293
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

denen Hörnern.... Auch fand ich dort zwei von sehr dünnem Goldblech gefertigte Kuhköpfe, die eine doppelte Axt zwischen den Hörnern haben.... Indem ich von Osten nach Westen weiter grub, stieß ich auf einen Haufen von mehr als 20 Schwertern und mehrern Lanzen von Bronze.... Einige der Lanzenschäfte schienen wohl erhalten, aber sie zerfielen, als sie der Luft ausgesetzt wurden.... Die beiden Leichname, deren Kopf nach Norden gewandt war, hatten das Gesicht mit großen goldenen Masken von Repoussé-Arbeit bedeckt."

Danach ist völlig klar, daß die beiden Leichen, welche mit dem Kopfe nach Norden lagen, bei denen Schwerter und Lanzen und auf den Gesichtern Masken gefunden wurden, Männer waren, und daß wir die Frauen unter den drei andern nach Osten gerichteten zu suchen haben. Das letztere wird auch noch besonders bestätigt durch Schliemann's Angabe: „Ich fand bei den drei mit dem Kopf nach Osten liegenden Gerippen die beiden großen Siegelringe und das große goldene Armband."



222. Die fünf Leichen im IV. Grabe.

Einige weitere Stellen des Schliemann'schen Berichts scheinen allerdings auf den ersten Blick unsere Annahme von zwei Frauenleichen wieder in Frage zu stellen und zu beweisen, daß nur eine solche im Grabe vorhanden war; mit ihm müssen wir uns daher noch kurz auseinandersetzen. Der erste Punkt liegt ziemlich einfach. Ich schicke voraus, daß die Masken speciell für männliche Leichen charakteristisch erscheinen. Sie bedeckten die Gesichter der beiden Leichen unsers Grabes, die nach der Beigabe der Waffen ja sicher männlich sind; sie fehlen gänzlich in den Frauengräbern I und III, treten aber wieder auf in dem Männergrabe V. Nun berichtet Schliemann: „Eine dritte Maske von viel dickerm Goldblech (Abb. 223) bedeckte das Gesicht eines der mit dem Kopf nach Osten gewandten Gerippe." Da die beiden von Süd nach Nord gerichteten Skelette als Männer erkannt sind, wäre dies also die dritte männliche Leiche, und die beiden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0294
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

einzig noch übrigbleibenden müßten Frauen sein. Trotzdem heißt es: „Eine vierte sehr schwere goldene Maske wurde neben dem Haupt einer andern der mit dem Kopfe nach Osten gewandten Leichen gefunden; bei näherer Betrachtung sieht man, daß sie einen Löwenkopf darstellt." Eine noch nähere Betrachtung zeigt aber, daß diese Maske mit den von dem Halse des Löwenkopfes wagerecht abgehenden Blechtheilen auf eine ebene Fläche aufgeheftet war und demnach wahrscheinlich ein Schildzeichen bildete. Daß sie auf dem Gesicht eines Todten gelegen hätte, wäre ja auch an sich ganz unglaublich! Diese Schwierigkeit wäre also glücklich beseitigt und wir dürfen vorläufig noch an zwei weibliche Leichen glauben. Dann sagt aber Schliemann weiter: „Diejenigen beiden der mit dem Kopf nach Osten gewandten Gerippe, deren Gesichter mit goldenen Masken bedeckt waren" — (das eine davon ist die Löwenmaske, die aber nach der ersten Angabe „neben dem Haupt" gefunden ist) — „hatten ebenfalls die Brust mit großen goldenen Brustplatten bedeckt; die eine ist von massivem Gold, aber ohne irgendeine Ornamentation, die andere von sehr dünnem Goldblech und in Repoussé-Arbeit geschmückt mit zwei Rändern von kleinen Kreisen, zwischen welchen fünf Reihen von schildförmigen Ornamenten mit concentrischen Kreisen stehen. Diese letztere Brustdecke hat an jedem Ende ein Loch, um an dem Leibe befestigt zu werden."

Auch die Brustdecken sind offenbar nur Männern mitgegeben worden; sie finden sich nur in diesem und im V. Grabe. Wären also wirklich zwei von den drei querliegenden Leichen mit ihnen bedeckt gewesen, so wäre es kaum gestattet, mehr als die letzte übrigbleibende für weiblich zu halten. Aber auch diese Schwierigkeit löst sich sehr befriedigend. Die Brustdecke ohne Ornamentation, von welcher Schliemann spricht, ist im Museum unter den Gegenständen dieses Grabes vorhanden, eine weitere aber nicht. Es gibt auch außer ihr nur noch eine Brustdecke im V. Grabe; diese kann aber mit der Schliemann'schen Beschreibung durchaus nicht gemeint sein, da sie eine ganz andere Verzierung trägt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0295
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

(s. unten Abb. 256). Was letzterer für die zweite Brustdecke gehalten hat, ist ganz klar: nämlich nichts anderes als das zweite große Diadem mit dem aufragenden Obertheil an Stelle eines Busches (s. oben Abb. 211). Die zwei Ränder von kleinen Kreisen, die Eintheilung in fünf Schilder, das Loch an jedem Ende, alles findet sich hier wieder! Und wenn es noch eines Beweises bedarf, daß Schliemann wirklich dieses Stück für einen Brustpanzer hielt, so bringt ihn sein kleiner Katalog der mykenischen Alterthümer in Athen, wo unser Diadem, das im Museum die Nummer 274 führt, bezeichnet wird als „petite cuirasse d'or très mince avec ornement au repoussé".

Was eben noch unserer These von zwei Frauenleichen so gefährlich schien, verwandelt sich jetzt in die beste Stütze derselben: der vermeintliche Brustpanzer, der auf eine männliche Leiche deutete, kann als großes Diadem nur eine weibliche geschmückt haben.

Und die beiden weiblichen Leichen lagen dicht nebeneinander, denn Schliemann fährt gleich nach der Beschreibung jenes Stückes fort: „Neben dem Kopfe eines andern Körpers fand ich die schöne goldene Krone" (Abb. 210). Es handelt sich hier sicherlich noch um dieselbe Gegend des Grabes und um einen von keiner Maske bedeckten Kopf. Nach alledem ergibt sich, daß drei Leichen die Gesichter mit Masken bedeckt, die beiden andern die Stirne mit einem Diadem umwunden hatten: jene waren Männer, diese Frauen.

Nachdem wir uns somit überzeugt haben, daß unsere Annahme von zwei Frauenleichen zu Recht besteht, gehen wir jetzt zu der Betrachtung derjenigen Gegenstände über, welche die Ausstattung der drei Männerleichen dieses Grabes bildeten. Darunter sind natürlich die drei Masken von ganz hervorragender Bedeutung, weil wir in ihnen zum ersten mal die mykenische Kunst sich aus der bloßen Decorationsübung erheben sehen zur Lösung derjenigen Aufgabe, die wir als Höhepunkt aller bildenden Kunst anzusehen gewohnt sind, das ist die Darstellung des

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0296
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

menschlichen Gesichtes. Jene Masken zeigen uns plastisch modellirte Gesichter in Lebensgröße. Die beiden, welche über den in der Längsrichtung des Grabes liegenden Leichen gefunden wurden, sind einander außerordentlich ähnlich. Es brauchte deshalb nur eine von ihnen abgebildet zu werden (Abb. 223).

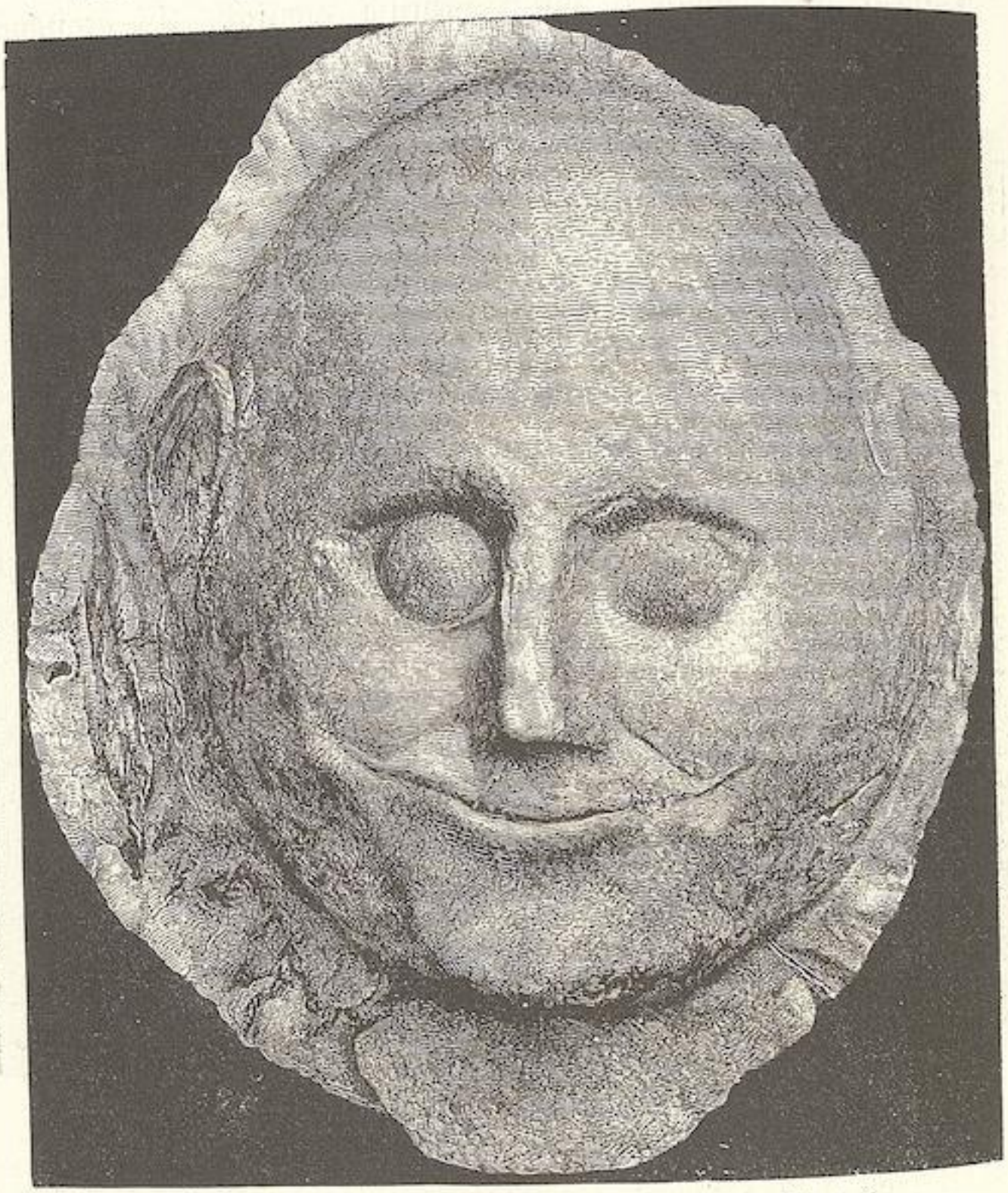
223. Goldene Maske aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 1 : 3).

Diese zeigt uns ziemlich regelmäßige Züge: eine nicht große wohlgebildete Nase und einen ebenfalls mäßigen Mund mit deutlich vortretenden Lippen. Die Augen sind sehr eng und etwas schräg gestellt. Sie sind deutlich geschlossen; mitten über dem vorquellenden Apfel läuft die Linie, in der die beiden Lider zusammenstoßen; zu beiden Seiten von ihr sind die Wimpern durch eingedrückte kleine Striche angegeben. In derselben Art,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0297
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nur derber, sind auf den vortretenden Augenknochen die Brauen dargestellt.

Dies alles findet sich bei der andern Maske genau so wieder.



224. Goldene Maske aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 3:8).

Der einzige merkbare Unterschied liegt darin, daß die Ohren dort weniger weit von den Augen abstehen und auch etwas sorgfältiger geformt sind als hier.

Die dritte Maske, welche auf dem Gesichte des neben den Frauen bestatteten Mannes lag, weicht von den eben beschrie-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0298
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

benen außerordentlich ab (Abb. 224). Die Nase ist allerdings sehr verdrückt und deshalb nicht zu beurtheilen. Die Augen aber sind größer als dort, fast kugelrund und weit vorquellend. Sie machen, da sie von scharfen Rändern umzogen sind, den Eindruck, als wenn sie weit geöffnet wären. Indessen wird, da bei dieser Maske überhaupt alle Innenzeichnung fehlt, nur aus Ungeschicklichkeit die Grenzlinie zwischen den geschlossenen Lidern ausgelassen sein. Die Augenknochen treten scharf vor, die Brauen sind aber nicht angegeben. Der Mund ist durch eine gewölbte Einkerbung dargestellt, die nach beiden Seiten lang verläuft, so lang, daß sie am Ende nicht mehr den Mund bedeuten kann. Linien, die von den Nasenflügeln ausgehend nach jenen Ecken anschließen und die dazwischenliegende Partie etwas erhöht erscheinen lassen, zeigen, daß hier ein Schnurrbart angedeutet ist, bei welchem die Haarzeichnung ebenso unterlassen wurde wie bei Wimpern und Brauen. Indessen werden wir uns den Mann nicht mit einem Schnurrbart allein denken dürfen, sondern gewiß mit einem Ansatz des vollen Bartes dazu, der aber, da nichts von ihm dargestellt ist, nur gering gewesen sein muß und damit auf ein jugendliches Alter deutet. Die Unterlippe ist ganz schmal. Die Ohren sind völlig umgestellt, indem die Muschel statt aufrecht zu stehen mit der offenen Seite nach unten liegt.

Daß wir in diesen Masken die Porträts der Verstorbenen zu erkennen haben, kann nicht zweifelhaft sein, vor allem wegen der geschlossenen Augen, die auch bei einem Exemplar des V. Grabes wieder deutlich dargestellt sind. Wie sie angefertigt wurden, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Das Blech ist viel zu dick, als daß es wie die Kindermaske aus dem III. Grabe über dem Gesicht des Todten selbst zurechtgebogen sein könnte; es dürfte am ehesten über einer Holzform geschlagen sein, ebenso wie die vielen Knöpfe und Buckel dieses Grabes ihre Verzierungen über einer noch vielfach unter ihnen erhaltenen Unterlage aus Knochen empfangen haben, in der alle Linien vorgeritzt sind.

Die Verschiedenheit in der Darstellung der einzelnen Ge-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0299
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sichtstheile, welche zwischen den ersten beiden Masken einer- und der dritten andererseits obwaltet, läßt sich nicht aus der Verschiedenheit des Gesichtstypus der Darzustellenden allein erklären. Der Todte, welchem die dritte Maske angehört, hatte ebenso gut geschlossene Augen und besaß ebenso gut Wimpern und Brauen wie die beiden andern. Wenn diese Dinge nicht zum Ausdruck gebracht sind, so verstand der Verfertiger der Maske sie eben nicht darzustellen. Wir müssen demnach annehmen, daß diese dritte Maske zu einer andern, wahrscheinlich frühern Zeit angefertigt ist als die beiden andern, und daß die Männerleiche, zu welcher sie gehört, das ist diejenige, welche mit den beiden Frauen zusammenliegt, also auch früher bestattet worden ist als die beiden andern, diese selbst aber wegen der großen Uebereinstimmung ihrer Masken ziemlich zu gleicher Zeit.

Wie schon oben erwähnt, scheint mir die Belegung des Gesichts mit einer Maske die gleichzeitige Anbringung einer Stirnbinde auszuschließen, und da alle drei Männerleichen Masken trugen, für die Frauen aber schon die beiden großen Diademe in Anspruch genommen sind, so dürften die sonst vorhandenen Goldbänder sämmtlich dem Zwecke gedient haben, den wir noch in zwei Fällen aus den Fundthatsachen erweisen können, nämlich um den Arm gewickelt zu werden. Im Museum liegt ein mit der Spitze in einen Goldfaden endigendes Band aus diesem Grabe, in dessen Geschlinge noch der Armknochen erhalten ist. Nur entsteht jetzt die Frage, ob solche Armbänder wirklich von Männern getragen wurden und nicht vielmehr den beiden Frauen dieses Grabes zuzuweisen sind. Darauf ist zu erwidern, daß erstens in dem Männergrabe V ein gleichartiges Band auch noch um einen Armknochen gewickelt gefunden ist, und daß zweitens die Gestalten auf verschiedenen Darstellungen die Arme gleich über dem Handgelenk mit Bändern umwickelt zeigen. Ein weiteres Argument für die Zugehörigkeit wenigstens einiger unserer Bänder zu den Männerleichen ergibt sich aus ihrer Ornamentation. Dieselben Zierformen, welche sich im Mittelpunkte des

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0300
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

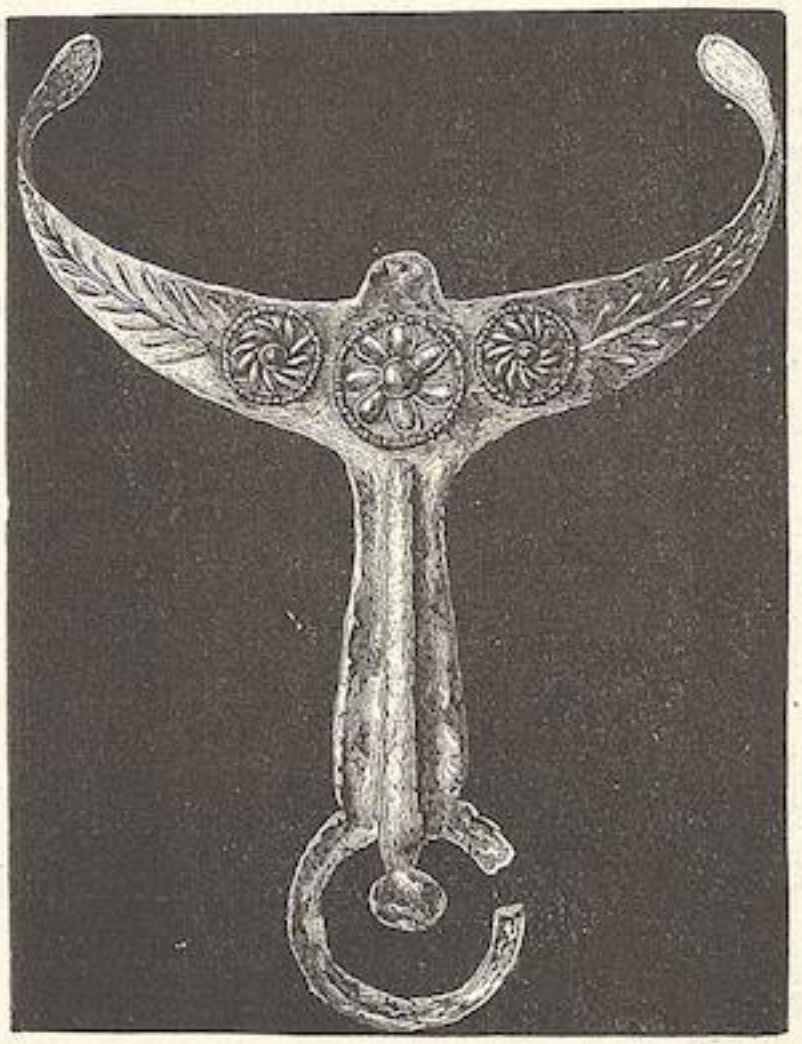
225. Goldband aus dem IV. Grabe.

in Abb. 225 dargestellten Bandes befinden: eine Rosette mit geraden, rechts und links eine mit schrägstehenden Blättern, und Oel- oder Lorbeerzweige, kehren wieder auf verschiedenen sicher zur Männertracht gehörigen Stücken, von denen eins in Abb. 226 abgebildet ist. Dieselben bestehen aus einem horizontalen, an beiden Enden durchbohrten Bande, von dessen Mitte ein verticaler, durch eine Mittelrippe verstärkter und in eine große runde Oese endigender Streifen ausgeht. Da eins dieser Stücke am Knie einer Leiche befestigt gefunden ist, so wird man für sicher halten dürfen, daß sie die aus Zeug oder Leder bestehenden Gamaschen, die Vorgänger der Beinschienen, hielten, mit denen die Unterschenkel der Krieger auf der schon öfter genannten großen Vase bekleidet sind. Sie saßen jedenfalls in der Weise, daß das ornamentirte Band mit Hülfe eines Drahtes die Partie zwischen Knie und Wade umschlang, der verticale Streif aber nach unten hing und mit seiner Oese einen Knopf der Gamasche faßte.

Die übrigen Beigaben beschränken sich fast ganz auf die zwei großen Abtheilungen: Waffen und Trinkgefäße. Als Waffen finden sich Schwerter, Dolche, Speere und Pfeile. Betrachten wir zunächst die Schwerter. Ihre Klingen sind sämmtlich von Bronze, wie ja Eisen überhaupt in keinem einzigen der Gräber vorkommt. Sie sind alle zweischneidig und von eigenthümlicher Form: setzen breit an, laufen dann aber sehr lange

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0301
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

schmal weiter und endigen in eine Spitze. Schon Schliemann bemerkte, daß sie bei ihrer Länge (bis 1 m) viel zu schwach seien, um zum Hiebe gebraucht zu werden. Mehrfache Darstellungen von Männerkämpfen haben uns auch bereits gezeigt, daß mit dem Schwert immer nur gestochen wurde, so auf dem Schieber des III. und auf dem Goldring des IV. Grabes (s. Abb. 178, 221). Die Klingen sind zum Theil in ihrer vollen Länge mit Darstellungen

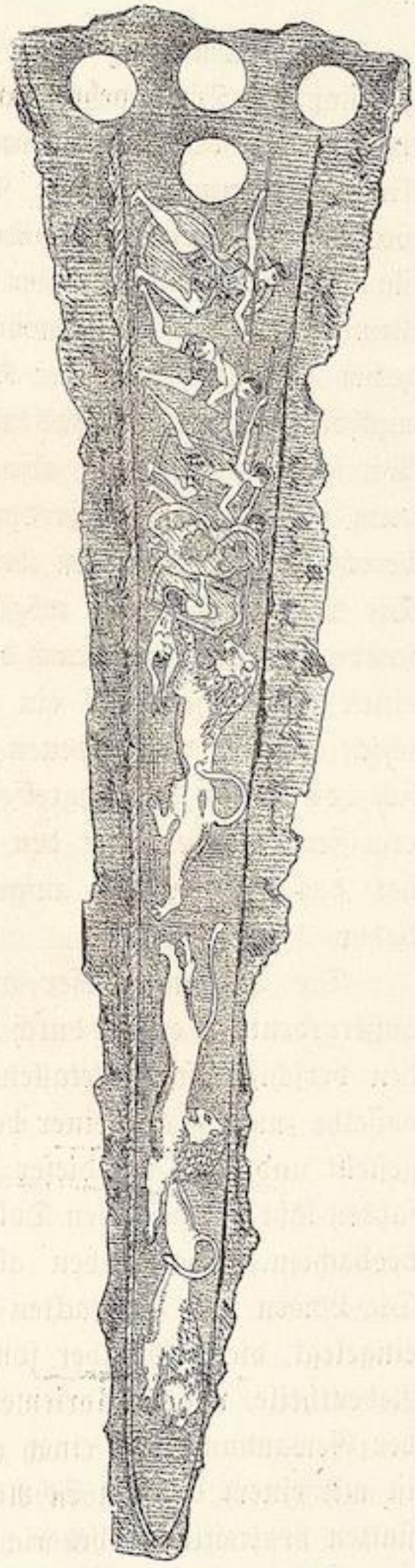


226. Goldener Gamaschenhalter aus dem IV. Grabe.

laufender Thiere verziert. So zeigt eins aus diesem Grabe neben jeder Schneide eine lange Reihe von Greifen, einen genau wie den andern gebildet. Sie sind in ganz flachem Relief aus der Klinge selbst herausgearbeitet, und zeigen fast dieselbe Gestalt wie die aus Goldblech zum Kleiderschmuck angefertigten aus dem III. Grabe (s. oben Abb. 186). Schliemann konnte über diese Darstellungen noch nicht berichten; sie sind erst im Museum beim Reinigen der Gegenstände entdeckt worden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0302
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Eine noch größere Ueberraschung bot sich, als die Dolchklingen, die mit einer sehr dicken Oxydschicht überzogen waren, im Museum gesäubert wurden. Man fand auf sechs Dolchklingen die bewundernswürdigsten Darstellungen in eingelegter Arbeit. Die erste (Abb. 227) zeigt auf der einen Seite eine große Löwenjagd. Links sind fünf Männer, rechts drei Löwen dargestellt. Der vorderste der Männer ist von dem andringenden ersten Löwen bereits niedergerissen und liegt auf dem Rücken, die Beine auf seinem Schilde zusammengezogen. Die zwei folgenden stoßen gleichzeitig ihre langen Lanzen gegen die Stirn und in den Rachen des Thieres. Der vordere von ihnen deckt sich mit einem großen hochgewölbten und seitwärts in der Mitte eingekerbten Schilde, der andere hat einen kleinern viereckigen Langschild vermittelst eines Schulterbandes auf den Rücken gehängt. Der vierte Mann ist ein Bogenschütze, der letzte wieder ein Lanzenkämpfer mit einem großen eingekerbten Schilde auf dem Rücken. Der vorderste Löwe, welcher allein noch im Kampfe steht, ist bereits auf dem Blatt verwundet, die beiden andern haben kehrt gemacht und rennen davon.



227. Dolchklinge in eingelegter Arbeit aus dem IV. Grabe.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0303
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Darstellung bietet im einzelnen eine Menge des Interessanten. Die badehosenartige Gewandung der Männer kennen wir bereits, aber sie tritt uns hier zum ersten mal in ganz deutlicher Zeichnung entgegen. Ebenso sind die beiden Schildformen von den Schiebern und Goldmünzen her bekannt. Die Art, wie sie umgehängt werden, aber ist neu und in der ganzen antiken Kunst auch nur hier dargestellt. Herodot nennt die Schildhandhaben eine Erfindung der Karer, eines Volkes, das unter dem mythischen Könige Minos von Kreta eine große Rolle spielte. Wir scheinen uns hier also noch in der Zeit vor jener Erfindung zu befinden. Außerdem wird man ohne Mühe mancherlei berechnete Feinheiten in der Gruppirung der Figuren sehen. Die Männer sind in möglichst abwechselnden Stellungen zusammengeordnet, und auch die Schilde sind so vertheilt, daß auf einen eckigen jedesmal ein ovaler gekerbter folgt. Ebenso geschickt sind die verschiedenen Löwen behandelt. Der erste richtet sich voll gegen die Angreifer, der zweite hat schon die Flucht ergriffen, wendet aber den Kopf noch einmal um, der dritte hat das Feld völlig aufgegeben und rast in vollem Laufe davon.

Die Wirkung dieser ansprechenden Zeichnung wird noch außerordentlich erhöht durch die Farben; denn das Bild ist aus den verschiedensten Metallen zusammengesetzt, und zwar wurde dasselbe zunächst auf einer besondern dünnen Bronzeplatte fertig gestellt und dann mit dieser in die Klinge eingefügt. Dies Verfahren läßt sich bei allen Dolchklingen unsers und des V. Grabes beobachten. Die Farben aber vertheilen sich folgendermaßen: Die Löwen und die nackten Theile der Männer sind mit Gold eingelegt, die Hosen aber sowie die Schilde mit Silber, und die Nebentheile, wie Schildriemen, Schildzeichen und Verzierung auf der Gewandung mit einer fast schwarzen Masse. Der Grund ist mit einem dunkeln Schmelz überzogen, von dem sich die Gestalten vortrefflich abheben.

Auf der andern Seite dieser Klinge ist ein Löwe und fünf

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0304
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gazellenartige Thiere dargestellt. Der Löwe hat das letzte von ihnen gepackt, die andern entlaufen eiligst.

Ein zweiter in diesem Grabe vorhandener Dolch zeigt drei Löwen hintereinander laufend. Sie sind ganz aus Gold eingelegt, aber die Mähnen bestehen aus etwas dunklern röthlichen Stücken und einzelne Streifen an den Beinen und am Bauch aus hellern als der übrige Körper, sodaß die Mykenier allem Anschein nach das Gold zu färben verstanden, wahrscheinlich durch Zusatz einmal von Kupfer, das andere mal von Silber. Die Technik ist bei diesem Exemplar auch insofern eine andere, als auf der in die Klinge eingefügten Bronzeplatte die Löwen schon in Relief vorgearbeitet waren und diese Erhöhungen dann mit den Goldblättchen belegt wurden. Die Thiere heben sich so weit besser heraus als bei den andern in gewöhnlicher Art eingelegten Stücken.

Die weitern nicht minder hervorragenden Dolchklingen finden sich im V. Grabe und werden an ihrer Stelle besprochen werden. Wenn wir alle diese Stücke betrachten und die Sorgfalt der Arbeit, die Lebendigkeit der Darstellung, die Pracht der Farben auf uns wirken lassen, welch hohe Achtung bekommen wir vor der Culturperiode, die solches hervorbringen konnte! Es hat nie an Einsichtigen gefehlt, welche überzeugt waren, daß die homerischen Beschreibungen von wunderbar kunstvoll verzierten Schilden, von herrlichen Bechern, von feenhaft geschmückten Palästen nicht aus der Luft gegriffen seien, sondern durch thatsächlich vorhandene ähnliche Dinge angeregt sein müßten; aber auch nie an Schwachmüthigen, die bei dem Fehlen von Fundstücken solcher Art lieber alles für eitel Phantasie und Fabel hielten. Jetzt haben wir die große Cultur jener ältesten Periode vor uns, und wer möchte bezweifeln, daß sie es ist, die den homerischen Sängern zu ihren so liebevoll ins Einzelne gehenden Beschreibungen den Stoff gab? Gerade unsere Dolchklingen zeigen schlagend, wie vieles in jenen Beschreibungen erst dann ganz zu verstehen ist, wenn man die Vorbilder daneben hat.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0305
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Der Schild des Achill, den Hephaistos kunstvoll schmiedet und mit ganzen Bilderreihen umzieht, in denen Städte und Felder und Weinberge und Hirtenleben und Tanz dargestellt sind, ist nach Homer's Beschreibung unzähligemal reconstruirt worden. In schönen Ringen reihte man die Scenen aneinander und dachte sich das Ganze wie die phönikischen Silberschalen, das Aelteste, was von griechischem Boden bekannt war, in getriebener Arbeit hergestellt. Wie dabei aber der Meister die verschiedenen Metalle und Farben verwandt haben sollte, die Homer erwähnt, blieb durchaus dunkel; diese hatte der phantasievolle Sänger hinzugedichtet. Wenn wir aber für den Schild nicht getriebene, sondern eingelegte Arbeit annehmen, erklären sich die Verse sehr einfach, in denen es heißt (Il. XVIII):

561. Drauf auch ein Rebengefilde, von schwellendem Weine belastet,
Bildet' er schön aus Gold; doch schwärzlich glänzten die Trauben;
Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben von dunkler Bläue des Stahles
Sammt dem Gehege von Zinn.

573. Eine Heerd' auch schuf er darauf hochhauptiger Rinder,
Einige waren aus Golde geformt, aus Zinne die andern.

597. Jegliche Tänzerin schmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldene Dolche zur Seit' an silbernen Riemen.

So kommt Homer zu seinem Rechte, und die mykenischen Dolche gehören zweifellos derselben Kunst an, die den göttlichen Sänger zu seinen Schilderungen begeisterte.

Betrachten wir nach den Klingen nun auch die Griffe, welche sie hielten, die Scheiden, in denen sie steckten, und die Bänder, an denen das Ganze hing.

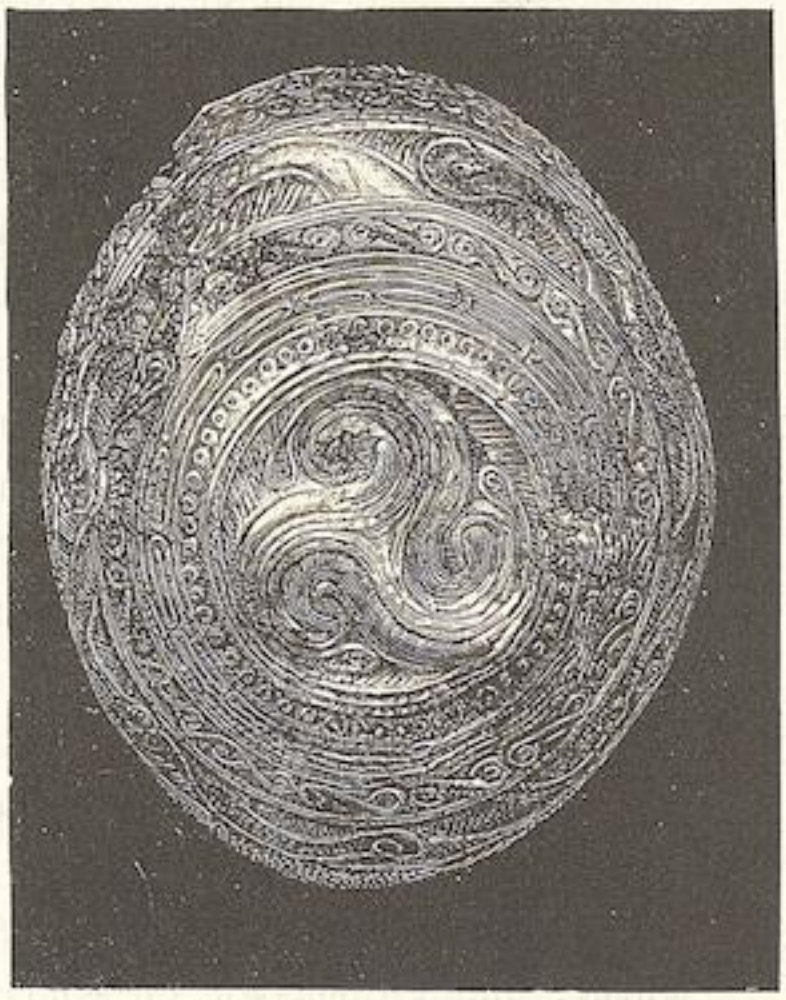
Die Klinge war vermittelst drei oder vier Nieten an einen Griff befestigt. Der letztere besteht häufig aus Holz, das mit Goldblech überzogen ist, und ist in dieser wenig haltbaren Gestalt wol nur für den Todtenapparat angefertigt worden. Ein Beispiel bietet Abb. 228. Wir sehen hier deutlich die drei Nieten, sowie den geringen Ueberrest der Klinge, und nach der andern Seite hin das mit Spiralen, Vierecken und Punktlinien reich

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0306
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

verzierte Verkleidungsblech. Das Stück wurde von Schliemann dem V., von Stamatakis aber dem IV. Grabe zugezählt.

Am Kopfende des Griffes saß ein Knauf, der bei goldenen Griffen natürlich auch aus Gold war, in der weitaus größten Zahl der Exemplare aber aus Knochen oder Alabaster besteht und dann wol einem einfachen leder- oder hanfumsponnenen

228. Schwertgriff aus dem IV. Grabe (Größe 1:2).

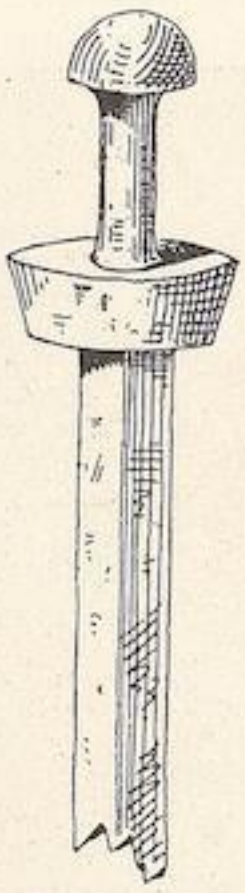


229. Goldener Knauf von einem Schwertgriff aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

Griffe angehörte. Theile eines solchen goldenen Knaufes stellt Abb. 229 und weiter unten Abb. 272 dar. Die knöchernen oder alabasternen haben die Form einer Halbkugel und zeigen auf der platten Seite das Einsatzloch für den Griff (s. Abb. 267). Die umstehende Skizze (Abb. 230) versucht einen Begriff zu geben, wie wir uns einen solchen Schwertgriff mit Knauf zu denken haben. Die Form kommt der im Mittelalter wieder überall üblich gewordenen sehr nahe.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0307
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Von den Schwertscheiden haben sich nur wenige Spuren erhalten. Sie werden wie der Kern der Griffe aus Holz, oder aus Leder, oder auch, wie Schliemann meint, nur aus mehrfachen Lagen Leinwand bestanden haben, denn von solcher haben sich öfter Stücke an die Klingen angeklebt gefunden. Zu ihrer Verzierung hat Schliemann gewiß mit Recht einen Theil der großen goldenen Scheiben und Knöpfe gerechnet, die so massenhaft im Grabe vorhanden waren. Die größten saßen an dem breitesten Theile der Scheide und immer kleinere nach der Spitze zu. Diese Knöpfe sind in mehrfacher Weise interessant. Die Abbildung 231 zeigt, wie unter dem stellenweise zerstörten Goldblech der Untergrund, welcher aus Holz, bei andern Exemplaren aus Knochen besteht, zum Vorschein kommt. In diesen sind alle die Verzierungen vorgeritzt, welche die darüber gelegte Verkleidung zum Ausdruck bringt. Offenbar wurde also das glatte Goldblech über diesen Kern befestigt und dann durch festes Andrücken und Nachziehen der Linien mit einem Stifte die Ornamentation hervorgerufen. Es ist wol anzunehmen, daß diese Art, die Ornamentation in Blech herzustellen, nicht bei den Knöpfen allein angewandt wurde; auch die Masken, die Diademe, die 700 Goldscheiben des III. Grabes und so viele andere Dinge dürften in ähnlicher Weise verfertigt worden sein.

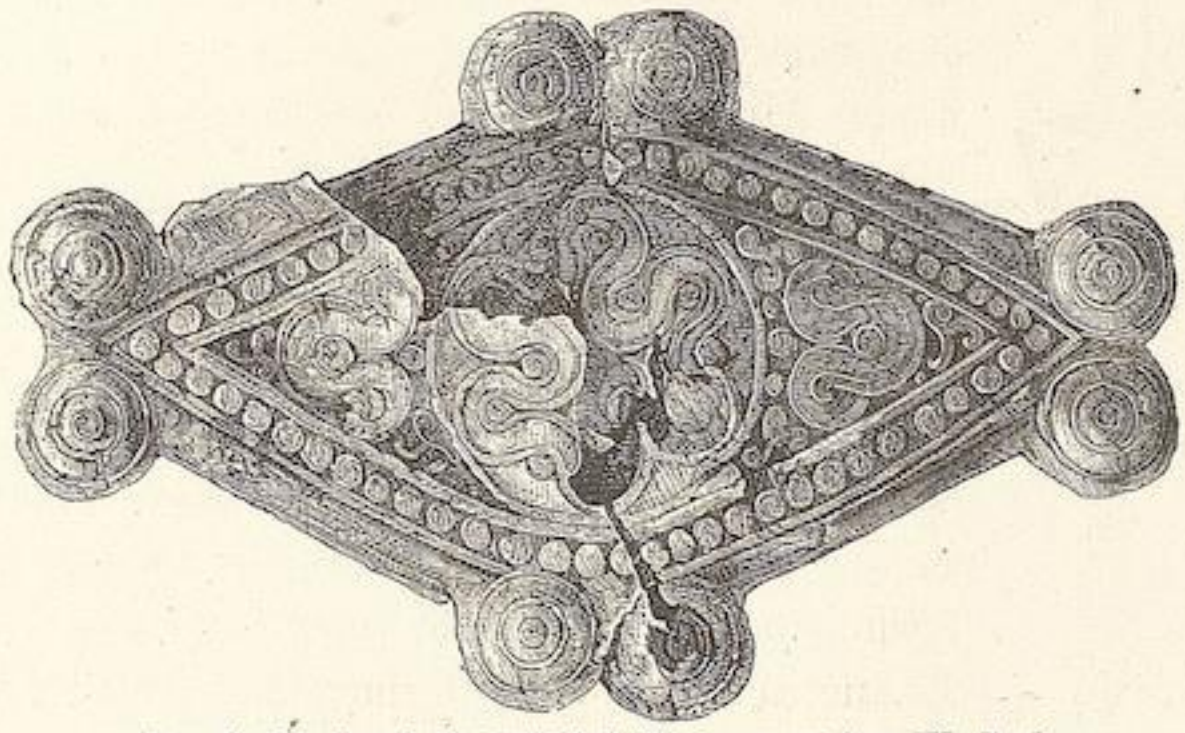


230. Schwertgriff mit Knauf (reconstruirt).

Noch eins aber ist es, was uns bei diesen Platten besonders interessirt: nämlich die großen Buckel, deren je zwei oder auch drei an die Ecken des Rhombus angesetzt sind. Dieselben sind deutlich als runde Scheiben gekennzeichnet, deren Mittelpunkt jedesmal etwas über den Rand des Vierecks hinausliegt. Dadurch ist die Bedeutung des Motivs klar: Die Scheiben stellen die breiten Köpfe von Nägeln oder Zwecken dar, welche die rhombische Platte an den Gegenstand, den sie zieren sollte, an-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0308
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

hefteten. Da die Nägel niemals durch die Platte selbst geschlagen sind, so muß diese in der Technik, welche unsern Stücken zum Vorbild diente, aus einem Stoffe bestanden haben, dessen Durchbohrung schwierig oder gefährlich war. Nach den Stoffen, welche wir bisher aus den Gräbern kennen gelernt haben, würde der Gedanke an Gemmen oder Bernsteinplatten am nächsten liegen, und solche sind vielleicht wirklich in ähnlicher Weise gebraucht worden, wenn auch wol niemals in einer unsern Stücken ent-

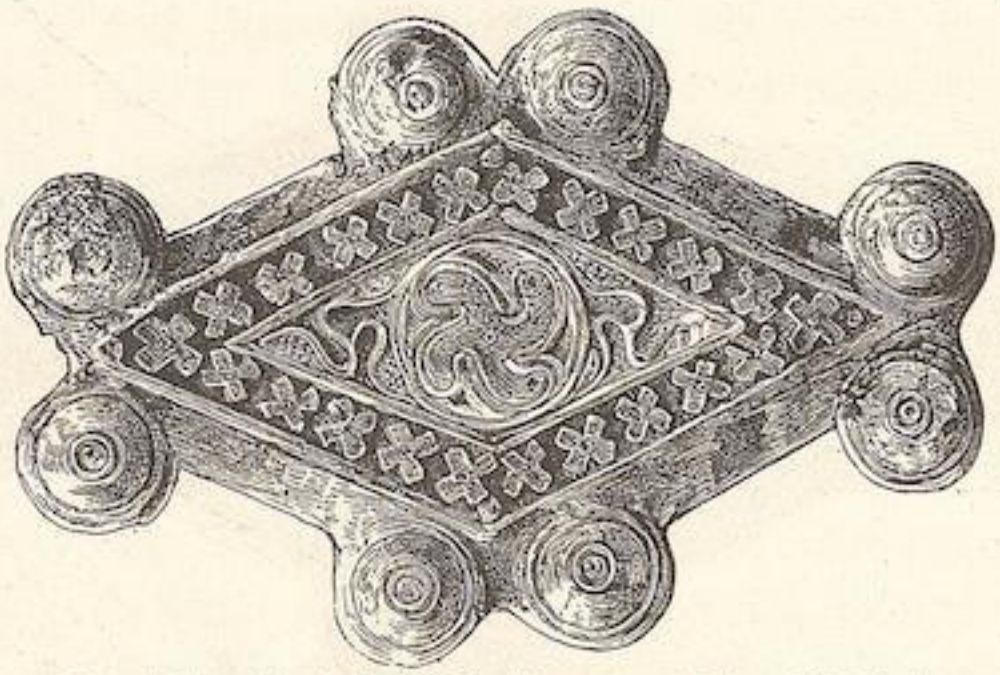


231. Großer Knopf mit Goldblech überzogen aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

sprechenden Größe. Ich möchte deshalb eher an ein drittes Material denken, den Bergkrystall. Der unten (250) abgebildete, wahrscheinlich zu einem Scepter gehörige Griff ist mit kleinen Plättchen Bergkrystall eingelegt. Größere lose Streifen davon sind in stattlicher Zahl in diesem Grabe gefunden worden. Sie haben genau die Form und Größe der Glasstreifen von unsern kleinen Glasklavieren. Ihre Bestimmung war bisher völlig unklar, um so mehr, da kein Stück eine Durchbohrung zeigt. Ich möchte nunmehr annehmen, daß sie in derselben Weise wie die Vorbilder unserer Goldplatten, nur durch die Köpfe von Nägeln gehalten, als Beleg und Zierath aufgeheftet gewesen seien, sei es auf Schwertscheiden, sei es auf Kästchen oder dergleichen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0309
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Natürlich ist bei unsern Goldplatten nur das Motiv der am Rande sitzenden Nagelköpfe von den aufgehefteten Stein- oder Krystallplatten entlehnt, die Ornamentation der Platte selbst aber aus der Metalltechnik hinzugenommen. Darüber kann kein Zweifel sein, nachdem die Dolchklingen ein so erfreuliches Licht über die derzeitige Art jener Technik verbreitet haben. Betrachten wir z. B. Abb. 232, so ist ganz klar, daß die Kreuze in dem von zwei Linien gebildeten Rahmen der Platte als ein-



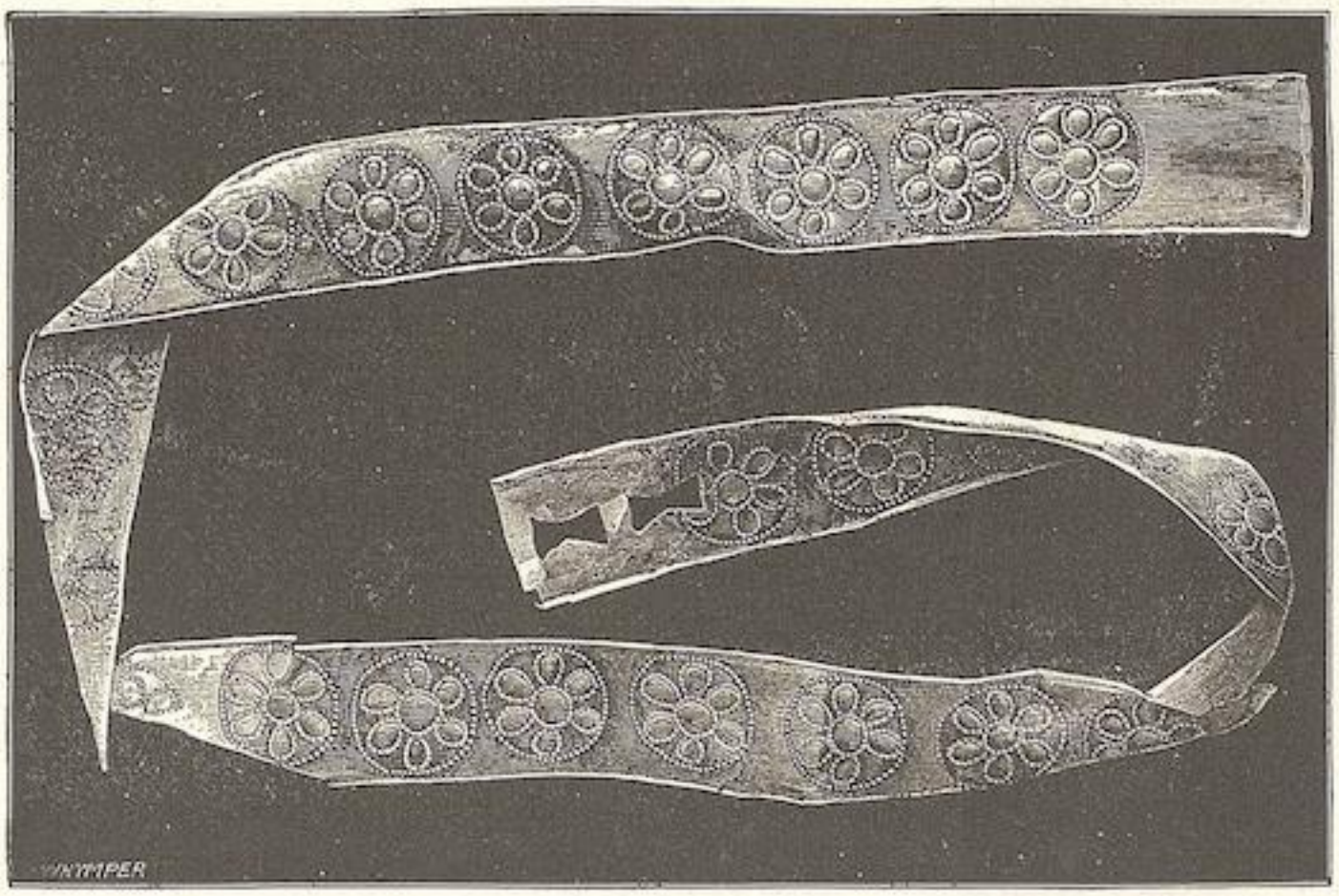
232. Holzknopf mit Goldblech überzogen aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

zelne Stücke auf den dunklern Grund aufgesetzt zu denken sind. In ähnlicher Weise ist dann der in den Rahmen eingefügte Kreis mit einem Hakenkreuz und die zwischen Kreis und Rahmen übrigbleibenden Zwickel jeder mit einem Dreistern aus geschwungenen Linien, dem sogenannten Triskeles, belegt worden. Dieselbe Entwickelung, welche an Stelle der in eingelegter Arbeit hergestellten homerischen Schilde nach und nach solche aus einem Stück mit getriebenen Verzierungen entstehen ließ, hat auch hier stattgefunden: die Herstellungsart vereinfacht sich, aber die Zierformen bleiben dieselben. Uebrigens finden sich, wie schon Milchhoefer nachgewiesen hat, die Zierformen gerade dieses Stückes alle in Kleinasien wieder, die Kreuze an der Façade des so-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0310
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

genannten Midasgrabes in Phrygien, der Dreistern und Vierstern auf lykischen Münzen.

In dem Grabe sind drei Wehrgehenke gefunden, sodaß auf jede der männlichen Leichen eins kommt. Sie sind alle von



233. Goldenes Schwertband aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 3 : 16).

der gleichen Form und annähernd der gleichen Länge, nur ist eins ohne Verzierung. Das in Abb. 233 dargestellte besterhaltene mißt 1,5 m in der Länge und beinahe 5 cm in der Breite und ist mit einer fortlaufenden Reihe von Rosetten geschmückt. An dem einen Ende sind zwei Löcher eingeschnitten, in die ein am andern Ende an einer kleinen Kette hängender Stab von der in Abb. 234 dargestellten Form eingriff.

234. Goldener Stab zum Einhenken in die Oese des Schwertbandes (natürliche Größe).

Ueber Speere, Pfeile und Schilde ist wenig zu sagen. Bei allen drei Waffenarten bestanden die Haupttheile aus Holz und konnten sich also nur in geringen Resten erhalten. Schliemann

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0311
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

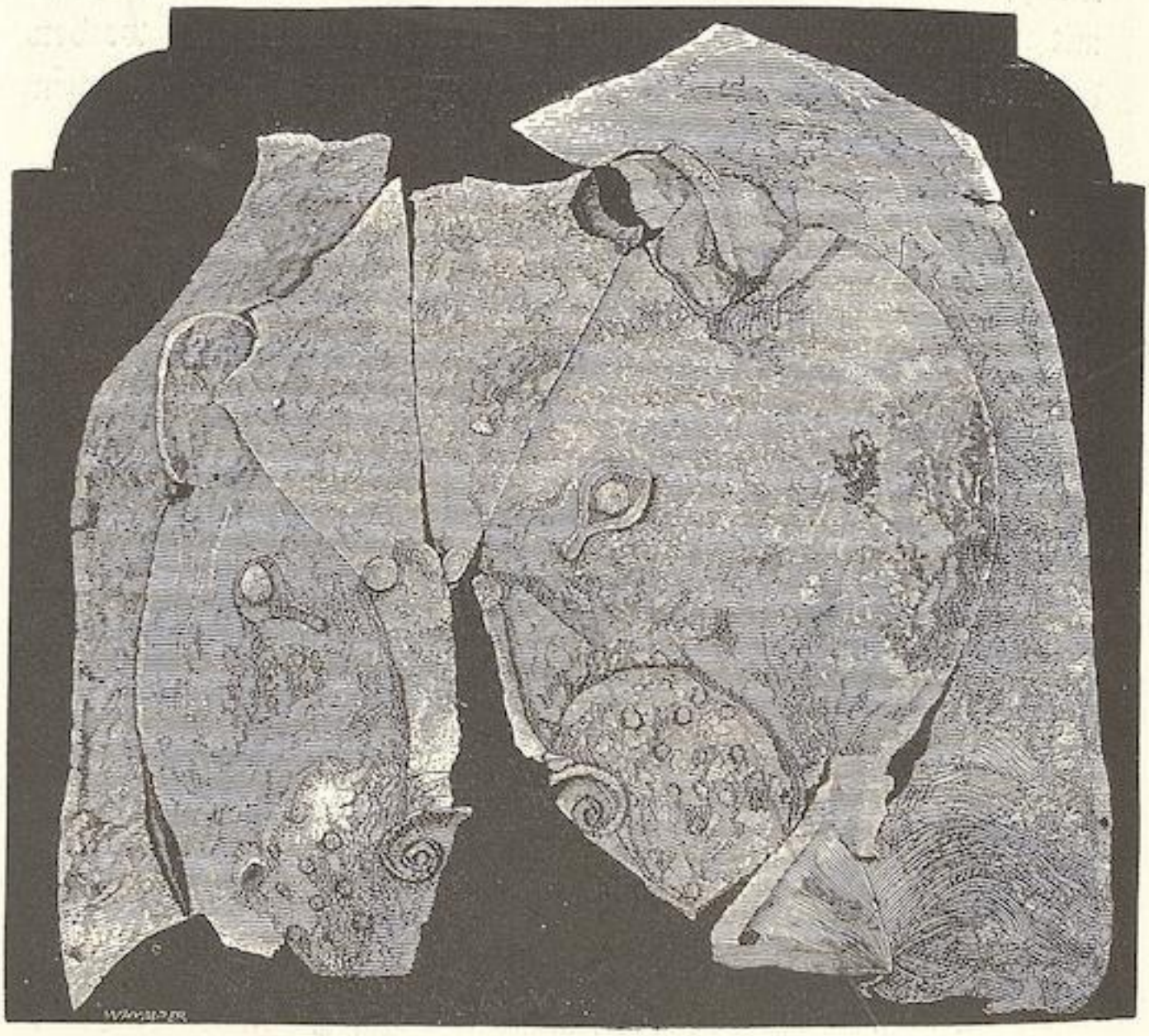
jenen Zierathen verstehe ich hauptsächlich die große Masse der runden goldenen Knöpfe mit Knochenunterlage, die folglich Buckel bildeten. Sie sind alle nicht durchbohrt und müssen also einfach aufgeklebt gewesen sein. Wir wissen, wie oft bei Homer die „vielgebuckelten" Schilde genannt werden, haben auch in der Kampfvorstellung auf dem Schieber, Abb. 178, schon Schilde mit mehrern Punktreihen umrändert kennen gelernt und werden demnach keinen Anstoß nehmen, jene Punkte mit den homerischen Buckeln und die Buckel mit unsern Knöpfen zu identificiren.

Außer auf den Schilden könnten und werden wol auch die Knöpfe noch auf Helmen gesessen haben, die bei Homer ebenfalls gebuckelte heißen und auch auf der großen Kriegervase (unten Abb. 284. 285) mit hellen Punkten in ihrer sonst schwarzen Fläche erscheinen; aber zu deren Schmuck allein wäre ihre Zahl eine viel zu große, die meisten müssen auf den Schilden angebracht gewesen sein. Und diesen werden wir nun auch noch einen zweiten Zierath zuweisen müssen, von dessen Art sich nur in diesem Grabe ein Stück erhalten hat, das ist die Löwenmaske, Abb. 237, von der schon gesagt wurde, daß sie unmöglich das Gesicht eines Todten bekleidet haben könne, und die ich daher für das Mittelbild eines Schildes halte. Dieselbe trägt die deutlichsten Spuren der Aufheftung auf eine Fläche an sich. Rund um den Thierkopf setzt das Blech wagerecht ab und zeigt an seinem Rande nicht blos Durchbohrungen, sondern auch eine in gerader Linie abschneidende Schicht grünen Oxyds, welche beweist, daß hier eine Bronzeleiste übergriff und das Ganze ringsherum hielt. Der Kopf ist seiner mangelhaften Erhaltung wegen nicht genau zu beurtheilen. Indeß ist eine scharfe Umränderung und harte, eckige Gestaltung der Gesichtstheile zu bemerken, wie wir sie bei ägyptischen und asiatischen Werken zu sehen gewohnt sind. Der Löwenkopf ist ja später eins der geläufigsten Schildzeichen gewesen. Es wird deshalb nicht allzu kühn sein, ihn schon in mykenischer Zeit verwendet zu denken, in welcher es nachweislich schon Schildzeichen gab —

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0312
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der Schild des zuvorderst kämpfenden Mannes auf der Dolchklinge Abb. 227 ist mit drei großen in ihrem Umriß rosettenartigen Figuren geziert — und in deren Decorationssystem gerade der Löwe eine so große Rolle spielt.

Wir wenden uns nun zu den Gefäßen aller Art, an denen



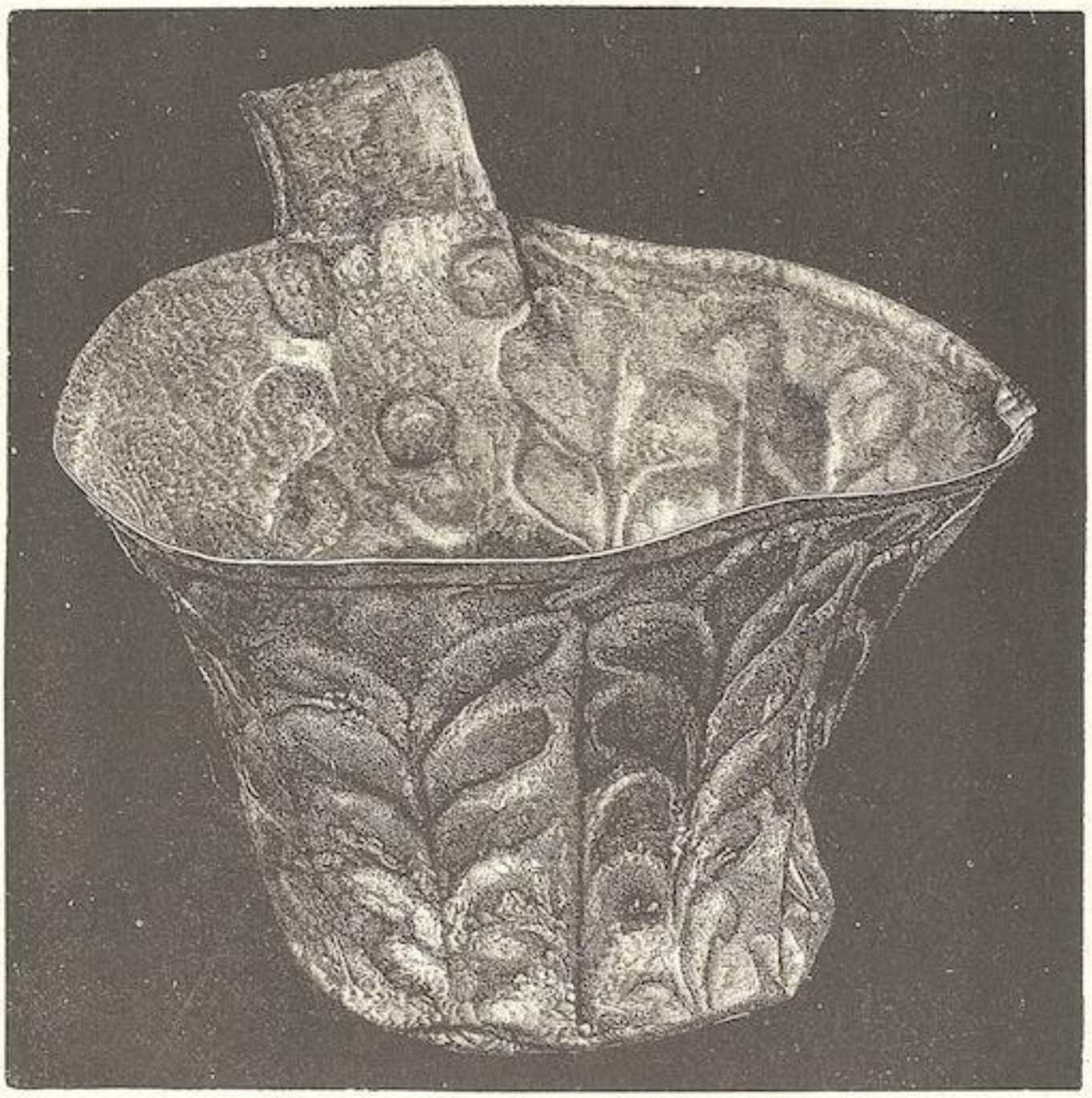
237. Goldene Löwenmaske aus dem IV. Grabe.

dieses Grab besonders reich war. Neun goldene Becher sind vorhanden, welche hauptsächlich zwei in Mykenä auch unter der Thonwaare sehr geläufige Formen repräsentiren. Das eine ist die einfache, schon von dem einzigen Becher des II. Grabes her bekannte: ein bloßer Kelch ohne Fuß mit einem angenieteten Henkel. Von solcher Gestalt sind fünf Becher in diesem Grabe, bald mit verticalen Furchen oder aufsteigenden Zweigen, bald

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0313
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mit einem horizontalen Reifen, bald mit vielen solchen Rillen verziert. Denjenigen mit den Zweigen stellt Abb. 238 dar.

Die andere der beiden Hauptformen unterscheidet sich dadurch, daß sie unter dem Kelch einen ziemlich hohen und schlanken



238. Goldener Becher aus dem IV. Grabe (Größe 4:5).

Fuß hat. Sie ist in drei Exemplaren vertreten, von denen eins ohne Ornamentation völlig den in Troja so zahlreich gefundenen rothen Thonbechern entspricht. Das zweite ist am Bauch mit umlaufenden Reifen und aufgesetzten Rosetten verziert. Das dritte und interessanteste ist von Silber und mit eingelegter Goldarbeit nach Art der Dolchklingen geschmückt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0314
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

(Abb. 239). An drei Stellen der äußern Kelchwölbung, nämlich dem Henkel gegenüber, sowie rechts und links davon ist ein niedriger Kübel mit Randprofilen, einem umlaufenden Zierbande und Handhaben zu beiden Seiten dargestellt, aus welchem Pflanzen aufwachsen und zwar dieselben Lotosstauden, die sich schon auf der großen Haarnadel des III. Grabes (Abb. 172)

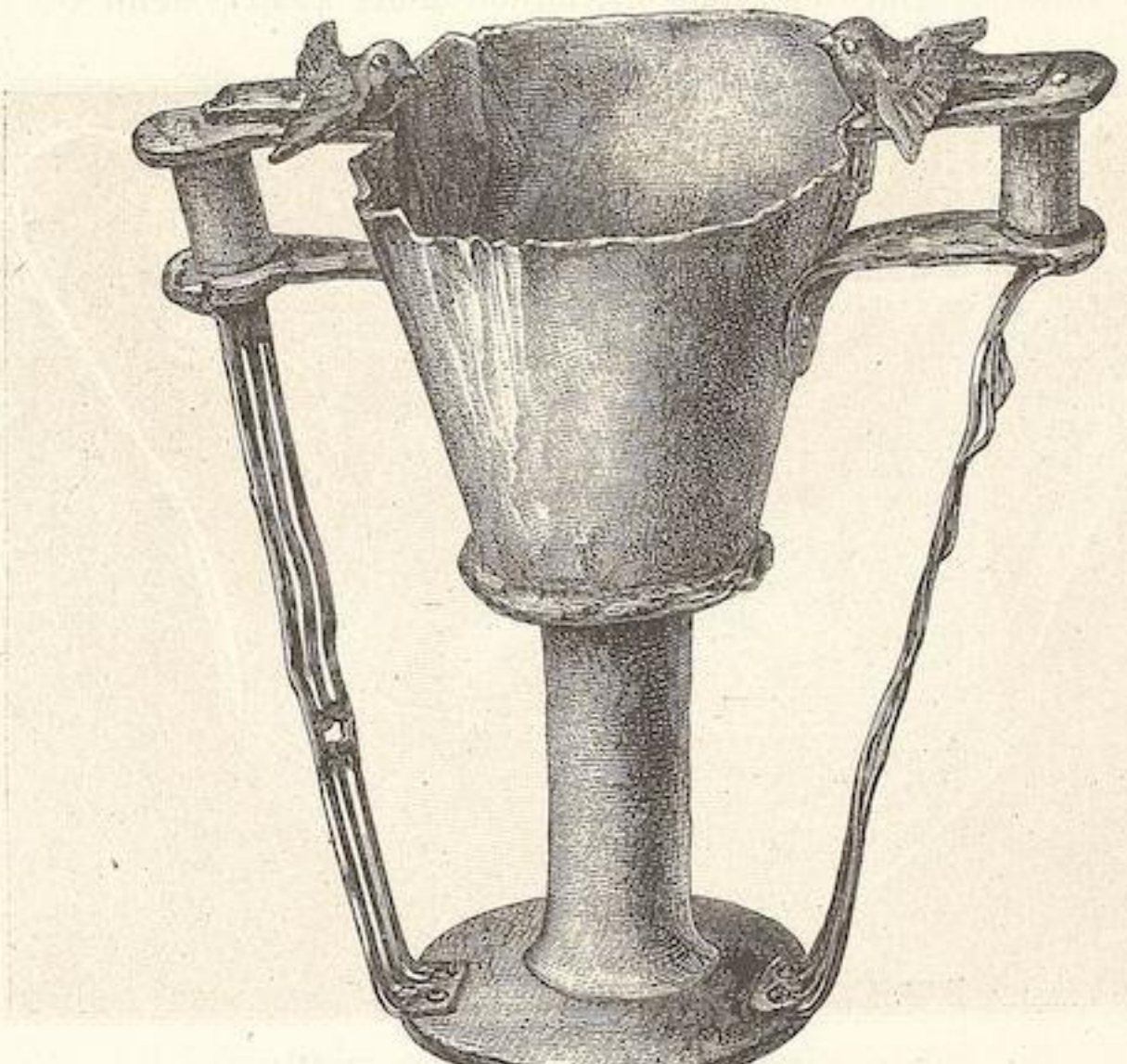
239. Silberner Becher aus dem IV. Grabe (Größe 4:7).

fanden. Unterhalb dieser Darstellungen sind rings um das Gefäß herum runde Goldblättchen eingelegt. Es ist bemerkt worden, daß diese Pflanzenkübel auf eine Pflege der Ziergärtnerei hinweisen, die in Griechenland zu keiner Zeit bestanden hat, die in den Euphratländern aber und in solcher Art noch mehr in Aegypten in hoher Blüte stand. Wir werden demnach abermals auf weite überseeische Verbindungen hingewiesen, denen, wenn nicht der Becher selber, so doch das Vorbild entstammen muß, von dem er sein Ziermuster entnahm.

Eine Weiterentwickelung dieser Becherform mit dem Fuß

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0315
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

stellt der Taubenbecher (Abb. 240) dar. Er zeigt annähernd dieselbe Gestalt des zur Aufnahme des Weines bestimmten Kelches, denselben hohen, unten flachen Fuß, ja sogar ganz dieselbe Construction des Henkels wie das zuletzt besprochene Stück; nur hat er nicht einen Henkel, sondern zwei, die noch durch einen drei-



240. Goldener Becher aus dem IV. Grabe (Größe 3:8).

theiligen Blechstreifen mit dem Fuße verbunden sind. Auf jedem Henkel sitzt eine Taube, und dieser Umstand hauptsächlich hat an die homerische Beschreibung des Nestorbechers erinnert:

> Auch ein stattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos,
> Welchen goldene Buckeln umschimmerten; aber der Henkel
> Waren vier, und umher zwo pickende Tauben an jedem
> Schön aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Boden.
> Mühsam hob ein andrer den schweren Kelch von der Tafel
> War er voll; doch Nestor der Greis erhob ihn nur spielend.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0316
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Tauben des Nestorbechers werden wir uns wol ähnlich angebracht denken dürfen wie auf dem unsrigen; im übrigen aber muß jener bei weitem anders ausgesehen haben als dieser: er war viel größer, hatte vier Henkel und auf jedem derselben zwei Tauben, und was es mit den zwei Böden — oder was das eigenthümliche griechische Wort ποδήνη sonst be-

241. Goldener Becher aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 5 : 8).

deuten mag — für eine Bewandtniß hat, bleibt völlig unaufgeklärt.

Ebenso wie bei den Bechern mit Fuß ist auch bei denen ohne Fuß neben der einhenkeligen Form eine zweihenkelige vorhanden. Abb. 241 stellt den goldenen Becher dieser Art dar. Bei ihm ist zugleich der Körper insofern verändert, als der obere Theil ausgeschweift und der untere gerundet gestaltet ist. Von derselben Form hat sich auch ein Thonbecher in diesem Grabe gefunden. Beide erinnern auffallend an die Gefäße aus

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0317
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Troja, welche wegen ihrer dort einzig dastehenden Gestalt Schliemann zur Annahme einer besondern Ansiedelung, der lydischen, veranlaßten.

Am auffallendsten aber in diesem Grabe und vielleicht unter den ganzen mykenischen Funden ist eine große Alabastervase, die

242. Alabastervase aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 2:5).

ihrer Form und Technik nach direct aus einem modernen Salon stammen könnte (242). Und doch reiht sie sich bei näherm Zusehen durchaus in die mykenische Formenwelt ein. Setzen wir unter den Rumpf des zuletzt besprochenen Bechers den Fuß des Silberbechers 239, so haben wir den Körper unserer Alabastervase. An demselben sind drei oben zur Spirale gerollte und unten ausgeschweifte Henkel mit feinen Stiften befestigt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0318
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Neben diesen Bechern und Vasen sind zwei Kannen in dem Grabe gefunden, eine sehr kleine goldene, die wir in Abb. 243 abbilden, und eine größere silberne von ziemlich der gleichen Form, aber ganz ohne Verzierung.

Von Thongefäßen sind nur wenige Scherben zu Tage gekommen, darunter ziemlich große Stücke mit einem Algen-

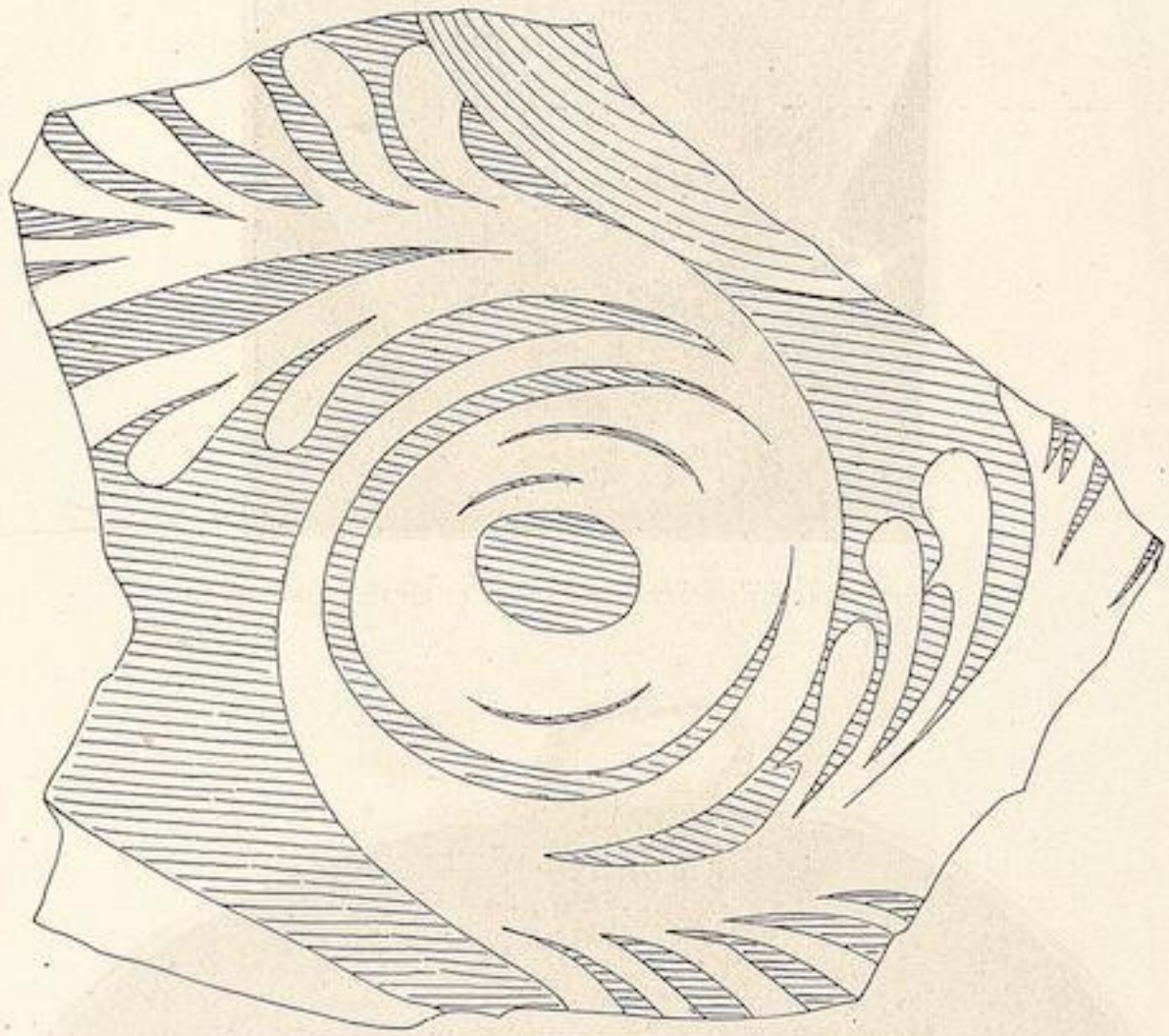
243. Kleine goldene Kanne aus dem IV. Grabe (Größe 7 : 10).

geschlinge in dünnem Weiß auf den durchscheinenden schwarzrothen Grund gemalt (Abb. 244).

Es folgen die großen kupfernen Kannen und Kessel, deren im ganzen 34 im Grabe gefunden sind. Sie scheinen sowol Männern wie Frauen mitgegeben zu sein, denn es lagen fünf am Südende des Grabes zu Füßen der beiden mit Masken ausgestatteten Männerleichen, weitere fünf an der Ostseite hinter den Köpfen der drei andern Leichen, ferner zehn an der West-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0319
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

seite zu den Füßen derselben und zwölf an der Nordwand. Von zweien wird der Fundort nicht angegeben. Diese Gefäße stellen in ihrer Hauptmasse wieder zwei Formen dar, einmal die der Kanne, wie Abb. 245 sie zeigt, mit einem großen, an Mündung und Bauch senkrecht befestigten Henkel und einem zweiten weiter unten horizontal angebrachten, der das Ueberneigen des



244. Vasenscherbe aus dem IV. Grabe (Größe 1 : 2).

Gefäßes erleichtern soll. Von dieser Form sind 7 Kannen vorhanden. Die stattliche Zahl von 22 dagegen zeigt die des flachen Kessels von Abb. 246, bald mit zwei, bald mit drei Henkeln, bald mit gerundeten, bald mit mehr steilen Wandungen. Von den fünf übrigen ist eins eine Pfanne mit einer Röhre als Griff, in die ein Stil gesteckt wurde, das zweite ein ovales Becken, das dritte und vierte zwei sehr große und tiefe Kessel, das vierte ein Dreifuß mit drei Henkeln und einem Ausguß.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0320
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

245. Große kupferne Kanne aus dem IV. Grabe (Größe 1:8).

246. Kupferner Kessel aus dem IV. Grabe (Größe 1:8).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0321
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

248. Silberner Ochsenkopf aus dem IV. Grabe
(Größe ungefähr 7 : 20).

S. 283.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0322
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0323

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Gewissermaßen zu den Gefäßen zu rechnen ist auch ein Hirsch aus einer Mischung von Blei und Silber gegossen, mit kräftigem Geweih, aus dessen hohlem Rücken eine kurze Röhre aufsteigt, welche beweist, daß das Thier wahrscheinlich als Vase oder Oelbehälter oder dergleichen benutzt wurde. Es ist recht plump gearbeitet (Abb. 247).

Zum Schluß sind noch einige Gegenstände übrig, deren Gebrauch sich nicht genau bestimmen läßt, vor allem der prächtige

247. Ein Hirsch als Gefäß aus dem IV. Grabe (Größe 3:7).

große Ochsenkopf aus Silber mit goldenen Hörnern (Abb. 248), der durch die naturgetreue Darstellung, besonders des Maules, Staunen erregt. An Maul, Schnauze, Augen und Ohren haben sich deutliche Spuren der Vergoldung erhalten, die nicht direct auf das Silber, sondern erst auf eine Plattirung desselben mit Kupfer gelegt worden ist. Auf der Stirn ist eine große Rosette befestigt und auch diese ruht auf einer ähnlichen Lage von Kupfer. Die Hörner sind aus dünnem Goldblech zusammengelöthet. Die Löthlinie ist noch deutlich zu erkennen; gerade in

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0324
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

249. Ochsenkopf aus Goldblech aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

ihr ist das eine Horn aufgeplatzt. Auf ägyptischen Wandbildern befindet sich unter den von fremden Völkerschaften dem Pharao dargebrachten Tributgeschenken ein Ochsenkopf, und ein andermal sehen wir ihn auf eben solchen Bildern als Gewichtsstück auf einer Wage stehen. Aber eine befriedigende Erklärung für unser Exemplar ist daraus leider bisjetzt nicht zu gewinnen. Vielleicht war der Kopf als Anathem im Grabe aufgehängt. Kleine

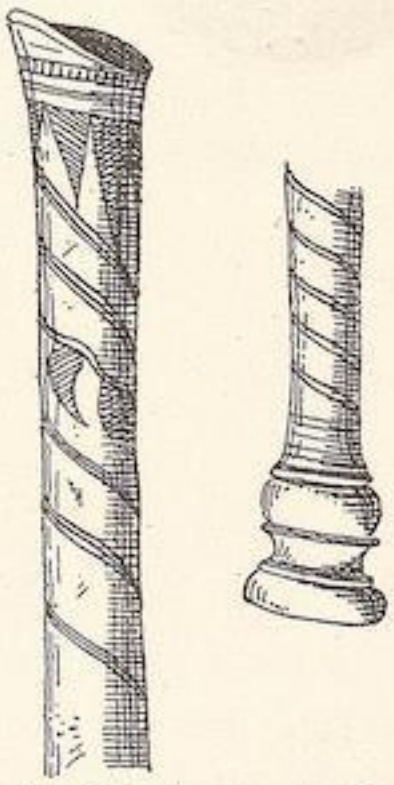
250. Eingelegter Griff aus dem IV. Grabe (Größe 3:4).

Ochsenköpfe mit der Doppelaxt zwischen den Hörnern haben sich aus Goldblech geschnitten etwa 56 in diesem selben Grabe

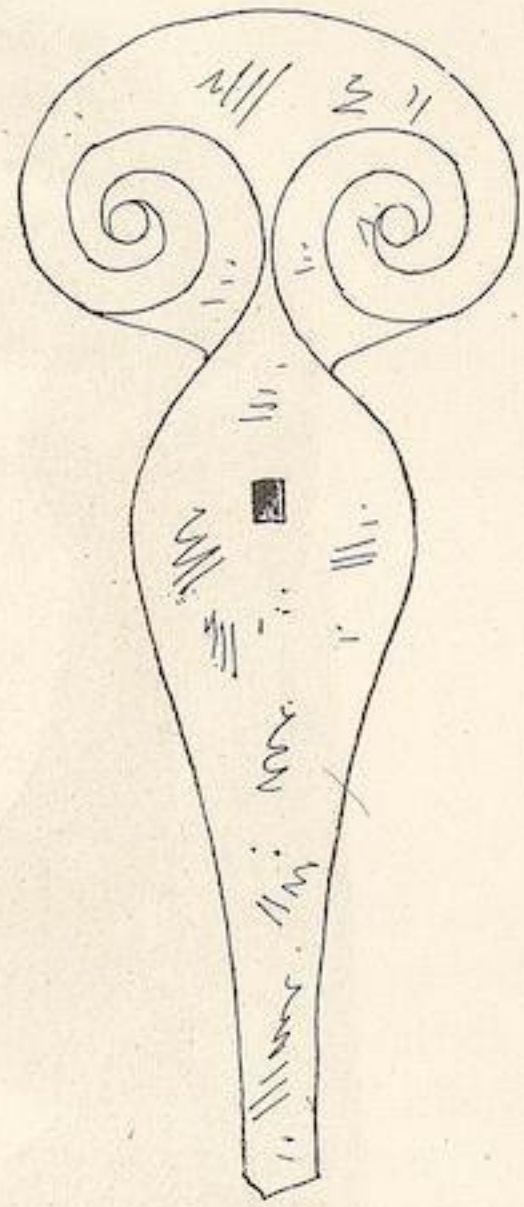
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0325
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gefunden (Abb. 249). Die Doppelaxt weist wieder nach Kleinasien, wo sie sich als Wappen der karischen Münzen bis in spätere Zeit erhalten hat.

Der in Abb. 250 abgebildete Griff mit Hülse wurde oben schon erwähnt. Die Hülse besteht aus einer Zusammenfügung von



251. Oberes und unteres Ende eines Scepters (Größe ungefähr 4:5).



252. Kupfernes Beil aus dem IV. Grabe.

vierblätterigen Blumen, von denen jedes Blatt mit einem kleinen Bergkrystallplättchen eingelegt ist. Der Griff zeigt in seiner Mittelpartie einen schuppigen Schlangenleib, dessen einzelne Schuppen ebenfalls aus Bergkrystall in Gold gefaßt bestehen. Die Endigung wird an beiden Seiten durch freilich sehr kümmerlich erhaltene Schlangen- oder Drachenköpfe gebildet. Da beide Stücke ihrer Technik nach doch wol zusammengehören, ist es

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0326
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

wegen der runden und engen Hülse nicht wahrscheinlich, daß sie als Schwertgriff dienten. Vielmehr dürfte Schliemann recht haben, wenn er sie für Scepterschmuck hält. Daß Scepter in dem Grabe vorhanden waren, wird auch von anderer Seite

253. Schleife aus Alabaster aus dem IV. Grabe (Größe 2 : 3).

her wahrscheinlich. Es ist eine in zwei Stücke gebrochene, im ganzen etwa 40 cm lange Goldhülse vorhanden, die nur einen Stab umschlossen haben kann. Ihr unteres und oberes Ende zeigt Abb. 251. Unten tritt als Ornament dasselbe Dreieckmuster auf wie bei den Halbsäulen vor dem Schatzhause des

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0327
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Atreus; der obere Abschluß erinnert einigermaßen an die Kapitelle desselben, die Vorläufer der dorischen.

Endlich sind noch die merkwürdigen Alabasterschleifen zu erwähnen (Abb. 253), von denen zwei ganze Exemplare und mehrere Bruchstücke gefunden sind. Sie zeigen am untern Ende plastisch angegebene Fransen und im übrigen eine carrirte Ornamentation in weißen Linien auf hellgrünen Grund gemalt. Die hintere Seite ist eine glatte Fläche, was im Verein mit drei Bohrlöchern in der Mitte des Stückes zeigt, daß dasselbe auf einen größern Gegenstand aufgeheftet war; ob aber auf einen Schild oder auf was sonst, bleibt räthselhaft. Es verdient Beachtung, daß wir vollkommen ähnliche Gegenstände in den ägyptischen Wandgemälden und Sculpturen in der Hand der Könige oder Hohenpriester sehen, wo sie für das Symbol der Einweihung in die religiösen Mysterien gehalten werden.

8. Das fünfte Grab.

Das fünfte Grab hat annähernd dieselbe Größe wie das erste und dritte. Es fanden sich in demselben drei Leichen, ebenso wie sonst etwa drei Fuß voneinander entfernt und wie gewöhnlich mit den Köpfen nach Osten gewendet. „Alle drei", sagt Schliemann, „waren ungewöhnlich groß und schienen mit Gewalt in den kleinen Raum von nur 5 Fuß 6 Zoll hineingepreßt zu sein, der ihnen zwischen den Wandmauern verblieb; die fast unverletzten Beinknochen sind ungewöhnlich lang." Während zwei der Körper mit großen goldenen Masken ausgestattet waren, hatte der dritte mittlere keine solche, sondern fand sich überhaupt beinahe ohne jeglichen Goldschmuck. Und da auch in einigem Abstand über den Leichen 12 goldene Knöpfe, kleine Goldbleche und zahlreiche Gegenstände von Knochen zerstreut gefunden wurden, so schließt Schlie-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0328
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mann, daß das Grab bereits im Alterthum geöffnet und die eine Leiche beraubt worden sei. Die Körper von zwei Leichen zerfielen sofort beim Zutritt der Luft: „Aber von dem dritten war das runde Gesicht mit allem Fleisch wunderbar unter der schweren goldenen Maske erhalten; man sah keine Spur von Haar, jedoch waren beide Augen deutlich sichtbar, ebenso der Mund, der unter der auf ihn drückenden großen Last weit geöffnet war und seine 32 schönen Zähne zeigte. Die Nase war ganz verschwunden. — So stark war der Druck des Schuttes und der Steine gewesen, daß der Körper auf eine Dicke von 1 bis 1½ Zoll reducirt war."

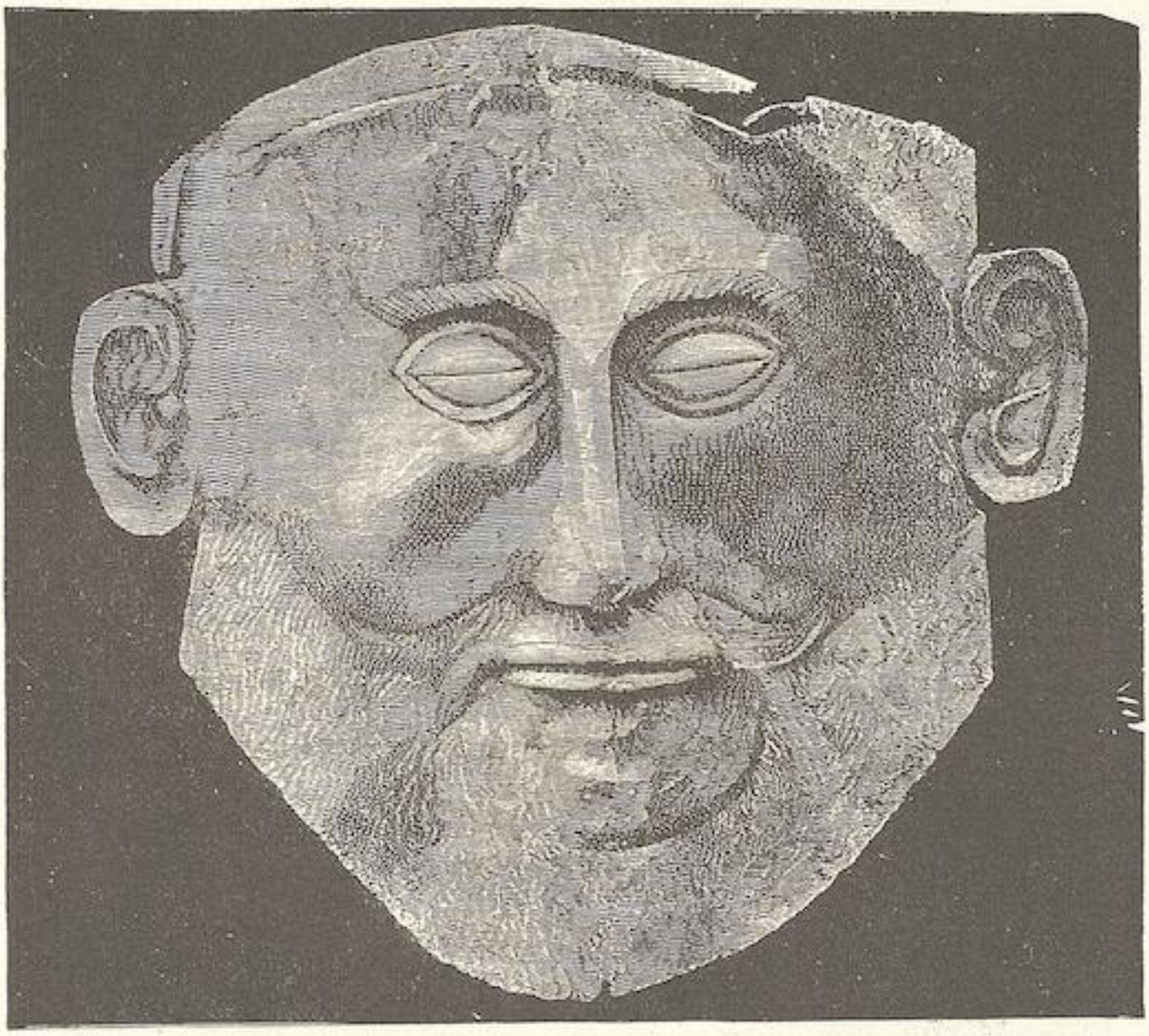
Aus der Größe der Knochen wäre schon zu schließen, daß hier drei männliche Leichen bestattet waren. Der Schluß wird bestätigt dadurch, daß in dem Grabe nur diejenigen Beigaben gefunden wurden, die wir im vierten den männlichen Todten zuweisen konnten, und nichts von dem, was uns sonst auf weibliche hingewiesen hat.

Die Beigaben gehen nur in wenigen Fällen über die schon aus dem vierten Grabe bekannte Ausstattung hinaus. Die Hauptstücke lassen sich diesmal nach den Fundangaben ziemlich genau auf die einzelnen Leichen vertheilen, und die einfachere Ausstattung der einen hebt sich alsdann scharf ab von der reichern und kunstvollern der andern. So gehört z. B. bei der einen Leiche zu einer Brustdecke ohne Verzierung auch ein Schwertband ohne Verzierung; und auf ihrem Gesicht lag eine Maske, die viel unvollkommener gearbeitet ist als die der andern Leiche, welche letztere auch eine über und über verzierte Brustplatte hat und sonstige reiche Beigaben.

Das Wichtigste sind die Masken. Auf dem Gesichte des am Südende des Grabes liegenden Todten fand sich die bärtige Maske Abb. 254. Sie zeigt ein sehr wohlgebildetes Gesicht, ziemlich engstehende Augen, eine lange feine Nase und einen Mund mit schmalen Lippen. Die Augen, mit einem doppelten Rande umgeben, sind durch die mitten durchgehende Trennungs-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0329
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

linie der beiden Lider deutlich als geschlossen gekennzeichnet. Die Wimpern sind nicht angegeben. Dagegen sind Brauen und Bart, und zwar ein Vollbart, nicht blos etwas in Relief erhoben, sondern auch durch Innenzeichnung mit eingetieften Strichen belebt.

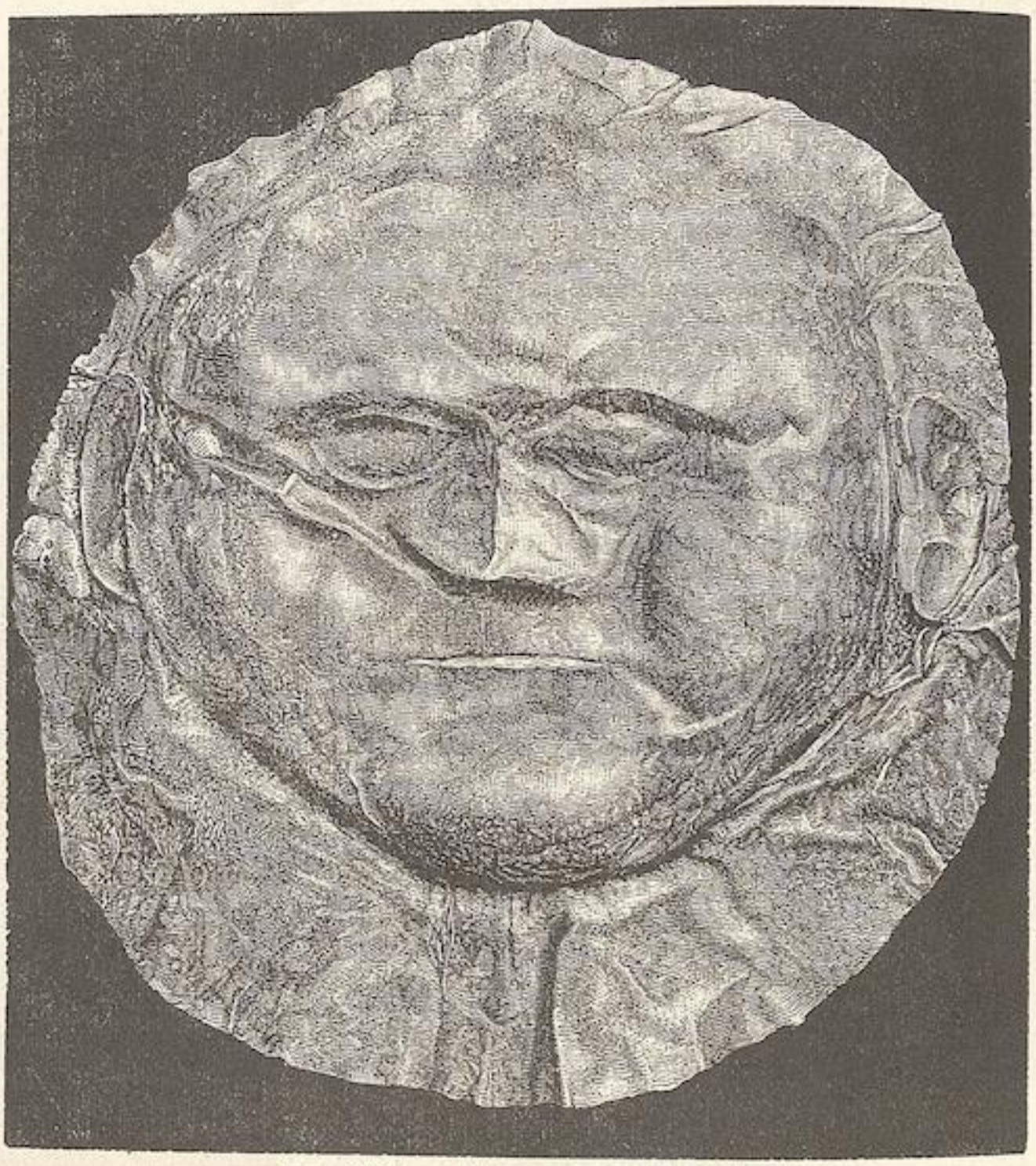


254. Goldene Maske aus dem V. Grabe.

Ganz anders sieht die andere Maske aus, die auf dem Gesicht des am Nordende bestatteten Todten lag (Abb. 255). Das Gesicht ist bartlos und fast kugelrund, die Nase kurz und breit, der Mund nur durch eine gerade tiefe Linie angegeben, die Brauen durch einen schmalen erhabenen Streifen dargestellt. Die Bartlosigkeit, die Form des Gesichts und der Nase kommen natür-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0330
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

lich auf Rechnung des Individuums, welches dargestellt werden sollte. Aber die Art, in welcher Augenbrauen und Mund angegeben sind, zeigt entschieden im Vergleich mit der bärtigen Maske einen Mangel an Geschick oder an Sorgfalt des An-



255. Goldene Maske aus dem V. Grabe.

fertigers. So können auch hier wieder die Masken nicht von derselben Hand hergestellt und die Leichen kaum zu derselben Zeit begraben worden sein.

Der Leiche mit der bärtigen Maske am Südende des Grabes gehörte die goldene Brustdecke an, welche Abb. 256 wiedergibt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0331
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

256. Goldene Brustdecke aus dem V. Grabe.

S. 290.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0332
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0333

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Sie ist oben etwa doppelt so breit als unten; in dem obern Theile sind in ovalen Buckeln die beiden Brustwarzen angegeben, die ganze übrige Fläche ist mit sehr geschickt ineinander verschlungenen Spirallinien geschmückt. Zu demselben Körper gehörte das mit Rosetten und Spiralen verzierte Goldband Abb. 257, welches sich noch um den Armknochen gewickelt fand.

257. Goldenes Band.

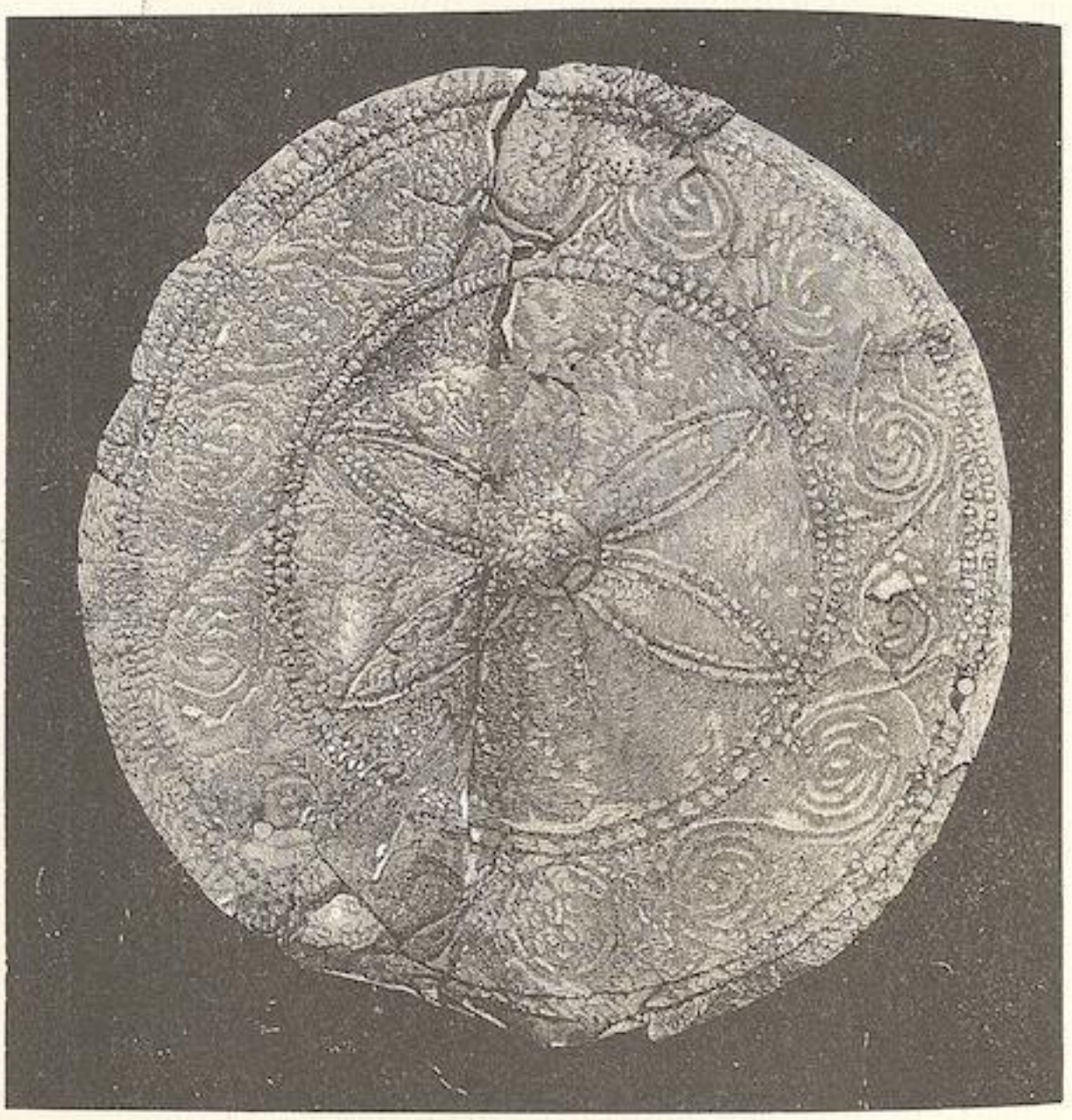
Es lagen bei ihm auch eine große Masse von durchbohrten Bernsteinkugeln, die also, da gerade diese Leiche die bärtige Maske hatte, in jener Zeit sicher auch zum Geräth der Männer gehörten, sei es nun daß diese selbst sie trugen, oder daß sie mit Knochenröhren und Eberzähnen zusammen als Halsschmuck der Pferde dienten.

Auch wurden bei diesem Gerippe 37 runde Goldblätter von verschiedener Größe und 21 Bruchstücke von solchen gefunden (Abb. 258). Sie ähneln durchaus den 701 Goldblättern, die wir in dem Frauengrabe III kennen gelernt und dort als Kleiderbesatz aufgefaßt haben. Sie gehörten aber, wie wir jetzt sehen, nicht blos der Frauen-, sondern auch der Männertracht an, und das Gewand, auf welchem sie saßen, war, wenn Schliemann richtig beobachtet hat, einer der Leichen über den Kopf gezogen. Er berichtet nämlich über den besterhaltenen Körper am Nordende des Grabes: „Die Stirn des Mannes war mit einem einfachen runden Goldblatte geziert, und ein noch größeres Blatt lag auf dem rechten Auge; außerdem bemerkte ich ein großes und ein kleines rundes Goldblatt auf der Brust unterhalb der großen Brustplatte und ein anderes oberhalb der rechten Lende."

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0334
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Bei dem bärtigen Todten an der Südwand lagen dann ferner noch zwei zerbrochene silberne Vasen, eine große Vase von Alabaster, in welcher merkwürdigerweise 38 goldene Knöpfe und eine keilförmige goldene Röhre enthalten waren.

Die Schwerter waren bei den drei Todten ziemlich gleich vertheilt; dieselben sollen nachher einheitlich besprochen werden.

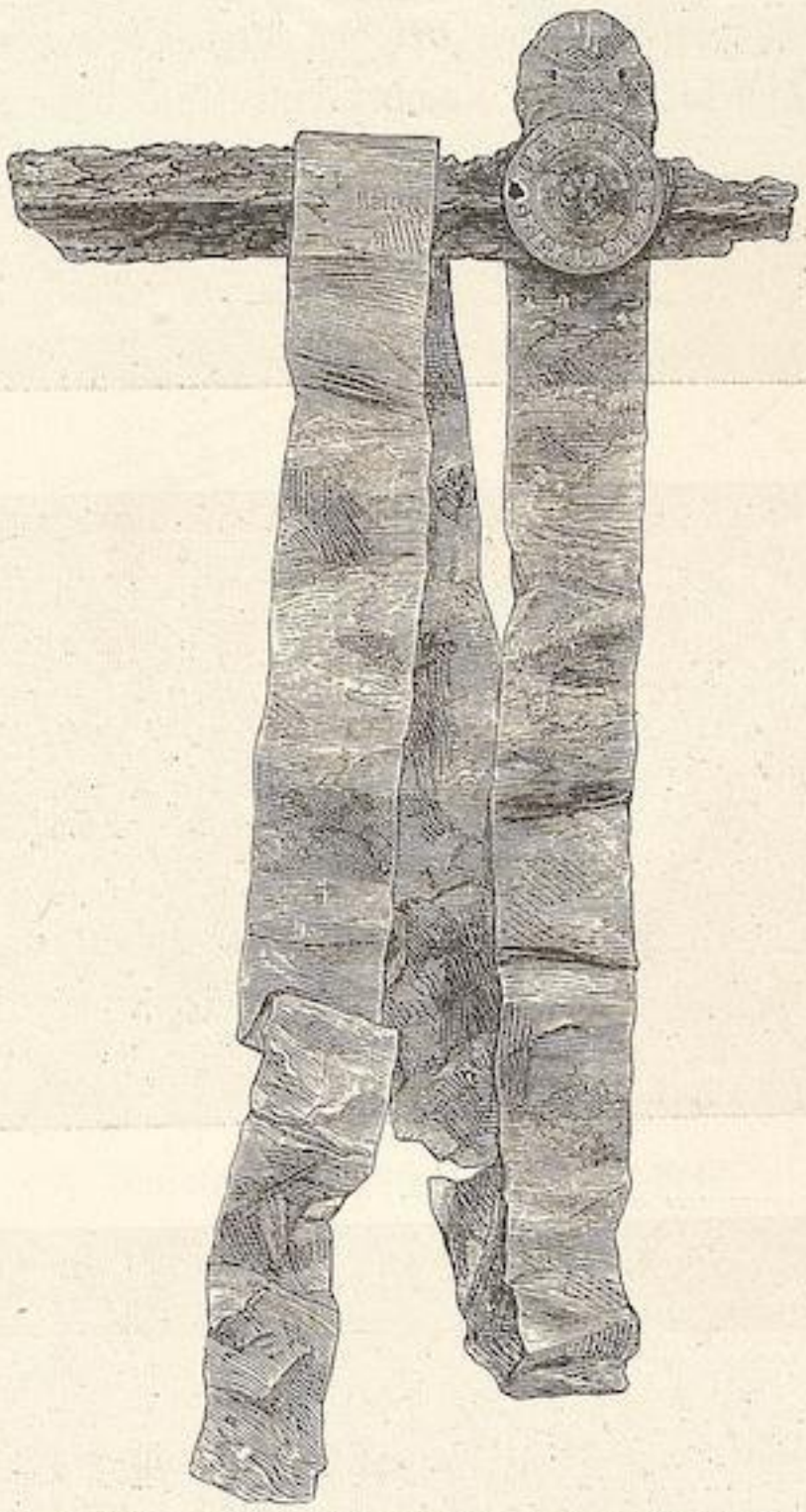


258. Goldblatt aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

Bei dem Todten mit der bartlosen Maske am Nordende des Grabes fand sich, wie schon erwähnt, eine unverzierte Brustplatte und ein ebensolches Schwertband. Auf der Platte sind nur die Brustwarzen angegeben in ähnlicher Weise wie bei Abb. 256, das Schwertband stellt Abb. 259 dar. Es sitzt mit dem einen Ende noch an dem Rest des Schwertes fest, an welchem sich auch einer der runden Knöpfe vom Scheidenschmuck

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0335
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

erhalten hat. Von diesen Knöpfen wurden im Grabe wieder eine sehr große Menge gefunden; gegen 340 hat Schliemann gezählt. Sie zeigen dieselben beiden Formen, rund und rhom-

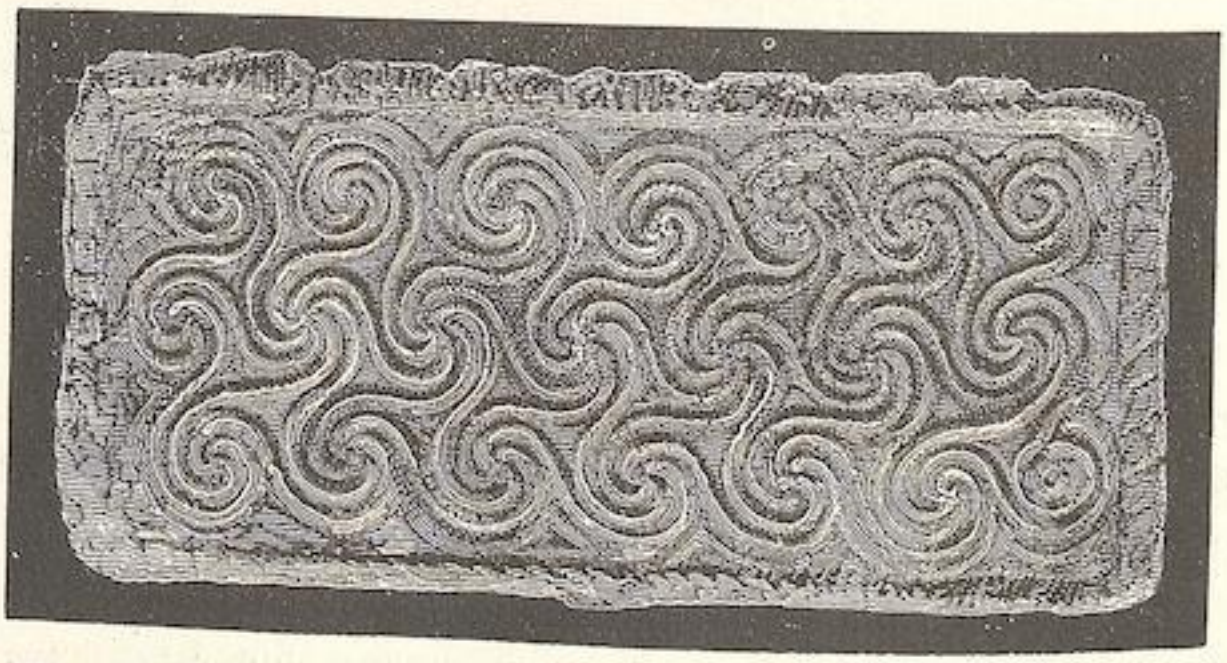


259. Goldenes Schwertband aus dem V. Grabe (halbe Größe).

bisch, wie die des vorigen Grabes, wenn auch gelegentlich eine andersartige Verzierung (s. unten Abb. 273 und 274).

Sehr interessant sind die 12 verzierten viereckigen Goldplatten, welche neben dem Körper am Nordende des Grabes

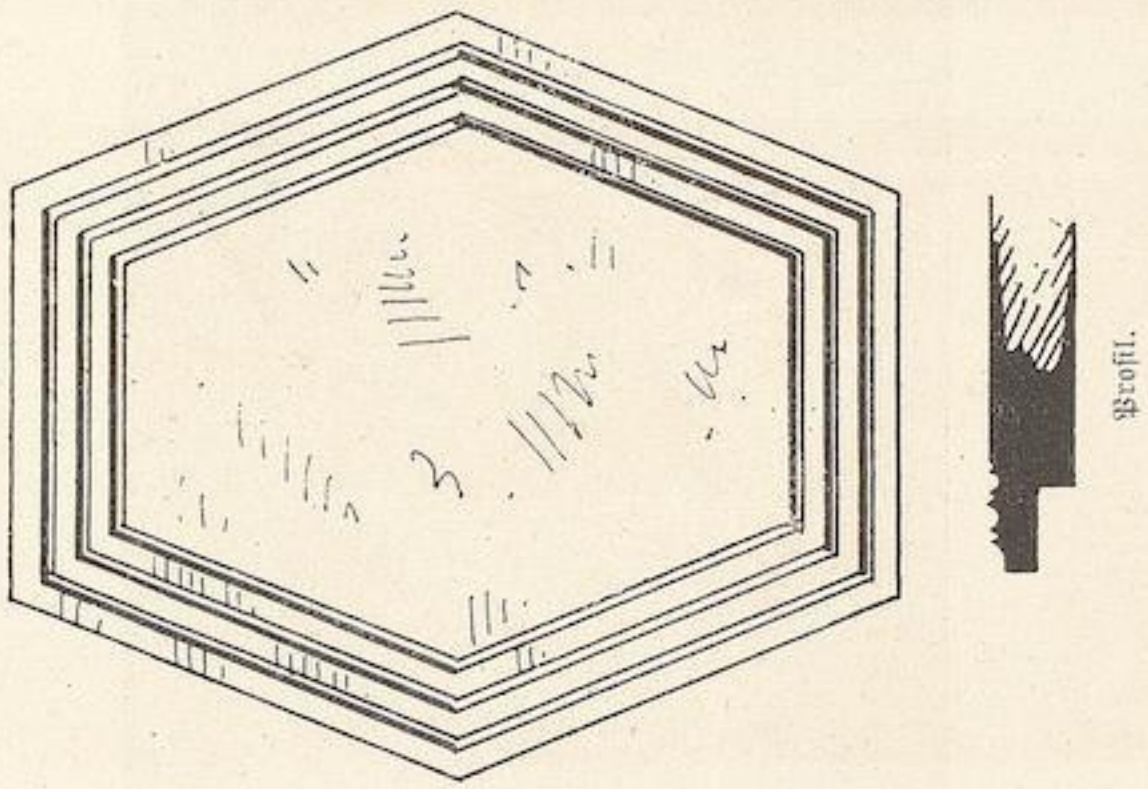
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0336
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



260 — 262. Goldplatten von einem Kästchen aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0337
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

gefunden wurden. Von jedem der drei hier abgebildeten Stücke sind 4 Exemplare vorhanden. Auf Abb. 260 jagt ein Löwe nach rechts stürmend einen Steinbock, der vor ihm wegspringt und den Kopf umwendet. Der leere Raum über wie unter den Thieren ist durch Palmengipfel und andere Zweige ausgefüllt. Abb. 261 zeigt dieselbe Darstellung, nur mit dem Unterschiede, daß der Löwe größer gebildet ist und nach links läuft, und der Steinbock des so verminderten Raumes wegen umgewandt und mit seinem Vorderkörper über dem Löwen befindlich dargestellt



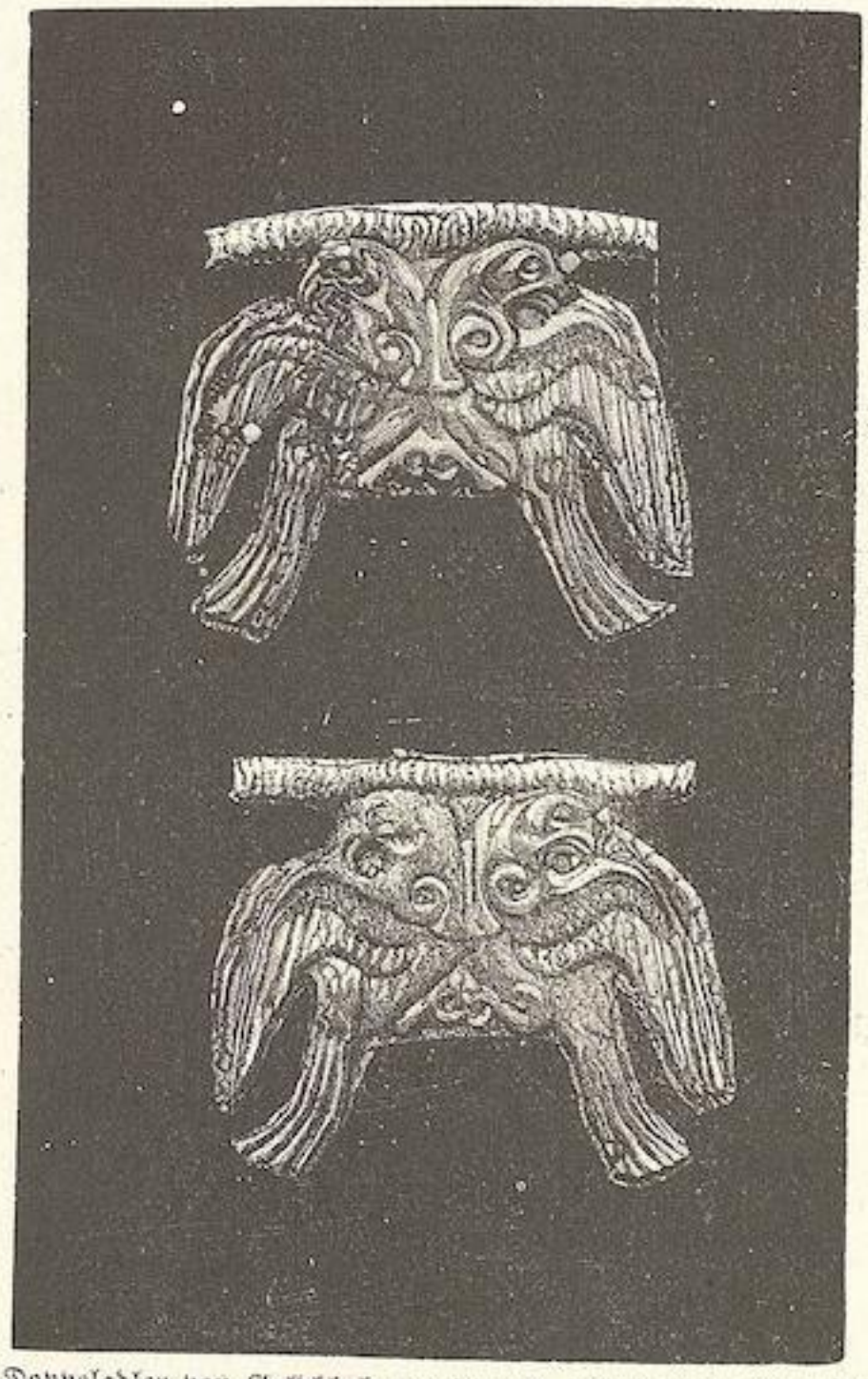
263. Holzboden eines Kästchens aus dem V. Grabe.

ist. Als Raumfüllung ist hier zu dem Laubwerk noch ein Ochsenkopf mit riesigen Augen hinzugekommen. Das dritte etwas kürzere Blech (262) zeigt eine kunstreiche Verschlingung von Spiralen, dasselbe Muster, das uns schon öfter begegnet ist.

Es hat sich mir im Museum ergeben, daß diese 12 Blechstücke zu zwei Kästchen gehören, deren sechsseitige hölzerne Böden noch vorhanden sind. Die letztern haben die in Abb. 263 dargestellte Form mit vier langen und zwei schmalen Seiten. Die langen entsprechen im Maß genau unsern längern, die schmalen den kürzern Goldblechen. Da Schliemann die 12 Bleche zu

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0338
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

beiden Seiten des betreffenden Todten gefunden hat, nehme ich an, daß wir zwei Käſtchen vor uns haben in der Weiſe, daß die vier langen Exemplare von Abb. 260 mit zwei ſchmalen von 262 zuſammen das eine bildeten, und die vier von Abb. 261 mit den andern beiden von 262 das andere.



264. Doppeladler von Goldblech aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

Derſelbe Todte am Nordende des Grabes war es auch, auf deſſen Geſicht, Bruſt und Lenden die fünf oben ſchon erwähnten runden Goldplättchen gefunden wurden. Ferner lagen bei ihm fünf aus Goldblech gearbeitete Doppeladler nach Art der ähnlichen Stücke aus Grab III, nur daß die neuen nicht auf

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0339
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

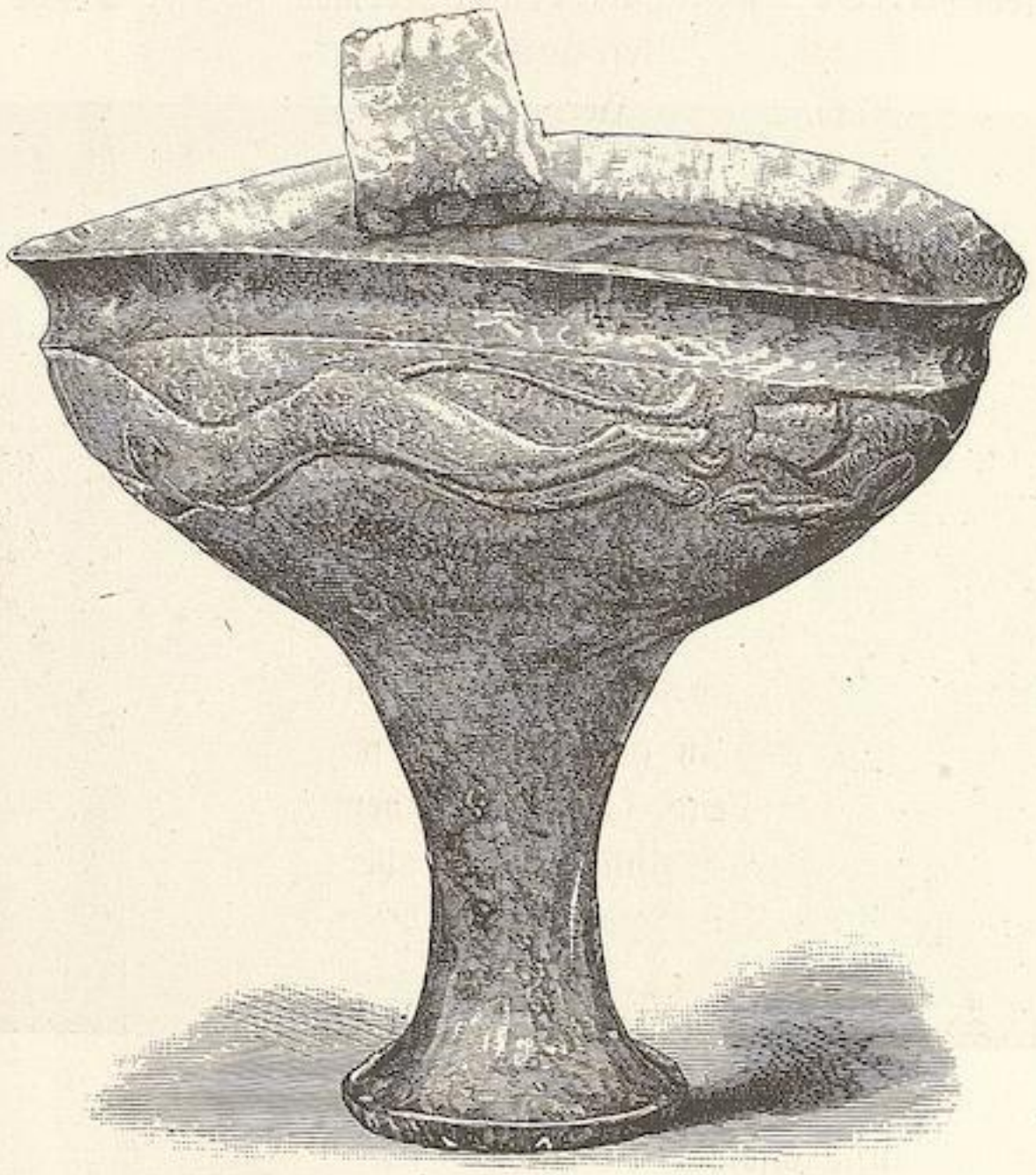
die Kleider aufgeheftet, sondern, wie eine über ihren Köpfen befestigte Röhre zeigt, auf einen Faden aufgezogen waren, also wahrscheinlich zu einer Halskette gehörten. Bei demselben Todten fanden sich sehr viele Gefäße, nämlich eine große silberne Vase und vier silberne Becher, diese alle sehr zerstört; dann drei Goldbecher, die wieder die beiden Formen haben, welche wir

265. Goldener Becher aus dem V. Grabe.

oben als typisch für die mykenischen Trinkgefäße bezeichnet haben: zwei zeigen den einfachen, in gerader Linie nach unten sich verengenden Kelch mit flachem Boden, einer den gerundeten Kelch mit hohem schlanken Fuß; alle haben nur einen Henkel, der, wie immer, angenietet ist. Die beiden Exemplare der ersten Form sind einfach ornamentirt, das eine mit hohen Rundbogen ringsum, das andere mit dem üblichen verschlungenen Spiralornament (s. Abb. 265). Den mit laufenden Löwen geschmückten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0340
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Becher der zweiten Form geben wir in Abb. 266, um zu zeigen, wie sehr die Mykenier es liebten, diese Thierart immer wieder in demselben Schema darzustellen. Zu diesen Fundstücken gehört schließlich noch ein hoher, geradwandiger mit einem Fuß versehener Kelch aus Alabaster.

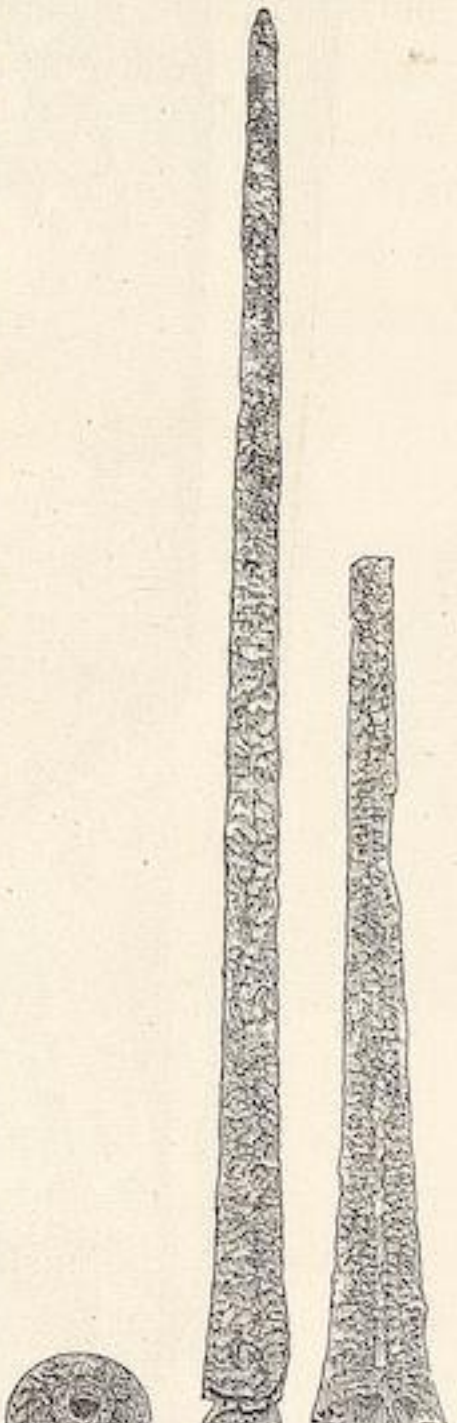


266. Goldener Becher aus dem V. Grabe.

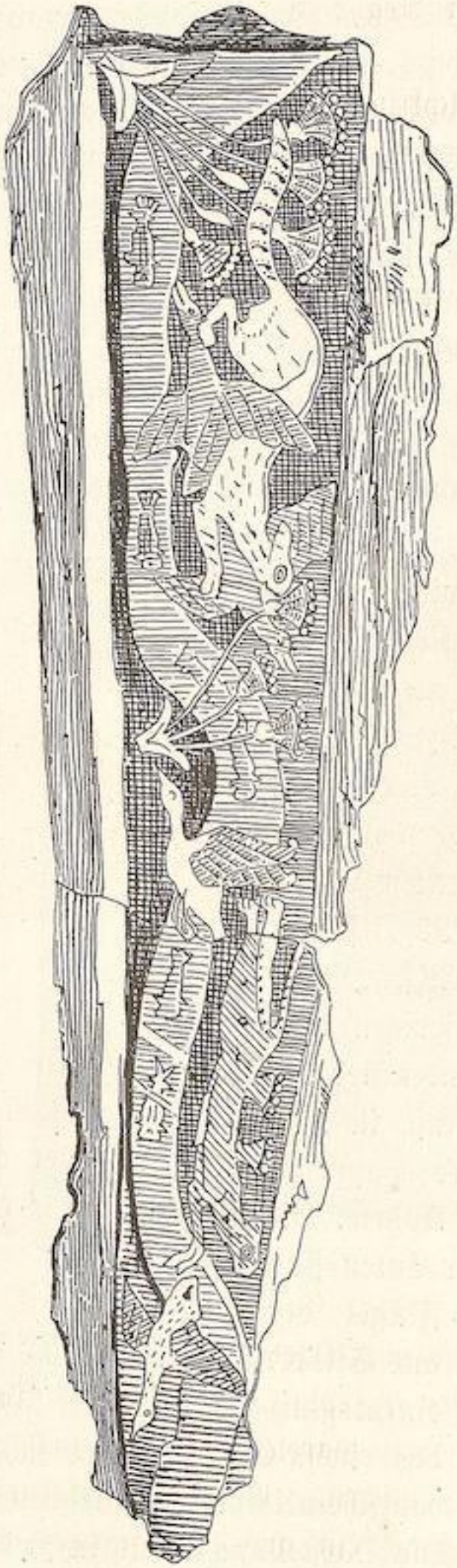
Wir gehen nun zu den Gegenständen über, von denen nicht feststeht, wie sie sich auf die einzelnen Leichen vertheilen. Dahin gehören zwei Gamaschenhalter, genau wie die aus dem vierten Grabe, mit drei Rosetten und je einem Zweige in den Ecken verziert, sodann einige Bruchstücke von Armbändern, ähnlich dem in Abb. 257 dargestellten, und vor allem eine sehr große

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0341
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Zahl von Schwertern (267—269) und Dolchen. Wenn man ganze und Bruchstücke zusammenrechnet, können gegen sechzig im Grabe gewesen sein. Unter ihnen befinden sich wieder verschiedene mit sehr schönen Darstellungen; so eine lange Schwertklinge, auf der neben der Mittelrippe jederseits eine Reihe laufender Pferde in flachem Relief ausgearbeitet ist (Abb. 271). Das Hervorragendste bieten aber wieder die Dolchklingen mit ihrer eingelegten Arbeit. Eine kann sich durchaus mit der Darstellung der Löwenjagd aus dem vierten Grabe messen. Auf ihren beiden Seiten sehen wir in ziemlich gleicher Weise katzenähnliche Thiere in einem Sumpfgebüsch Enten jagen (Abb. 270). Es sind jedesmal zwei Katzen oder Panther dargestellt und vier Enten, die erstern nicht nach dem gewöhnlichen Schema der Löwen in gestrecktem Laufe, sondern eher schleichend; die Vögel suchen halb fliegend zu entwischen, sind aber zum Theil schon von den gierigen Verfolgern gepackt. Zwischen und unter den Thieren hin zieht sich ein Fluß, in welchem Fische schwimmen und Papyrusstauden aufwachsen. Die Katzen, die Pflanzen und die Leiber der Enten sind aus Gold eingelegt, die Flügel der Enten aber sowie der Fluß aus Silber, und die Fische wieder aus einem ganz dunklen Stoff. Am Halse der einen Ente befindet sich sogar ein rother Blutstropfen, wahrscheinlich mit gefärbtem, d. h. legirtem Golde hergestellt. Die Darstellung wirkt in Zeichnung und Farben außerordentlich lebendig und schön. Die Papyrus-



267—269. Schwerter aus dem V. Grabe (Größe 1 : 3).



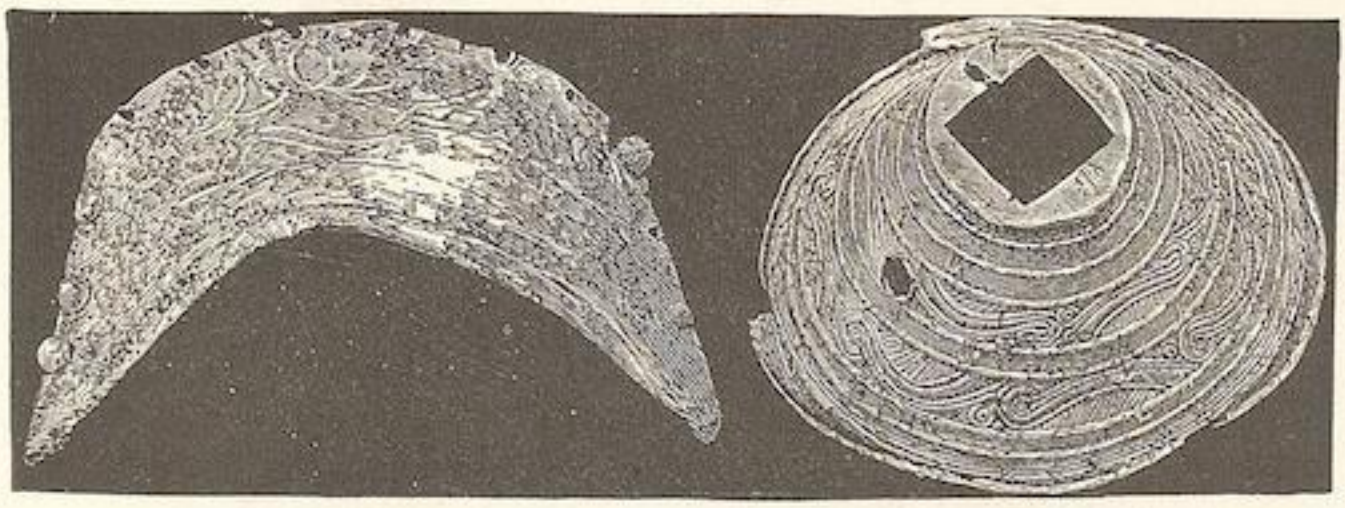
270. Eingelegte Dolchklinge aus dem V. Grabe.

271. Verzierte Schwertklinge aus dem V. Grabe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0343
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

pflanzen erinnern wieder an Aegypten als die wahrscheinliche Heimat der Vorlage.

Auf einer andern Dolchklinge sind einzelne Kelchblüten mit je drei Staubgefäßen eingelegt und mit denselben auch der noch anhaftende Goldblechüberzug des Griffs geschmückt. Auf einer dritten kehrt das bekannte dreireihige Spiralenmotiv von der Stele 146, nur mit geringer Abänderung, wieder. Die Verzierung ist hier aber insofern anders hergestellt, als die in die Klinge eingelegte Platte nicht die Darstellung in besonderer Einlegung aufnahm, sondern selbst schon eine Goldplatte war, die dann nur gravirt und schwarz eingelassen wurde.



272. Knauf und Hälfte der Parirstange von einem Schwertgriff aus dem V. Grabe (Größe 4 : 9).

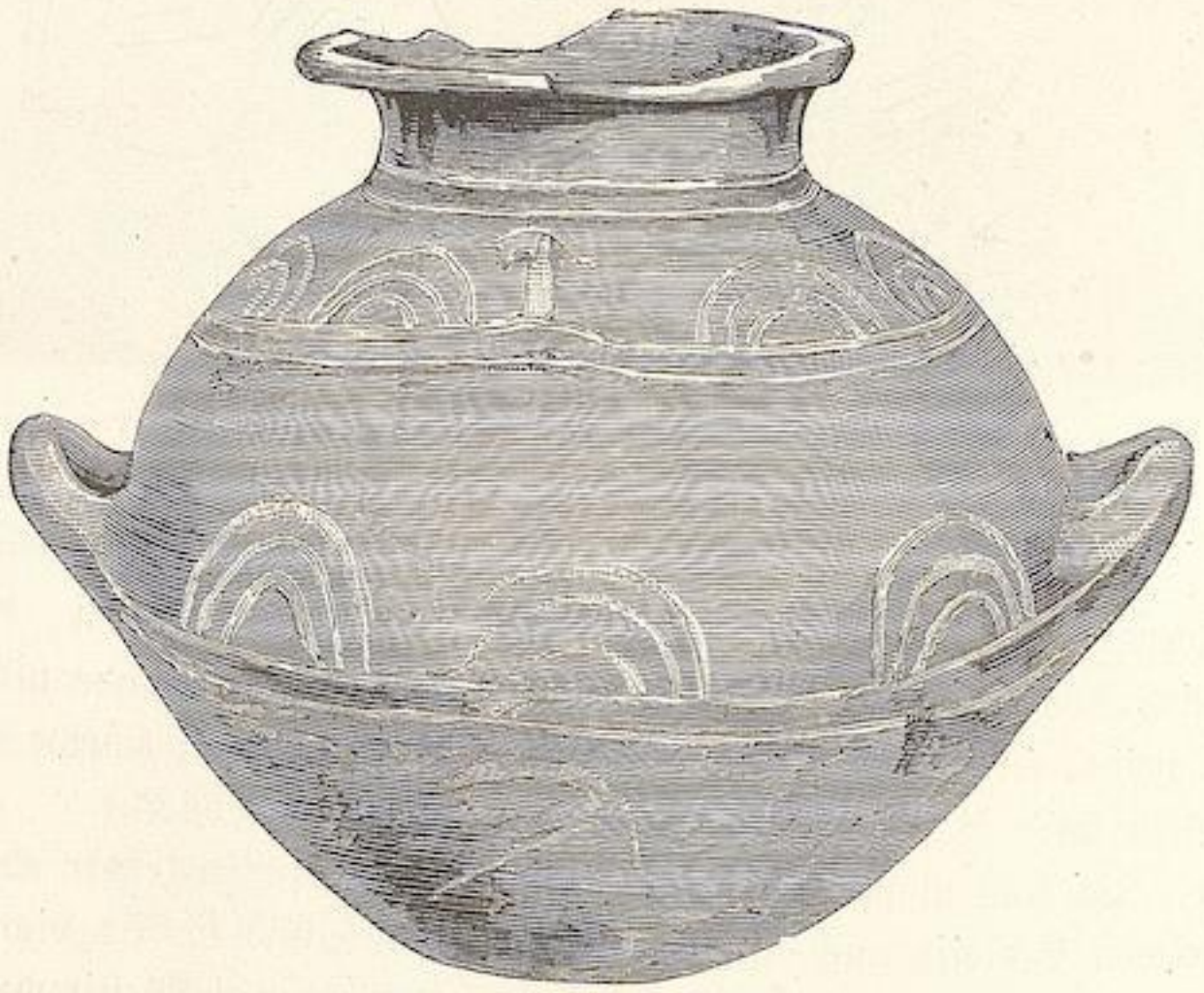
An Schwertgriffen kommen in dem Grabe keine neuen Formen vor; jedoch ist ein Bruchstück so wohlerhalten, daß seine Abbildung nöthig scheint (s. Abb. 272). Auf der runden Scheibe, in die das viereckige Loch eingeschnitten ist, setzte der Griff an.

Es fanden sich dann in diesem Grabe die Reste einer ebensolchen Schleife aus ägyptischem Porzellan, wie sie im vierten Grabe lagen, ebenfalls hinten abgeplattet, also die Bestimmung der Aufheftung zeigend. Ferner waren da eine Menge Bruchstücke von Thonvasen und Bechern. Eine gut erhaltene der erstern zeigt Abb. 275. Es ist ein großes bauchiges Wassergefäß mit zwei Henkeln. Die sehr einfachen Verzierungen, be-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0344
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

stehend aus Bändern mit aufgesetzten Halbkreisen, sind in weißer Farbe auf den röthlichen Thon gemalt.

273 und 274. Goldene Knöpfe aus dem V. Grabe.



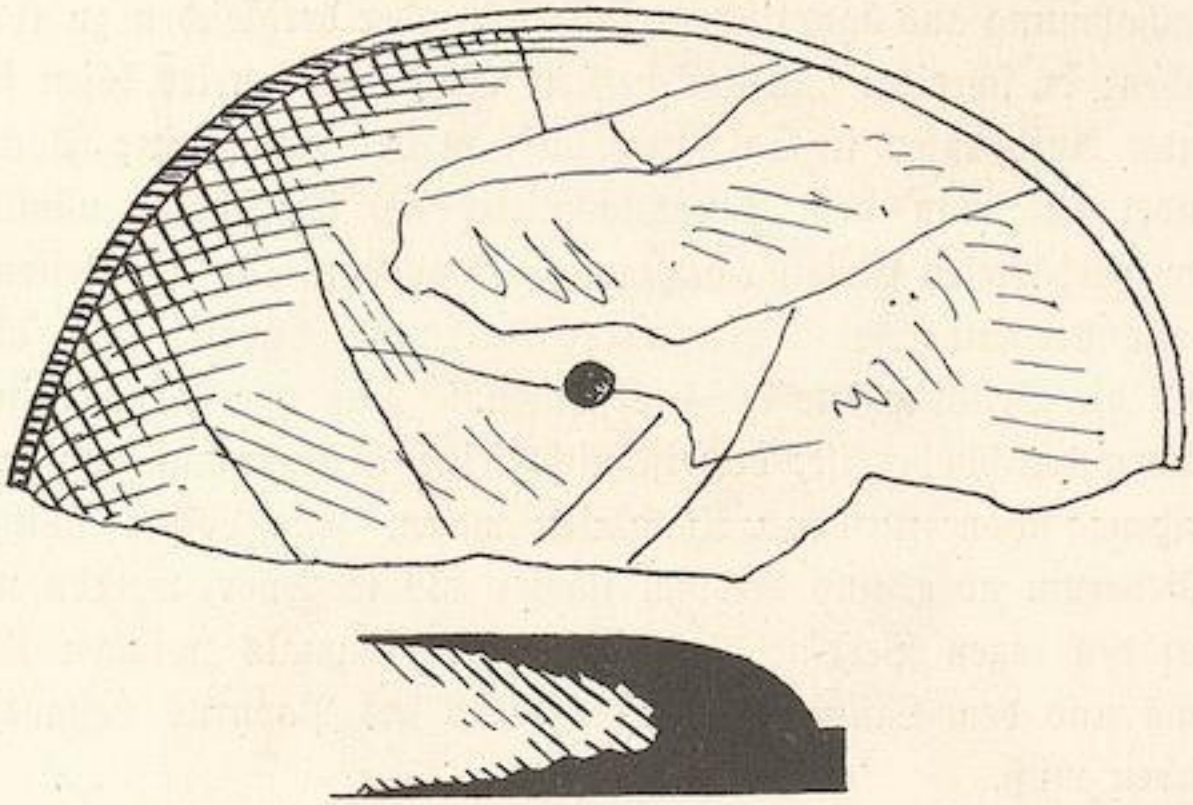
275. Thonvase aus dem V. Grabe.

Sieben große kupferne Gefäße, welche sämmtlich an der Westwand, zu Füßen der Leichen standen, treten wieder in denselben beiden Formen auf, in denen wir diese Geräthe schon aus

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0345
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

dem vierten Grabe kennen. Zwei sind große Wasserbehälter wie Abb. 245, mit einem vom Rande bis zum Bauch gehenden und einem andern zum Umkippen dienenden Henkel; fünf sind Kessel wie Abb. 246, mit zwei oder drei Henkeln am Rande.

Nicht ohne Wichtigkeit ist eine große Holzplatte, die sich aus verschiedenen Bruchstücken hat zusammensetzen lassen, und die ich für das Fragment eines Schildes halte. Abb. 276 stellt



Profil.

276. Bruchstück eines hölzernen Schildes aus dem V. Grabe.

dieselbe dar. Sie wölbt sich nach dem erhaltenen Rande hinunter, dieser springt mit einer sauber gearbeiteten, schmalen, horizontalen Platte vor und verläuft rund. Wir dürften demnach das eine Ende eines großen in der Mitte eingeschnürten Schildes vor uns haben. Mitten in dem erhaltenen Theile befindet sich ein rundes Loch, in welchem entweder hinten eine Handhabe oder vorn ein größeres Schildzeichen befestigt war.

Unter den sonstigen in dem Grabe gefundenen Gegenständen sind noch zwei Platten von einem hölzernen Kästchen zu erwähnen, auf denen jedesmal zwei Thiere, ein Löwe und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0346
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ein anderes, nicht genau zu bestimmendes, in Relief ausgearbeitet sind. Auch waren eine Menge Austernschalen und ebenfalls wieder Eberzähne vorhanden, die wol theils als Halsschmuck der Pferde, theils als Helmzier verwendet sein werden. Schließlich ist sehr interessant ein wirkliches, echtes Straußenei, das aus vielen Bruchstücken glücklich wieder zusammengesetzt werden konnte. Professor Landerer hat eine kleine Scherbe davon untersucht und gefunden, daß wir es nicht etwa mit einer Nachahmung aus ägyptischem Porzellan oder dergleichen zu thun haben; er schreibt: „Die Scherben des Straußeneies lösen sich unter Aufbrausen in Salzsäure auf, in der man kleine Flocken findet, die von dem Bindungsmittel der Eierschale, nämlich dem verhärteten Eiweiß, herstammen. Mithin sind die Bestandtheile der Scherben kohlensaurer Kalk und Eiweiß, und dies sind die Bestandtheile der Eierschalen." Daß das Ei an beiden Enden durchbohrt ist, beweist nicht seine Bestimmung zum Aufreihen: schon für das Ausblasen waren jene Löcher nöthig. Wiederum aber, und diesmal stärker als je zuvor, werden wir auf den regen Verkehr hingewiesen, der damals zwischen Mykenä und dem Lande der Strauße und des Papyrus bestanden haben muß.

Wir wollen hier noch die Analysen erwähnen, welche Schliemann auch mit den mykenischen Metallen in der königlichen Bergschule zu London hat vornehmen lassen. Das Gold enthielt ziemlich viel Silber, nämlich in verschiedenen Blechstücken 8—23 Proc. Das Silber einer Vase war rein bis auf 3 Proc. Kupfer. Bezüglich der übrigen Metalle stellte sich heraus, daß die großen Gefäße fast aus reinem Kupfer bestanden ($98^1/_2$ Proc.), während die Schwerter 86 Proc. Kupfer und 13 Proc. Zinn enthielten, also die gewöhnliche Mischung der Bronze darstellten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0347
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

9. Das sechste Grab.

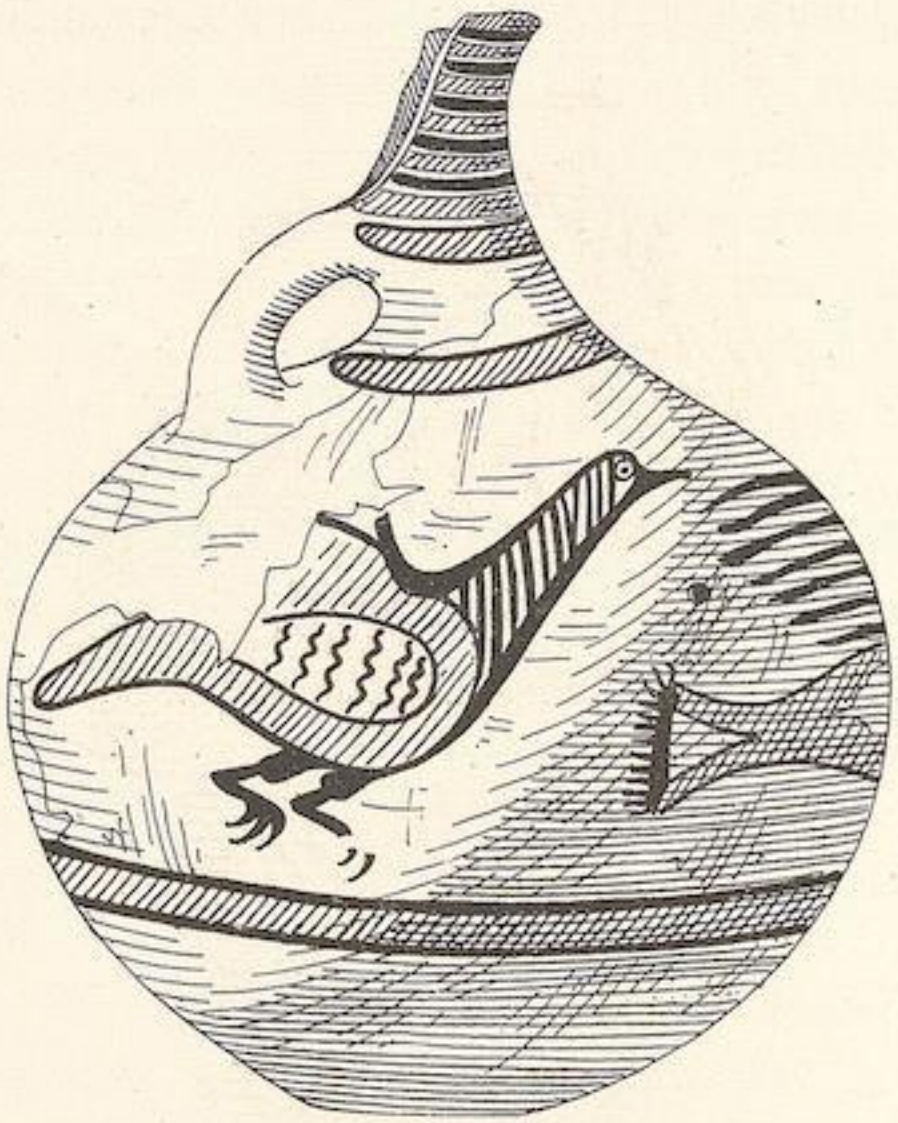
Schliemann hat bekanntlich nur die bislang beschriebenen fünf Gräber aufgedeckt. Ein Jahr nach seinen Ausgrabungen wurde gleich neben dem Eingange des Gräberrundes ein sechstes Grab gefunden und sein Inhalt von Stamatakis gehoben.

277. Thonvase aus dem VI. Grabe (Größe 1 : 4).

In diesem Grabe waren die Gerippe so wohlerhalten wie in keinem andern. Sie sind auch vollständig nach Athen gebracht und in der Mitte des großen mykenischen Saales mit allen ihren Beigaben wieder gerade so zusammengesetzt, wie sie aufgedeckt wurden. Es sind zwei, ohne Zweifel männliche Todte.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0348
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Beiderseits von jedem liegen Waffen in großer Zahl, weiter nach dem Kopfe zu stehen die Trinkbecher und zu den Füßen die großen thönernen Gefäße. Masken, Brustdecken und Armbänder fehlen. Dagegen sind ein paar Gamaschenhalter, sehr einfach mit bloßen Randlinien verziert, vorhanden.



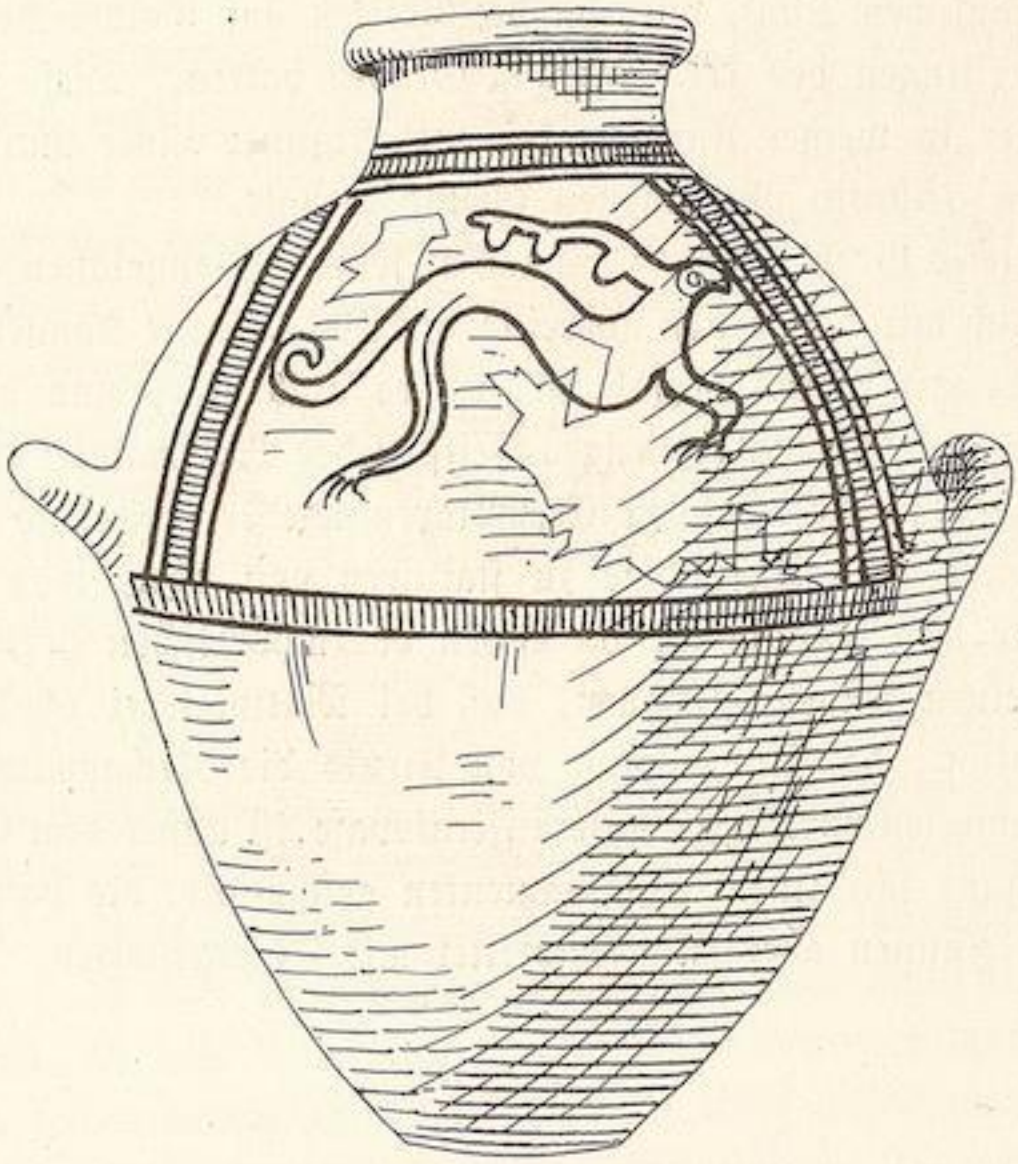
278. Thonvase aus dem VI. Grabe (Größe 1:4).

Die Waffen zeigen dieselben Formen wie in den frühern Gräbern, aber ohne Verzierung in Relief oder eingelegter Arbeit; es sind Schwerter, Dolche und Lanzenspitzen, und die üblichen Knöpfe zur Verzierung der Scheiden mangeln nicht.

An Bechern fand sich nur ein einziger von Gold, mit geraden Wänden und flachem Boden, genau so mit hohen Rundbogen ornamentirt wie einer aus dem V. Grabe; in Thon ein anderer mit einfachen Kreissegmenten in matter Malerei am Rande verziert.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0349
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Kupferne Kessel und Kannen scheinen diesen Todten gar nicht mitgegeben zu sein, dafür aber um so mehr große thönerne Gefäße, die in der Decoration manches Neue zeigen. Mit Firnis bemalt ist außer einer unbedeutenden kleinen Flasche nur die große Vase Abb. 277. Sie zeigt dieselbe Form wie die



279. Thonvase aus dem VI. Grabe (Größe ungefähr 1 : 6).

ebenfalls in Firnis mit Algen bemalte schöne Vase des I. Grabes. Hier sehen wir fast lauter lineare Ornamente. Um die Schultern läuft ein aus concentrischen Bogen und Punkten zusammengesetztes Ziersystem, um den Bauch liegen mehrere Reifen; dann folgt ein Spiralband und wieder nach einigen Reifen ein Epheukranz. Alle übrigen Gefäße sind in Mattmalerei verziert. Es sind drei ganze erhalten, darunter zwei von der Form der fast

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0350
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kugelrunden großen Schnabelkanne aus dem I. Grabe, die ebenfalls Mattmalerei zeigt. Die eine ist mit einem bloßen Reifen und einem Wellenbande, braun auf gelbroth verziert. Auf der zweiten (Abb. 278) sind mehrere Vögel ebenfalls braun auf gelbroth dargestellt mit schraffirten Flügeln. Die dritte, eine zweihenkelige Amphora (Abb. 279), zeigt einen Polypen mit ganz ähnlichem Kopf, wie ihn die Greifen auf Goldblechen und Schwertklingen des III. und IV. Grabes hatten. Diese Thiere sind hier in weißer Farbe, aber mit brauner Linie umrändert auf den gelbroth überzogenen Grund gemalt.

Dieses Grab stimmt demnach in seinen Thongefäßen außerordentlich mit dem ersten überein: dieselbe schlanke Kannenform, die dort mit Firnis bemalt ist, ist es auch hier, und dieselbe bauchige, die dort als einziges Beispiel der Mattmalerei auftrat, kehrt hier in drei solchen Exemplaren wieder. Freilich ist im VI. Grabe eine Ausnahme zu statuiren von dem, was Furtwängler und Löschcke für die Vasen der mykenischen Periode im allgemeinen festgestellt haben, daß bei Mattmalerei die lineare Decoration, bei Anwendung von Firnis die Nachahmung von Naturobjecten vorwiegt: unsere Firnisvase ist außer dem Epheukranz ganz mit linearen Ornamenten geschmückt, die bauchigen matten Kannen aber zu Zweidrittel mit Thiergestalten.

---

10. Verhältniß der Gräber untereinander.

Die Betrachtung der einzelnen Fundstücke hat bereits mehrfache Beweise dafür geliefert, daß die Leichen unmöglich alle zugleich bestattet sein können, vielmehr die Nekropole nach und nach entstanden ist. Besonders weichen die Masken selbst eines und desselben Grabes sehr stark voneinander ab. Es fragt sich jetzt, nachdem wir das ganze Material übersehen, ob sich die Reihenfolge, in welcherdie Gräber angelegt sind, bestimmen läßt und über welchen Zeitraum wir ihre ganze Benutzung etwa aus-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0351
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

gedehnt denken dürfen. Darüber vermögen wir nur Folgendes mit einiger Sicherheit festzustellen.

Das I., II. und VI. Grab gehören auf der einen Seite, das III., IV. und V. auf der andern eng miteinander zusammen. In Grab III und IV fanden sich die Astartetempelchen, welche aus der gleichen Form geschlagen scheinen, und allein in III und V die runden Blätter von der Verzierung der Gewänder. Ueberhaupt aber herrscht in den Gräbern III, IV, V durchaus Gold und Erz, während in I, II, VI die überwiegende Mehrzahl der Gefäße aus Thon besteht. Es folgt schon hieraus, daß die letztern Gräber einer einfachern, prunklosern Zeit angehören als die andern, und zu demselben Resultate führen auch noch einige weitere Momente. Vergleichen wir das Frauengrab I mit dem Frauengrabe III und die Männergräber II und VI mit den Männergräbern IV und V, so ergibt sich beidemal die weit einfachere Ausstattung der ersten Gräbergruppe I, II und VI. Die Goldsachen des I. Grabes, Diademe, Gürtelgehänge, Kreuze, zeigen viel schlichtere Ziermuster als die gleichartigen Stücke in Grab III, dazu fehlen Ohrringe, Armbänder, Bernsteinperlen und so vieles andere. In ähnlicher Weise haben Grab II und VI allein von den Männergräbern keine Masken, goldene Brustdecken, goldene Schwertbänder, II sogar nur sehr spärliche Waffen. Grab I, II und VI gehören also gewiß einer andern Zeit an als III, IV und V. Ob diese Zeit aber vor oder hinter jener liegt, hängt davon ab, ob wir es mit einer aufsteigenden oder absteigenden Culturentwickelung zu thun haben. Die Einfachheit der einen Gräbergruppe kann eine Vorstufe zu der üppigen Prachtentfaltung der zweiten gewesen, sie kann aber auch als eine Einschränkung und Mäßigung derselben gefolgt sein. Das letztere muß nach verschiedenen Anzeichen als das Wahrscheinlichere gelten. Die Thonidole von Grab I und die Vögel auf der Vase von Grab VI bieten Uebergänge zu den spätern Funden von der Burg, welche aus den Gräbern der andern Gruppe völlig fehlen. Im Palaste ist die analoge Erscheinung beobachtet

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0352
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

worden, daß die ältern Schichten des Wandputzes weit feiner und reicher bemalt sind als die spätern.

Können wir somit die Gräber im allgemeinen ganz klar in zwei Gruppen scheiden, so finden sich doch im einzelnen zahlreiche Fäden, die hinüber- und herüberspringen und uns verhindern, eine allzu breite zeitliche Kluft zwischen diesen Gruppen anzunehmen. Die großen Brustgehänge von Grab III fehlen in dem sonst so nahestehenden IV. Grabe, während sie in dem zur andern Gruppe gehörigen I. vorhanden sind. Das Ziermuster des Goldbandes aus dem II. Grabe, durch Tangenten verbundene Reifen mit kleinen Buckeln neben den Tangenten, findet sich genau so auf der gefirnißten Vase des III. Grabes.

Nach alledem ist nicht blos innerhalb der Gruppen das Verhältniß der je drei Gräber ein so nahes, daß die Feststellung einer zeitlichen Reihenfolge unter ihnen kaum möglich erscheint, sondern auch die Gruppentrennung ist durchaus keine solche, daß nicht alle Gräber einer und derselben zeitlich ziemlich nahe begrenzten Culturperiode angehören sollten. Ein Jahrhundert scheint schon ein weiter Spielraum für die Entwickelung der vor uns liegenden Abweichungen; ein halbes wird genügen, um den Unterschied in der Ausstattung auch des ältesten und des jüngsten Grabes zu erklären.

---

11. Schliemann's Funde außerhalb des Gräberrundes.

Schliemann's Ausgrabungen auf der Burg umfaßten außer dem Gräberrund nur noch ein kleines Gebiet südlich desselben an der Burgmauer entlang und legten dort ein Gewirr von Mauern aus Bruchsteinen und Lehm zu Tage. Es mußten das, wie schon Schliemann erkannte, Wohnungen sein. Die spätern Ausgrabungen haben noch weiter südlich ähnliche Baulichkeiten und auf der Spitze der Burg die Haupträume des Palastes aufgedeckt, als dessen Nebengebäude, Gefolgs- und Dienerschafts-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0353
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

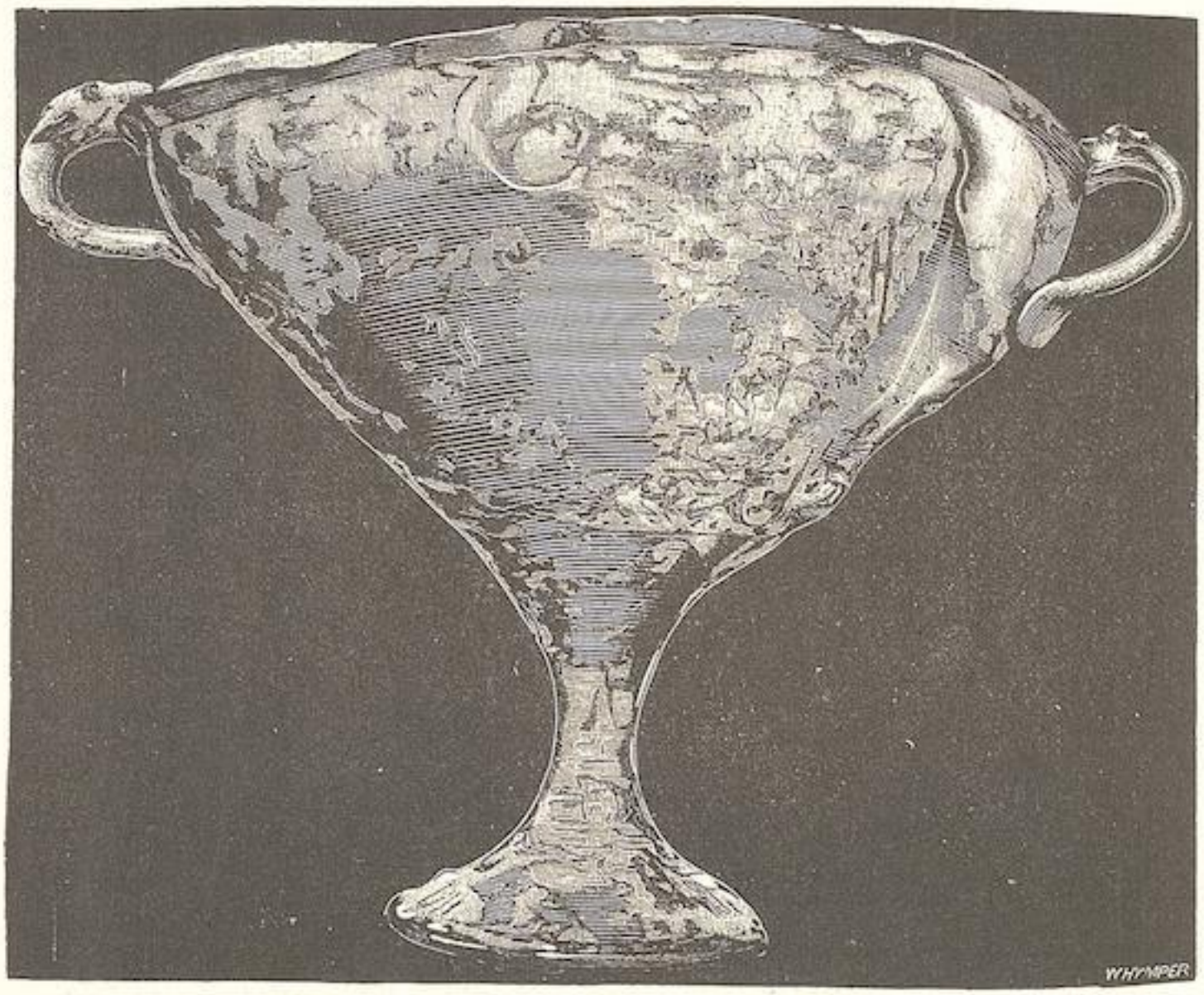
wohnungen wir nun wahrscheinlich jene auf der untern Terrasse liegenden Häuser auffassen dürfen.

In dem von Schliemann bloßgelegten Complex wurde der Hauptfund wenige Tage nach dem Schluß von dessen Ausgrabungen gemacht. Der Ingenieur Drosinos, welcher allein noch auf der Burg geblieben war, um die aufgenommenen Pläne und Karten zu revidiren, glaubte südlich dicht an der Außenseite des Plattenringes, bei F auf dem Plane, die senkrechten Wände eines Grabes zu erkennen. Der Regierungsbeamte Stamatakis wurde herbeigeholt, und in der That fanden sich eine große Zahl goldener Geräthe, Becher, Siegel- und Spiralringe. Schliemann hat diese Stätte dann auch als Grab aufgefaßt und in diesem Sinne den Fund in seinem Buche beschrieben. Er stützt sich dabei besonders auf den Umstand, daß die umgebenden Wände in ganz ähnlicher Weise gemauert gewesen seien wie die der Schachtgräber innerhalb des Rundes. Zugleich wundert er sich freilich darüber, daß das Grab nicht in den vollen Fels eingeschnitten ist, sondern an zwei Seiten von Mauern mit dahinter liegendem Schutt begrenzt wird, sowie daß eben diese Mauern an zwei Ecken sich über den Raum des Grabes hinaus fortsetzen.

Wir werden den Fund in der That nicht als aus einem Grabe stammend ansehen dürfen. Wenn die Geräthe auch in ihren Formen den Goldsachen aus den Schachtgräbern nahestehen, so muß doch sehr auffallen, daß keins von ihnen nur für den Leichenapparat angefertigt ist, wie dort alle die Flitterbleche und nur mit dünnstem Metall überzogenen Gegenstände. Hier ist im Gegentheil alles aus massivem Golde, jedes Stück hat im Leben dem wirklichen Gebrauch gedient. Ein zweiter Grund aber gegen die Annahme eines Grabes besteht darin, daß die Gegenstände, wie Schliemann selbst sagt, sämmtlich „in einem nicht mehr als 2 Fuß langen und 8 Zoll breiten Raume gefunden" wurden. Sie haben demnach gewiß eher in einer Truhe gelegen, ebenso wie der große Schatz in Troja, und waren so hier im Keller des Hauses aufbewahrt worden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0354
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die hervorstechendsten Stücke des Fundes sind vier schöne goldene Becher mit gewölbtem Kelch und hohem Fuß, ähnlich dem Silberbecher aus dem IV. Grabe, aber nicht mit einem, sondern mit zwei Henkeln. Die letztern sind massiv und enden oben in Hundsköpfe, die mit geöffnetem Maul in den Rand des Gefäßes beißen (Abb. 280).



280. Goldener Becher (Größe 1:2).

Das wichtigste Stück ist ein Goldring, auf dessen großer Platte sich eine höchst interessante Darstellung befindet (281). Im Vordergrunde sehen wir unter einem Baume eine Frau sitzen, die Rechte in den Schos gelegt, die Linke Blumen haltend erhoben. Vor ihr stehen eine kleine und zwei große weibliche Gestalten, hinter ihr pflückt eine kleine etwas von dem Baume. Die beiden kleinen Figuren stehen jedesmal auf einem Steinhaufen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0355
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Frauen haben eine lange, weit vortretende Nase und riesige Augen; dazu sind sie sehr eigenthümlich angezogen. Um die Brust liegt das Gewand dicht an, über den Hüften ist es gegürtet, nach unten aber fällt es weit herab, indem es vorn eine tiefe Falte bildet und bei den Füßen in eine Bogenlinie endigt. Der Rock zeigt vier oder mehr gebauschte Querfalten, Volants, zwischen denen, bei zweien wenigstens, eine schuppenartige Musterung die glatte Fläche füllt. Der Kopf scheint mit einem Diadem geschmückt, von dem aus ein besonderer Zierath, etwa eine dreitheilige Blume, emporragt. Hinten hängt ein Haarzopf herab. Was der Baum vorstellt, ist nicht sicher auszumachen; da die kleine Person etwas von ihm abpflückt, muß er eßbare Früchte tragen, und wird wol am ehesten ein Weinstock sein sollen, wenn er als solcher auch recht ungeschickt gestaltet ist. Im Hintergrunde ist oben die Sonne und die Mondsichel, darunter in zwei Wellenlinien wahrscheinlich das Meer dargestellt. Noch tiefer befindet sich eine Doppelaxt von derselben Gestalt, wie wir sie aus Goldblech schon im IV. Grabe fanden. Rechts oben steht ein Idol, gerüstet mit einem großen zweitheiligen Schilde der bekannten Kerbform, unter dem nur die Füße hervorsehen. In der halberhobenen Hand hält es eine Lanze. Vom Haupte scheint ein Zopf nach hinten herunterzufallen. Am rechten Rande sind zur Füllung des Raumes sechs Thierköpfe, von vorn gesehen, angebracht.

281. Darstellung auf einem Goldring (natürliche Größe).

Milchhoefer hat, ausgehend von den oben dargestellten heiligen Zeichen, auch vorn eine Götterscene erkennen wollen: nämlich die große Mutter Rhea, welche sich von ihren Nymphen Blumen und Früchte zutragen läßt. So wären die Hauptgötter der griechischen Urreligion hier beisammen: „Die Doppelaxt verkündet Zeus, der von Rhea geboren wird; der gewappnete Mann vertritt ihre Diener, die Kureten oder Korybanten,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0356
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

welche die Bergmutter in orgiastischer Weise durch Waffentänze ehrten." Aber merkwürdigerweise wären dann die einen dieser Gottheiten durch bloße Symbole, andere durch ein Idol, dritte in leibhaftiger Gestalt dargestellt; und hieran muß, glaube ich, Milchhoefer's Deutung scheitern. Gerade weil im Hintergrunde das Göttliche durch bloße Zeichen und Figuren ausgedrückt ist, werden wir es nicht im Vordergrunde zugleich in lebendigen Gestalten erkennen dürfen, sondern diese nothwendig als Menschen auffassen müssen. Auch daß diese Menschen nothwendig in einer heiligen Handlung begriffen sein müssen, wie heute, soviel ich sehe, noch allgemein angenommen wird, will mir nicht einleuchten. Wie ganz anders und der spätern griechischen Sitte durchaus verwandt schon in dieser Zeit Opfer und Anbetung dargestellt wird, führt uns das kleine Tafelbild aus dem Palaste (s. unten Abb. 288) klar vor Augen. Ich sehe auf dem Ringe nur Frauen und Kinder, die sich alle in rein menschlicher und sehr einfacher Weise mit Blumen und Früchten vergnügen. Daß die heiligen Zeichen in irgendwelcher Beziehung zu der dargestellten Handlung ständen, ist nicht einzusehen. Sie sollen wol nur den Raum füllen, in derselben bedeutungslosen rein schmückenden Weise, in der man sich Aphroditebilder und Tempelchen auf die Kleider nähte.

Es ist noch ein zweiter, etwas kleinerer Ring vorhanden, auf dessen Platte vier Thiergesichter, ähnlich den am Rande des großen Ringes angebrachten, neben drei sichern Ochsenköpfen mit langen geschwungenen Hörnern sich finden. Ihn stellt Abb. 282 dar.

Sodann sind fünf einfache goldene und ein silberner Ring da, sowie elf theils aus rundem, theils aus viereckigem Golddraht zu Ringen gedrehte Spiralen, von denen wol die größern als Arm- die kleinern als Fingerschmuck gedient haben. Schliemann meinte, daß sie an die Geldringe ägyptischer Darstellungen erinnerten und demnach vielleicht gleich diesen als Zahlungsmittel gedient hätten.

Die Gegenstände dieses Goldfundes zeigen etwas jüngere

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0357
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Formen als die aus den Schachtgräbern, besonders erinnern die Hundsköpfe der Becher an die gleichen, ebenfalls an den Henkeln angebrachten der großen Kriegervase, welche wir gleich kennen lernen werden. Die Spiralringe und Goldperlen fehlten in den Gräbern ganz. Aber trotz dieser Abweichungen im einzelnen ist doch die Art der Herstellung und sind die Formen im ganzen sowol der Becher wie der Ringe dieselben wie in den Schachtgräbern. Der Goldfund ist wol etwas jünger als jene, gehört aber doch derselben Kunst- und Herrschaftsperiode an.

282. Darstellung auf einem Goldring (doppelte Größe).

Unter den übrigen Funden aus dem von Schliemann aufgedeckten Gebäudecomplex heben wir zunächst zwei Formsteine hervor, von denen der größere von Granit, der kleinere von Basalt ist. Bei dem erstern sind zwei, bei dem andern sogar vier Seiten gravirt. Die Formen sind entschieden nicht in der Weise benutzt worden, daß zwischen zwei aufeinander passenden das zu gestaltende Schmuckstück massiv, sei es aus Gold, sei es aus Glasfluß, gegossen wurde; denn es fehlen alle Anzeichen für ein solches Verfahren: Glättung der nicht skulpirten Fläche, Verzapfung, Gußcanal. Da nun die kleinen Kegel, deren Form auf der einen Seite des kleinern Steines eingravirt ist, sich in ziemlicher Zahl gefunden haben, und zwar aus einer stark ge-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0358
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

brannten, mit einer Bleiglasur überzogenen Thonmasse bestehend, so ist klar, daß diese Formen nicht zum Gießen, sondern zum Kneten und nicht minder wol Treiben von Schmuckgegenständen benutzt wurden. Besonders die kleinen Goldsachen der Gräber werden wir uns auf solche Art hergestellt denken dürfen. Der Adler auf dem zweiten Steine erinnert durchaus an die ähnlichen Gestalten jener kleinen Goldbleche.

Die Hauptmasse der Funde bildeten alsdann dieselben weiblichen Thonfigürchen, von denen Bruchstücke schon im I. Grabe

283. Vasenscherbe (natürliche Größe).

vorhanden waren, ferner Thiergestalten, die wol meistens Kühe vorstellen sollen, und schließlich Vasen. Unter den letztern zeigen die meisten einen etwas jüngern Charakter als die in den Gräbern gefundenen, wie ja natürlich, da wir dort eine engbegrenzte Periode, hier einen unberechenbaren Zeitraum der Entwickelung vor uns haben. Die Algen und Polypen werden selten, die lineare Ornamentation mit Reifen und concentrischen Reihen herrscht vor, und das Lebendige vertreten fast immer Vögel, die in langen Reihen aufmarschiren (Abb. 283). Nur ein Stück ist vorhanden, das wichtigste nicht blos in Mykenä, sondern überhaupt in der ganzen mykenischen Vasengattung, auf

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0359
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

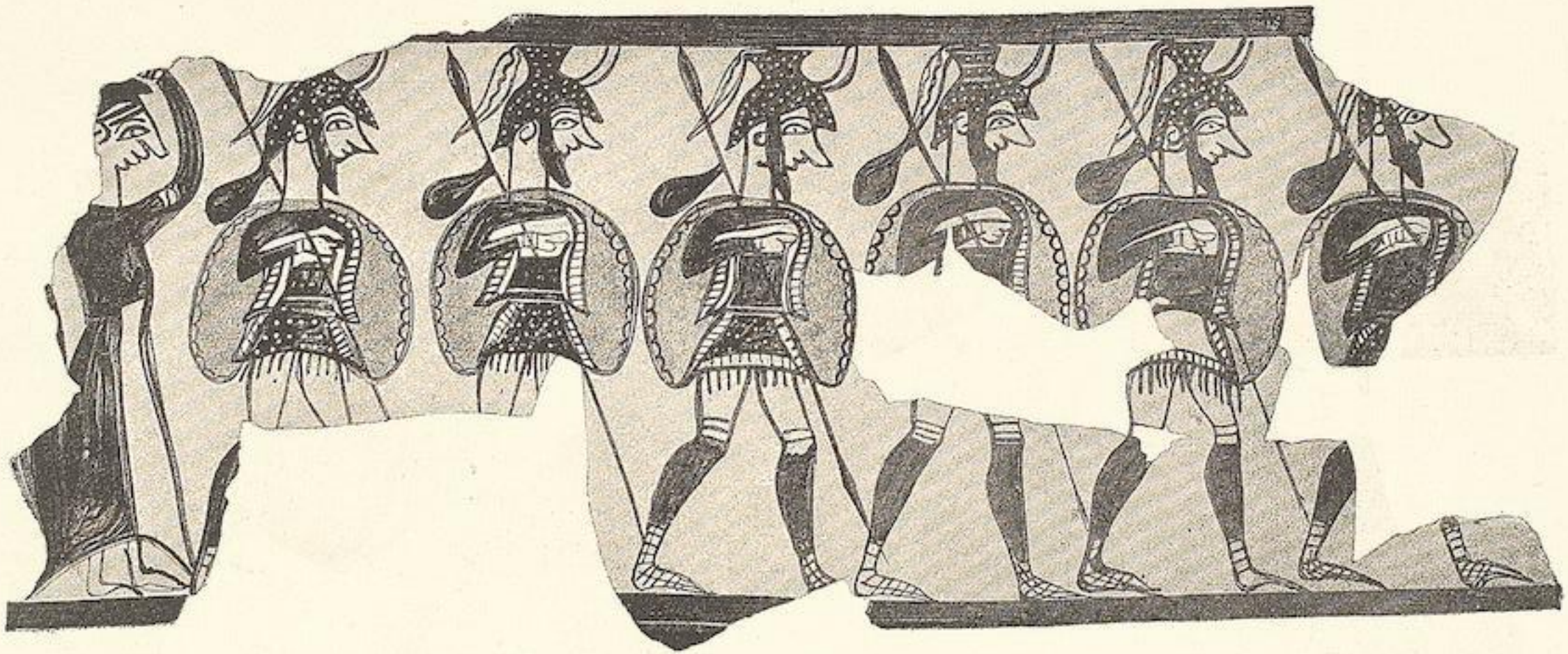
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0360

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0361

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.



284. Ausziehende Krieger. Darstellung auf einer großen Vase.
(Größe ungefähr 1 : 4.)

S. 317.

285. Kämpfende Krieger. Darstellung auf einer großen Vase.
(Größe ungefähr 1 : 4.)

S. 317.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0362
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0363

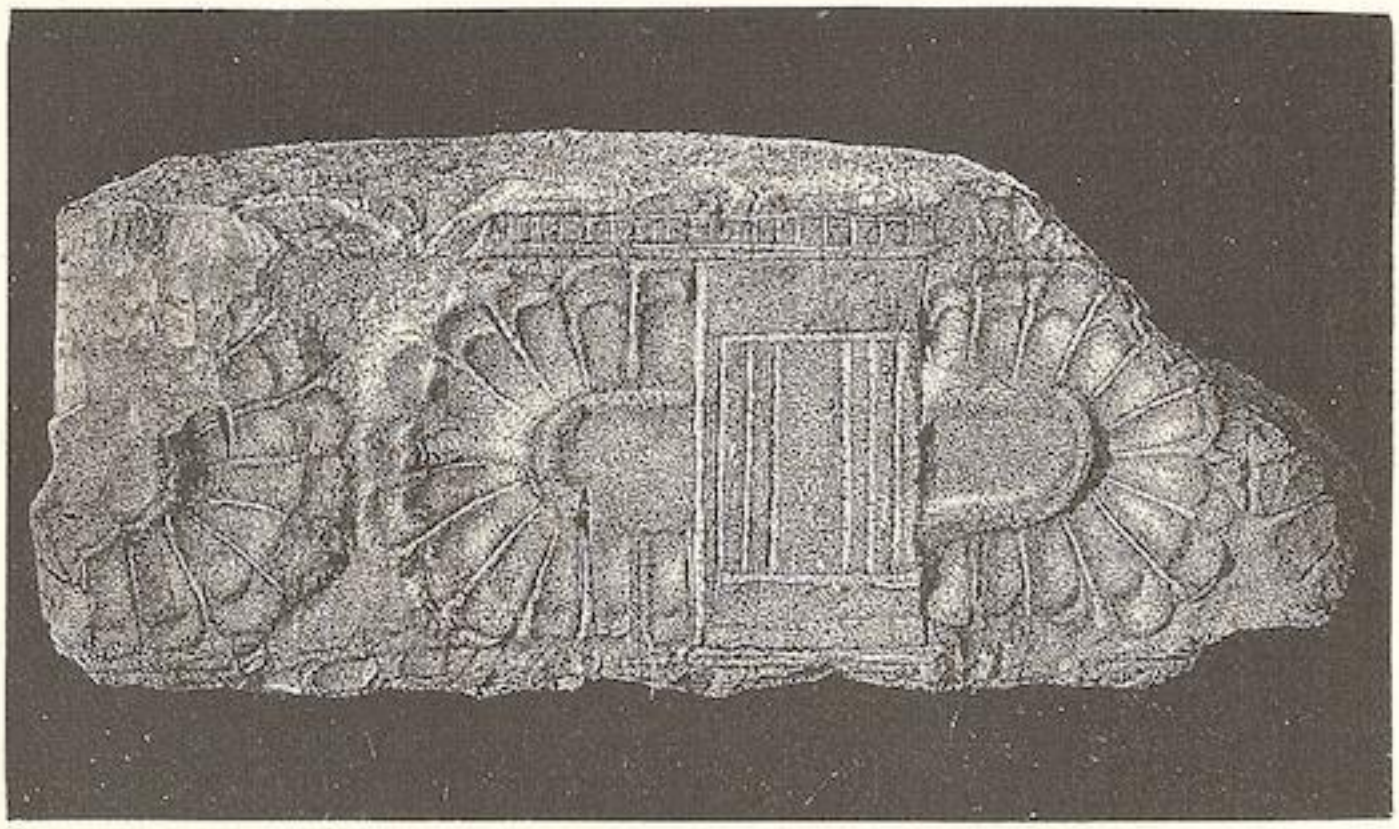
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

dem auch Menschen dargestellt sind, das ist die schon oft genannte große Kriegervase. Dieses Gefäß hat die Form einer mächtigen Amphora. Um seinen Bauch zieht sich ein breiter Figurenstreifen, der auf der einen Seite (Abb. 284) fünf ausziehende Krieger zeigt, denen eine Frau nachblickt, auf der andern, leider sehr zerstörten (Abb. 285), mehrere Krieger im Kampfe. Alle Figuren haben eine sehr lange spitze Nase und unförmig große Augen. Die Krieger auf der Vorderseite tragen anscheinend einen eng anliegenden Panzer, unter dem der Chiton mit Fransen bis zur Mitte der Schenkel reicht. Die Beine sind vom Knie abwärts mit Gamaschen, die Füße mit von Binden oder Riemen umwickeltem Zeug oder Leder bekleidet. Die Ringe, welche über dem Knie und ähnlich in der Nähe des Handgelenks zu sehen sind, dürften nicht blos zur Befestigung oder zum Zusammenschnüren der dort endigenden Bekleidung dienen, sondern zugleich auch zum Schmuck und sonach gelegentlich aus Goldbändern bestanden haben, wie sie sich in den Männergräbern fanden. Das Haupt bedeckt ein Helm, an dem vorn zwei Hörner vorstehen, hinten ein Busch herabhängt und die überall angebrachten weißen Punkte als glänzende Buckel aufgefaßt werden dürfen. Am linken Arme tragen sie einen Schild, der rund ist, bis auf ein unten abgeschnittenes kleines Segment, in der Rechten eine lange Lanze mit einem beutelartigen Anhängsel dicht unter der Spitze, das Furtwängler und Löschcke für einen Brotsack halten. Nach anderer Vermuthung wäre es eine kürbisförmige Flasche, wie die Soldaten des Saul sie an ihren Speeren tragen. Die Frau hinter den Kriegern erhebt ihre Hand zum Kopfe, klagend über den Abschied der zum Kampfe Ausziehenden.

In der Darstellung des Kampfes auf der andern Seite des Gefäßes zeigt die Rüstung der Männer einige Abweichungen. An Stelle des Helms ist augenscheinlich eine Pelzmütze getreten, der Schild ist völlig rund, und an der Lanze fehlt das Anhängsel. Vielleicht sind hier die Feinde der dort Ausziehenden dargestellt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0364
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Die Henkelansätze sind als Hundsköpfe gestaltet (Abb. 285[a]). Den Raum unter ihnen füllen zwei Gänse von der auf den Vasen der jüngern Art üblichen Gestalt. Den Zusammenhang mit dieser jüngern Gattung und weiterhin mit den Dipylonvasen beweisen besonders auch die drei concentrischen Kreise, welche auf dieser Seite des Gefäßes zur Raumfüllung angebracht sind; an ihrer Stelle würden wir im altmykenischen Stil Spiralen zu erwarten haben.



286. Block aus Porphyr (Größe 1 : 4).

Die ganze Darstellung ist mit schwarzbraunem Firnis auf gelb übermalten Grund aufgetragen. Die Innenseite der Vase ist roth bemalt. Der Thon des Gefäßes ist ziemlich grob, worin sich wiederum der jüngere Charakter derselben kundthut. So bietet uns auch hier wieder, wie in Tiryns, ein wichtiges Stück den Uebergang zwischen der mykenischen und der spätern Vasenmalerei. Die Schilde sind nicht mehr die großen gekerbten, die Helme nicht die bienenkorbähnlichen Aufsätze (s. oben Abb. 198) der altmykenischen Zeit. Manches erinnert an die Bügelkannen, manches an die Dipylonvasen, die ganze Zeich-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0365
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nung aber am meisten an die melische Thonmalerei, eine der Vorstufen des spätern echt griechischen Stils.

Neben einigen geschnittenen Steinen mit Thierdarstellungen, bronzenen Rädchen und Schlüsseln, knöchernen Stiften und sonstigen Gegenständen geringerer Bedeutung ist dann nur noch das eigenthümliche Bruchstück eines Porphyrblocks zu erwähnen (Abb. 286), das uns zugleich hinüberleitet zur Betrachtung der Baulichkeiten, denen alle diese außerhalb der Gräber gemachten Funde entstammen. Der Porphyrblock zeigt eine längliche Form mit viereckigem Durchschnitt und ungefähr gleicher Höhe wie Tiefe. Die Ober- wie die Unterseite sind Lagerflächen, die Vorderseite schmückt ein eigenthümliches Ornament in Relief, nämlich eine längliche Rosette, die durch ein mitten durchgelegtes breites Band in zwei Hälften getheilt wird. Mit diesen Ornamenten scheint der Steinbalken langhin besetzt gewesen zu sein, denn links wie rechts sind Spuren von weitern Rosetten erhalten. Links ist außerdem Anschlußfläche vorhanden, die vorn genau auf den Rand des durch die Rosette gehenden Bandes auftrifft; es schloß hier also ein weiterer, gleich verzierter Balken an. Wie und wo diese Steine verwandt gewesen seien, war ein vollständiges Räthsel, bis die Ausgrabungen von Tiryns im dortigen Palaste den Alabasterfries zu Tage förderten, mit genau demselben Hauptornament, und bald darauf auch in Mykenä die Bauten sich fanden, denen der prächtige Porphyrblock einzig angehört haben kann.

---

12. Die griechischen Ausgrabungen des Jahres 1886.

Der Palast.

Die griechische archäologische Gesellschaft hat in Mykenä im Jahre 1886 neue Grabungen vornehmen lassen und in deren Verlaufe nicht nur ein weiteres Stück jenes Gebäudecomplexes neben der Burgmauer, sondern vor allem auf der Spitze der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0366
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Burg den alten Königspalast aufgedeckt, wieder mit genau demselben Grundriß, dessen Uebereinstimmung in Troja und Tiryns schon Staunen und Freude genug erregt hatte. Der Ephoros Herr Tsuntas, eine unter den jüngern griechischen Archäologen besonders hervorragende Kraft, hat die Grabungen geleitet und über die Resultate kürzlich einen ganz vortrefflichen Aufsatz veröffentlicht. Da man heute eine Beschreibung von Mykenä nicht mehr geben kann, ohne von diesen wichtigen neuen Ergebnissen mitzusprechen, ja da dieselben den Schliemann'schen Forschungen eigentlich die Krone aufsetzen, indem sie wie nichts anderes zuvor für die Hypothesen des großen Entdeckers die thatsächliche Bestätigung liefern, haben wir vollauf Ursache, sie in den Rahmen der Besprechung der Schliemann'schen Forschungen hereinzuziehen, und werden uns dabei naturgemäß an Tsuntas' Darlegungen halten.

Immer schon hatte man auf der Spitze der Burg von Mykenä mächtige alte Mauern wahrgenommen, die sich zu einem großen viereckigen Gebäude zusammenzuschließen schienen und in solcher Gestalt auch bereits auf der Steffen'schen Karte angegeben sind. Diese Mauern stellten sich bei den Grabungen als das Fundament eines dorischen Tempels etwa aus dem 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr. heraus. Der Tempel ist ziemlich genau von Norden nach Süden orientirt und bildet ein Rechteck von 20 : 43 m. An Architekturstücken wurde von ihm nichts weiter gefunden als eine Gesimsplatte und zwei Bruchstücke von Metopen mit ganz winzigen Figurenresten. Das Fundament ruht in seinem nördlichen Theile auf dem Felsen, im südlichen aber auf einer bis 3 m hohen Anschüttung, und in dieser letztern stieß man nun auf Mauern aus zwei verschiedenen ältern Perioden. Die einen an der Südwestecke des Tempels sind ziemlich dünn und bestehen aus kleinen Steinen mit Lehmverband. Die andern sind aus weit größern Steinen, zum Theil sogar aus saubern Quadern gefügt und schließen gerade an jener Südwestecke einen Raum ein, dessen Kalkestrich sich unter der Mauer

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0367
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der ersten Gattung hinzieht. Kein Zweifel also, daß die stärkern und bessern Mauern die ältern, und die schwächern die jüngern sind. Aus jenen ältern stellte sich dann beim Weitergraben genau der Grundriß zusammen, der nach den Erfahrungen von Troja und Tiryns als typisch für die Haupträume des homerischen Herrscherpalastes vorausgesetzt werden konnte: ein großer Saalbau mit zwei Vorräumen, einem stattlichen Hofe und vielen Nebengebäuden; das Ganze umzogen von einer besondern Befestigungsmauer und auf zwei Wegen von der untern Burg aus zugänglich. Betrachten wir diese Theile im einzelnen.

Der Hauptweg, gewiß auch für Wagen bestimmt, zog sich von dem Gräberrund aus in Schlangenlinien bis an die große Treppe, die südlich dicht unter dem Hofe des Palastes liegt (zwischen I und K). Sie war augenscheinlich durch ein Thor geschützt, von dem nur noch einige Mauer- und Pfeilerreste vorhanden sind. An ihrem Fuße, in dem Raume I, zieht sich an der West- und Nordseite eine gemauerte Bank entlang. Die Treppe selbst ist 2,40 m breit und zeigt 20 wohlerhaltene Stufen, jede 0,10—0,12 m hoch und 0,35—0,45 m tief. Die Breite wird nicht durch einen einzigen Stein erreicht, sondern durch ihrer drei bis vier, was aber dem Auge verborgen blieb, da die ganze Treppe mit einem gegen $1\frac{1}{2}$ cm starken Verputz überzogen war. Die obere Endigung ist zerstört und ebenso auch der Eingang in den Palasthof (die Aule), der zweifellos durch ein neues Thor führte.

Der Hof (L) ist 11,50 m breit und hat einen Kalkestrich, unter dem stellenweise noch ein zweiter, älterer hervorscheint, und zwar ist der letztere aus feinerm Material und sorgfältiger ausgeführt.

Die Nordmauer des Hofes ist in sechs Quaderschichten 2,40 m hoch erhalten. Zwischen der untersten und nächstfolgenden Schicht liegt horizontal ein Holzbalken, ähnlich wie in den Palastmauern von Troja und Tiryns. Dieses Hülfsmittel ist aus der altgewohnten Bauweise, die Bruchsteine und Lehm verwandte, beibehalten; bei Quaderbau wäre es natürlich zu ent-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0368
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

behren. Die gleiche Construction findet sich bei der Westmauer des Hofes.

Rechts von diesem offenen Sammelplatze nun thut sich die Vorhalle zur Männerwohnung auf (M). Sie hat in der Front zwei Säulen zwischen zwei Anten, alle aus Holz, auf Steinsockeln stehend. Ihre Tiefe beträgt 3,19 m. Der Boden ist mit Kalksteinplatten gepflastert.

Es folgt der zweite Vorraum (N), in dessen 1,94 m breitem Eingang eine Steinschwelle liegt, die zu beiden Seiten große viereckige Löcher zum Einzapfen der Thürpfosten aufweist. Außerdem ist am Rande dieser Schwelle ein 0,15 m breiter Streifen ausgeschnitten, in dem die Thür sich bewegte, und aus seinem rechten Ende ein rundes Loch erhalten, in dem der bronzene Schuh der Thürangel, ebenso wie an einer Schwelle in Tiryns, sich noch vorfand.

Dieser Raum hatte nur an den Wänden herum ein Pflaster von 1 : 1,15 m großen Platten, in der Mitte aber einen Estrich. Von ihm aus betreten wir nun den Saal, das Megaron (O). Im Eingang zu demselben ist wieder die Schwelle erhalten mit den Zapfenlöchern für die Pfosten, aber diesmal ohne das runde Angelloch. Es fehlte also eine Thür, den Verschluß bildete ebenso wie bei dem Megaron von Tiryns ein bloßer Vorhang.

Das Megaron ist der größte Raum des ganzen Palastes, es mißt 11,50 : 12,92 m. Das Dach tragen vier Säulen, die, selbst von Holz, auf Steinbasen standen. Die letztern fanden sich 0,10 m unter dem Estrich, da dieser durch häufige Erneuerung sich bedeutend aufgehöht hatte. In der Mitte zwischen den Säulen steht der große runde Herd, von dem etwa ein Drittel sich erhalten hat. Er erhebt sich in zwei kleinen Stufen nur bis 0,14 m über den Boden und zeigte nicht weniger als fünf Verputzschichten übereinander, die alle bemalt waren. Das Ziermuster der dritten, besterhaltenen Schicht ist beifolgend nach Dörpfeld's Aufnahme wiedergegeben (Abb. 286). Es zeigt die Vorderseite der beiden Stufen mit sphärischen Dreiecken geschmückt,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0369
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

die einmal grau und weiß, das andere mal roth und weiß bemalt sind; in den weißen Feldern sind jedesmal kleine Sternchen angebracht. Der horizontale Absatz zwischen diesen beiden Theilen ist blau gefärbt. Obenauf läuft um den Herd ein weißes Spiralenband mit blauen Mittelknöpfen, das von blauen und rothen Streifen eingefaßt ist.

Der Fußboden des Megaron ist ebenso wie der des Vorsaales an den Wänden mit Platten belegt, in der Mitte aber von einem Kalkestrich bedeckt, dessen Viereckmuster wieder fast genau dem im tirynther Megaron entspricht. Die ganze Südostecke des Saales ist abgestürzt; es geht hier steil hinunter in die Schlucht des Chavosbaches.

286. Gemalte Verzierung des Herdes im Megaron.

Kehren wir zurück zu dem großen Hofe, so liegt zunächst an dessen Westseite noch das Zimmer P, das nicht direct vom Hofe aus, sondern vermittelst eines Vorplatzes zugänglich ist; eine andere Thür führte in einen neben dem letztern gelegenen Raum. Beide Eingänge waren ohne Thüren. An der Nordwand dieses Zimmers liegt auffälligerweise ein viereckiger Herd, 0,80 m breit, 1,05 m tief und 0,05 m hoch. Unter dem Fußboden her zieht sich eine Wasserleitung aus viereckigen Thonröhren.

Nördlich von diesem Zimmer führt ein Gang aus dem Hofe direct in die westlichen, jetzt gänzlich zerstörten Theile des Palastes. In seinem Eingang vom Hofe her liegt eine Schwelle, die keine Thür über sich hatte. Neben derselben sind rechts drei Steinstufen erhalten, als unterster Theil einer Treppe, die zum obern Stockwerk führte. Die ersten beiden messen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0370
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

0,15–0,20 m in der Höhe und 0,30—0,35 m in der Tiefe; die dritte ist ein Podest von 1 : 1,08 m, von dem aus die Treppe nach links umbog und sich in Holzstufen fortsetzte. Der Raum unter der Treppe war von der andern Seite her zugänglich und ist also auch benutzt worden.

Nördlich von dieser Treppe befindet sich ein sehr langer und breiter Gang R, in dem westlich eine große Schwelle mit dem Einsatzloch für eine einflügelige Thür liegt, und der in seiner weitern Fortsetzung auf jener Seite gewiß zu einem zweiten Eingangsthor führte, das man auf steilem Fußwege direct vom Löwenthore aus erreichte. Leider ist die Grenzmauer des Palastes dort völlig zerstört, sodaß von einer solchen Anlage nichts mehr nachweisbar ist. An dem besagten Gange aber liegen für den von draußen Kommenden links gleich hinter der großen Schwelle die Eingänge zu weitern Gemächern, die durch Thüren verschlossen waren. Der Gang ist weiterhin (östlich) durch das Tempelfundament verdeckt, führte aber sicher zu den verschiedenen kleinen Räumen (S u. s. w.), die neben dem Megaron noch in Spuren erkennbar sind und wol als Frauengemach, Schatz- und Schlafkammer dienten.

Was für den Grundriß gilt, gilt auch, wie bereits einzelne Beispiele zeigten, für den Aufbau: überall tritt die augenfälligste Uebereinstimmung mit dem Palaste von Tiryns hervor. Fußböden, Thüren, Pfosten, Schwellen, Dach, alles ist genau wie dort. Nur zeigt sich in Verschiedenem eine etwas entwickeltere Technik, so in der Verwendung von Quadern für die Mauern und in der reichern Anbringung von Wandmalereien, von denen sich außer in und neben dem Megaron, im Hofe und in dem Raume P Spuren fanden. Kein Zweifel also, daß wir eine und dieselbe Culturperiode vor uns haben; und daß dies die Periode der sogenannten mykenischen Vasen ist, hat Tsuntas bei diesen Ausgrabungen sehr genau beobachtet. Er berichtet über die Funde in dem großen Hofe, auf dessen Estrich die schlechten Lehmmauern der spätern Häuschen sich erheben: „Noch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0371
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

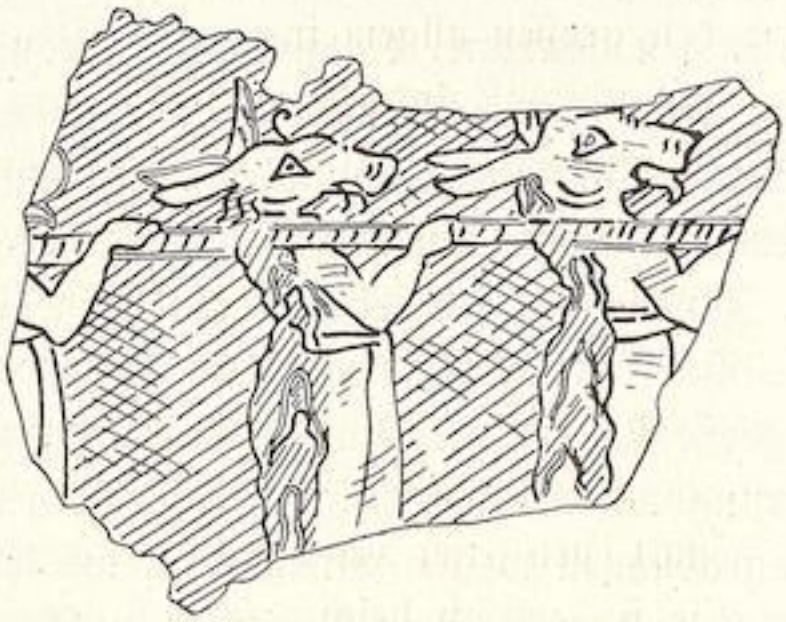
bevor irgendein Zusammenhang zwischen den verschiedenen erst in ihrem obersten Theile aufgedeckten Mauern zu erkennen war, habe ich in dem Tagebuch der Ausgrabungen verzeichnet, daß zwischen denjenigen Mauern, die sich bald darauf als jüngere herausstellten, nur Vasenscherben der geometrischen Gattung mit Darstellungen von Vierfüßlern und Vögeln sich fanden, während tiefer auf dem Kalkestrich und wo sonst jene jüngern Mauern fehlten, alle Funde dem mykenischen Stil angehörten". Das ist ein klares und schönes Resultat, das uns zur Bestimmung der für die große Bauperiode von Mykenä anzunehmenden Zeit und Bevölkerung weiterhin wichtige Dienste leisten kann.

Die Ausgrabungen weiter unten, dicht an der Burgmauer, haben eine Gruppe von kleinern Gebäuden zu Tage gefördert C, die wahrscheinlich als Privatwohnungen angesehen werden dürfen. Aus dem Gewirr von Mauern verschiedener Zeiten tritt namentlich ein der ältesten Periode angehöriges Gemach mit einem viereckigen Herd in der Mitte hervor. Es dürfte als Megaron anzusehen sein; vor ihm liegt westlich ein Vorzimmer und weiter ein Hof mit anscheinend einer Opfergrube in der Mitte. Der Boden fällt hier stark von Norden nach Süden ab. Die parallel mit der eben beschriebenen laufende Zimmerflucht liegt daher in ihren Fundamenten ein Stockwerk tiefer und wird durch eine Treppe erreicht. Diese untern Räume müssen natürlich dunkel und kaum bewohnbar gewesen sein. Es waren die Kellerräume des Gebäudes. Ueber ihnen hat nach der Disposition des Ganzen wahrscheinlich die Frauenwohnung gelegen.

Auch in dieser Gebäudegruppe sind sehr interessante Stücke von Wandmalereien gefunden worden, nämlich in einem Raume nördlich neben dem Herdgemach die opfernden Frauen (Abb. 288), und an einer Wand südlich nahe der Treppe die drei eselsköpfigen Gestalten (Abb. 287). Sie sind die bei weitem wichtigsten Funde dieser Art von Mykenä, denn aus dem Megaron und dem anstoßenden Schlafgemach sind nur ganz wenige kleine Reste erhalten, Theile von Männern und Pferden, die keine

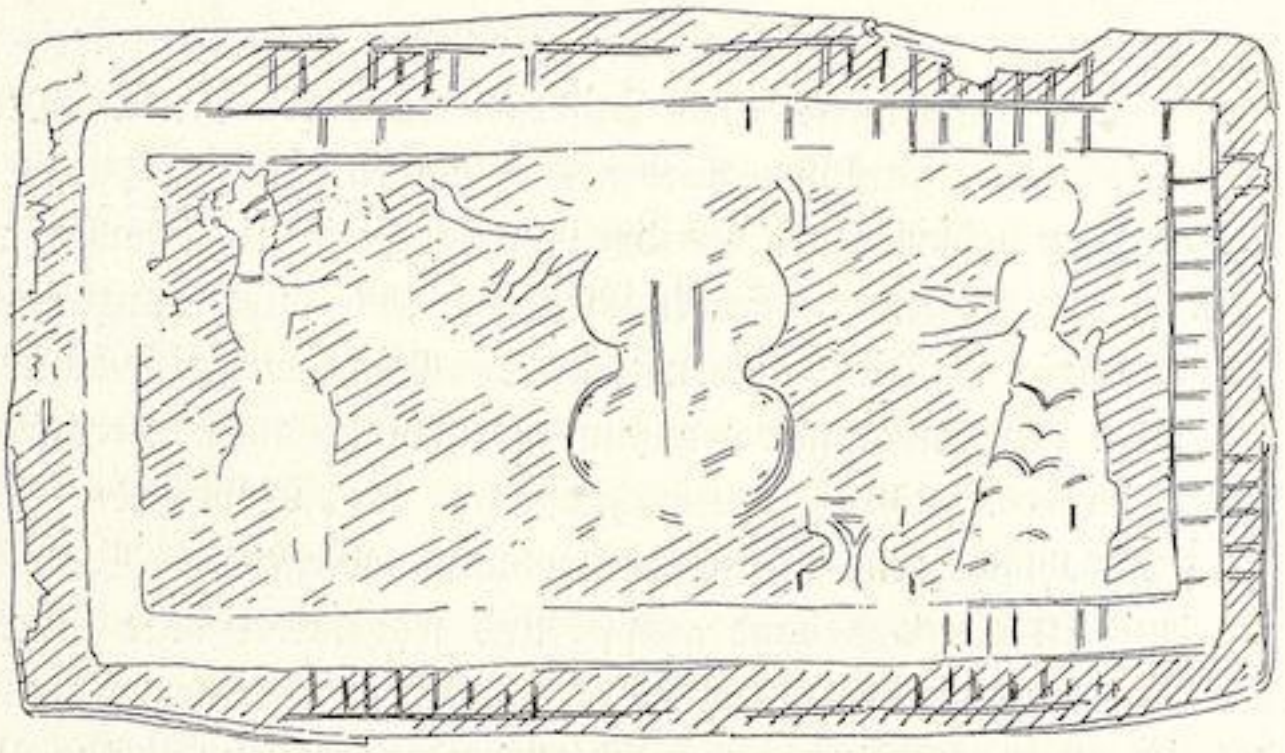
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0372
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

andere Besonderheit bieten, als daß wir über den Fußknöcheln und Knien der Männer wieder dieselben Bänder angebracht



287. Wandmalerei aus der Gebäudegruppe an der Südmauer (Größe 1:2).

sehen, welche die Krieger auf der großen Vase und auch die auf dem Stier von Tiryns gaukelnde Gestalt tragen.



288. Kalktafel aus der Gebäudegruppe an der Südmauer (Größe 1:2).

Auf dem ersten der beiden neuen Stücke sehen wir die Reste von drei Gestalten, welche nach den langen Ohren zu schließen, Eselsköpfe haben. Der aufragende Zacken vor den Ohren kann nur den Stirnhaarbüschel bedeuten. Diese Wesen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0373
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

können nichts anderes sein als die von Milchhoefer besonders eingehend und anregend behandelten Dämonen des ältesten religiösen Vorstellungskreises der Griechen. Noch bis in die spätere Zeit haben die den großen allgemeinern Gewalten untergebenen Naturkräfte, Berg-, Wald- und Wassergeister eine halb menschliche, halb thierische Gestalt behalten; Satyrn, Tritonen, Flußgötter, Kentauren, der Minotauros sind classische Beispiele dafür. Diese Wesen hatten in der ältern Zeit eine weit größere Bedeutung, da sich immer mehr herausstellt, daß die Religion der Griechen vom Menotheismus ausgegangen ist, von der Verehrung des allein herrschenden Zeus, dem alle andern Naturkräfte in der Gestalt eben jener Mischwesen unterthan waren. Sie finden sich besonders auf den Gemmen des mykenischen Culturkreises, den sogenannten Inselsteinen, dargestellt, haben fast immer Vogel-, nur auf einem Bilde Löwenbeine und tragen auch öfter dieselbe Stange auf dem Rücken wie die unserigen, welche alsdann an beiden Enden mit erbeuteten Thieren behängt ist (Abb. 289). So werden wir uns auch auf der Wandmalerei für die Gestalten Vogelbeine ergänzen und als Zweck der Stange das Tragen der Jagdbeute denken dürfen. Die Gestalten sind nicht in ehrbarem ernsten Sinne dargestellt, sondern gewissermaßen als Caricaturen, mit lang heraushängenden Zungen. Erlauben sich die homerischen Gedichte manche Satire selbst mit den großen Göttern, wie viel näher lag die Versuchung, es mit den dienstbaren Geistern derselben, mit den Kobolden und Unholden zu thun.

289. Inselstein von Kreta (natürliche Größe).

Die Farben des Bildes sind besonders lebhaft erhalten. Der Grund ist blaugrau, die Gestalten vorn fleischfarben, aber auf dem Rücken blau mit schwarz-gelb-rother Innenzeichnung gemalt.

Das letzte Stück (Abb. 288) ist ein besonderes Kalktäfelchen von etwa 2 cm Dicke, das aber wol an der Wand aufgehängt war. Die Darstellung ist leider sehr zerstört. Sie entwickelt sich von der Mitte aus gleichförmig nach beiden Seiten. Was in

der Mitte dargestellt war, läßt sich aus den geringen Spuren doch noch deutlich erkennen, besonders da die Altäre zu beiden Seiten einen Fingerzeig geben. Es war ein Idol von derselben Gestalt wie das auf dem großen Goldring Abb. 281. Die Form des großen gekerbten Schildes ist klar zu sehen, darüber ein Rest des Kopfes, anscheinend mit fliegenden Zöpfen, und vorn ein Rest des vorgestreckten Armes mit der Lanze. Rechts steht dann ein Altar und hinter demselben eine Frau, und aus mehrern Spuren läßt sich schließen, daß links dieselbe Darstellung vorhanden war. Die Form des Altars kennen wir vom Löwenthorrelief her, dort bilden zwei gleiche Basen aneinander geschoben den Untersatz für die Säule. Die Frau steht aufrecht da und hat beide Hände über den Altar erhoben. Ihre Kleidung entspricht durchaus derjenigen der Frauen auf dem schon erwähnten Goldring. Der Oberkörper ist vom Gewande eng umschlossen, von der Taille abwärts fällt ein weiter, durch volantartige Falten mehrfach abgetheilter Rock. Daß die Brust nicht unbekleidet war, wie Milchhoefer bei den Frauen des Goldringes hatte annehmen wollen, zeigt sich ganz klar, denn nur Gesicht und Hände sind weiß, die Brust aber, ebenso wie das Gewand des Unterkörpers ist gelb gemalt. Links war eine Frau in der gleichen Stellung und gewiß ebenfalls ein Altar dargestellt. Ihr Oberkörper mit Diadem und Halsband ist noch deutlich zu erkennen. Wir werden das ganze Bild so erklären dürfen, daß von den beiden Frauen dem in der Mitte befindlichen Idol ein Opfer dargebracht wird. Daß dieses Stück, welches die einzige Darstellung einer religiösen Handlung im mykenischen Stil bietet, nicht in Mykenä angefertigt, sondern importirt sei, wie Tsuntas argwöhnte, braucht man gewiß nicht anzunehmen. Es zeigt denselben blaugrauen Grund und auch sonst genau dieselben Farben und dieselbe Technik, in der die Wandbilder gemalt sind.

Unter den Funden aus dem Palaste befand sich auch ein Skarabäus mit dem Namen der Königin Ti, und man hoffte schon, nun endlich den langersehnten festen Punkt für die Zeit-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0375
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

bestimmung der mykenischen Denkmäler gewonnen zu haben. Aber die Hoffnung wurde leider nur zu sehr kleinem Theile erfüllt. Professor Erman, welchem ein Abdruck geschickt wurde, erklärte das Stück zwar für echt ägyptische Arbeit, bemerkte im übrigen aber, daß es erstens viele Königinnen mit Namen Ti gegeben habe, und daß zweitens, auch wenn die berühmteste, die Gemahlin des Amen Hotep III (13. Jahrhundert v. Chr.) gemeint sein sollte, doch der Skarabäus einer spätern Zeit angehören könne, weil die Namen berühmter Fürstlichkeiten auch in der Folge immer noch auf Amulette geschrieben worden seien.

Immerhin können wir aus dem Funde den Schluß ziehen, daß der Palast nach dem 13. Jahrhundert bewohnt gewesen sein muß.

---

13. Die Volksgräber in der Unterstadt.

In den Jahren 1887 und 1888 hat die unermüdliche Archäologische Gesellschaft ebenfalls durch Tsuntas in der Unterstadt von Mykenä graben lassen und dort 52 Gräber entdeckt, welche durch die Art ihrer Anlage und durch ihren Inhalt viele bei den Schliemann'schen Ausgrabungen, sowie überhaupt in den mykenischen Culturverhältnissen noch dunkel gebliebene Punkte aufhellen.

Zu den sechs bereits bekannten Tholosbauten, in denen übrigens nicht weiter nachgeforscht wurde, fand sich noch ein siebenter, leider bereits im Alterthum völlig geplünderter hinzu. Alle übrigen Gräber aber waren keine Kuppelgräber, sondern einfache in den Felsen eingeschnittene Kammern. Ein Gang, gewöhnlich mehrere Meter lang, führt horizontal in den Felsen hinein zu dem viereckigen Grabesraume. Derselbe ist zuweilen mit Nischen ausgestattet, und in ein paar Fällen folgte durch einen weitern kurzen Gang zugänglich noch eine zweite Kammer dahinter. Die Decke ist fast immer giebelförmig gebildet, nur

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0376
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

einzelne male in unregelmäßiger Wölbung ausgehauen. Die Kammern sind gewöhnlich 3 : 4 oder 4 : 5 m groß und entsprechend an den Seiten 2—$2^1/_2$, in der Mitte unter dem Giebel $2^1/_2$—3 m hoch.

Diese Gräber bilden nicht eine einheitliche Nekropole, sondern liegen in verschiedenen Gruppen durch das ganze Trümmerfeld der Unterstadt zerstreut. So fanden sich von dem Kuppelgrabe 3 nach Süden ziehend sieben Gräber, neben 4 gegen Norden vier, gegen Süden sechs, neben 5 acht Stück; ferner etwa 10 Minuten nördlich vom Kokoretza an einer Stelle, die Asprochoma genannt wird, zweiundzwanzig Gräber und in zwei Gruppen am Fuße des Eliasberges ihrer sechs und vier. Die Gräber innerhalb einer Gruppe pflegen übereinzustimmen in der Größe wie in der Art ihres Inhalts. Die größern sind reicher ausgestattet mit Geräthen aus Elfenbein und kostbarem Metall, die kleinern ärmlicher mit Thonfiguren und — eigenthümlicherweise — großen Mengen der sogenannten Inselsteine, die durch rohere Arbeit ihrer Darstellungen sich ebenfalls als das gewöhnlichere Fabrikat gegenüber den Gegenständen aus kostbarem Material kennzeichnen. Hieraus geht hervor, daß jede Gräbergruppe von einer gleichartigen Abtheilung der Bevölkerung herrühren muß, und Tsuntas hat gewiß recht, wenn er annimmt, daß wir in den Gruppen die Kirchhöfe einzelner Geschlechter oder Gemeinden zu erkennen haben, von denen jede an der Grenze ihres Gebietes auch ihre Gräberstätte hatte. So kommt es, daß z. B. die Gruppen bei den Kuppelgräbern 3 und 4 mitten in bewohntem Gebiete, nämlich zwischen zwei Gemeinden liegen.

Die Mauer der Unterstadt schließt bekanntlich nur einen kleinen Theil der dort bewohnten Fläche ein; die Hauptmasse der Bevölkerung wohnte in offenen Gemeinden. Dies Wohnen sowol wie das Begraben innerhalb des bewohnten Gebietes ist aber eine altgriechische Sitte. Sie hat sich noch bis in die historische Zeit bei denjenigen erhalten, welche das Alterthüm-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0377
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

liche am strengsten conservirten, bei den Spartanern. Die Spartiaten, sagt Thukydides (I, 10), wohnen „in offenen Gemeinden" (κατὰ κώμας); sie begruben, wie Plutarch noch weiß (Lyk. 27), „innerhalb der Stadt" und gewiß genau so getrennt wie die Mykenier, denn es ist bekannt, daß die Gräber der Agiaden im Süden, die der Eurypontiden im Norden der Stadt lagen. Auch im ältesten Athen wurde ebenso begraben. Es sind dort viele Gräber innerhalb des bewohnten Gebietes gefunden, welche schon Plato (Minos, 315) zu dem Glauben veranlaßten, die alten Athener hätten in ihren Häusern begraben.

Danach behält die Anlage der Grabstätte auf der Burg von Mykenä durchaus nichts Verwunderliches mehr: die Burg stellt die streng abgesonderte, ummauerte Gemeinde des herrschenden Geschlechts dar, und diese hatte ebenso wie die Geschlechtsverbände der Unterstadt ihren Begräbnißplatz auf ihrem eigenen Gebiete.

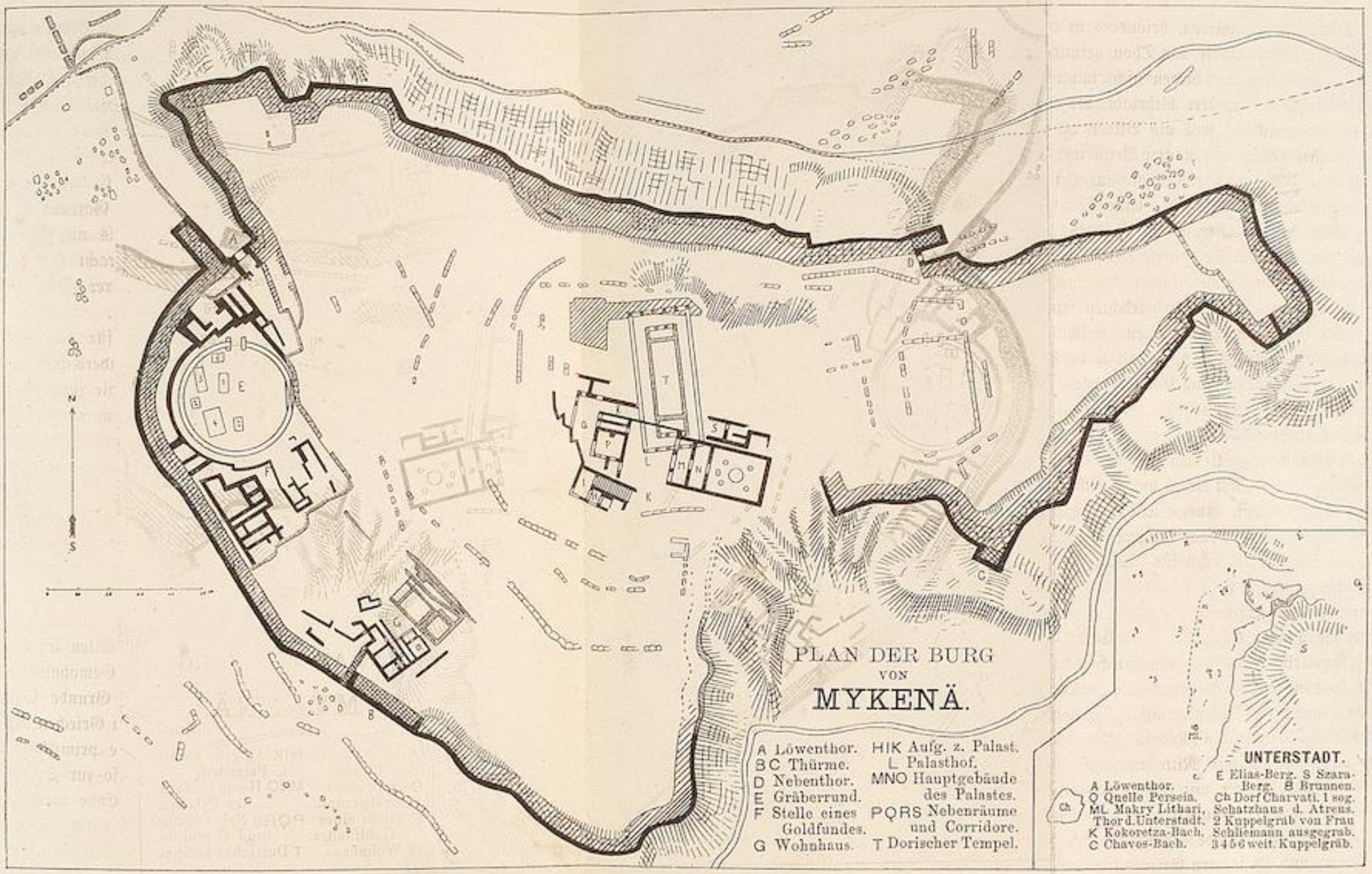
Auch im einzelnen bieten die Funde aus den neuen Gräbern des Interessanten und durchschlagend Beweisenden die Fülle. Keine von allen Leichen scheint verbrannt worden zu sein, wohl aber fanden sich Spuren von Asche, die ebenso wie an andern Stätten von den Todtenopfern herrühren müssen. Nach der Bestattung der letzten Leiche wurde die Thür des Grabes bis auf eine kleine Oeffnung unter dem Thürsturz zugemauert und der Gang davor mit Erde verschüttet. Alsdann wurde noch jene letzte Oeffnung mit Steinen zugesetzt. In dem zugeschütteten Gange vor der Grabesthür fanden sich sehr oft Menschenknochen, in einem Falle sogar sechs allem Anscheine nach gleichzeitig bestattete Leichen. Es bleibt kaum eine andere Möglichkeit, als mit Tsuntas anzunehmen, daß gelegentlich Sklaven oder Kriegsgefangene bei der Leichenfeier ihres Herrn geschlachtet und hier begraben wurden, ebenso wie Achilles am Scheiterhaufen seines Freundes zwölf Trojaner schlachtet. Auf diese Weise würde sich dann auch der oben erwähnte eigenthümliche Leichenfund oberhalb des dritten Schachtgrabes erklären.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0378
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Von Beigaben wurden, besonders in den ärmern Gräbern, sehr viele weibliche Idole aus Thon gefunden. Sie stellen, wie sich beobachten ließ, entschieden nicht immer die gleiche Gottheit dar. Während die größere Mehrzahl, die majestätisch mit einem Diadem geschmückten, wol als Bilder der Hera zu betrachten sind, scheinen andere mit nackter Brust und einem großen Halsbande, von denen hier allerdings nur ein Exemplar gefunden ist, die Aphrodite darzustellen. Eine dritte Gattung aber, mit einem Kind in den Armen, welche ebenfalls nur in wenigen Exemplaren vertreten ist, dürfte, in Anbetracht der vielen in Tiryns gefundenen Demeterbilder aus späterer Zeit, vielleicht als Demeter Kurotrophos zu betrachten sein.

Unter den mancherlei Dingen, welche für die echte mykenische Cultur charakteristisch sind, wie besonders die unter den Gefäßen vorherrschende Bügelkanne, welche die jüngere Periode dieser Cultur bezeichnet, fanden sich nun auch solche, welche in ihr bisher einzig dastehen: so zunächst mehrere Rasirmesser, alsdann Bruchstücke einer kleinen gläsernen Vase, ferner mehrfach Metallspiegel, rund, mit einem durch geschnitzte Relieffiguren verzierten Elfenbeingriff. Auch tritt jetzt zum ersten mal das Eisen auf in Gestalt von ein paar Fingerringen, welche beweisen, daß dieses Metall damals noch für sehr kostbar galt und nur zu Schmuckgegenständen verarbeitet wurde. Sehr wichtig sind schließlich drei bronzene Sicherheitsnadeln, weil man bisher glauben mußte, die Träger der mykenischen Cultur hätten im Gegensatz zu der homerischen und spätern griechischen Gewohnheit nur genähte Gewänder getragen, und aus diesem Grunde sogar den Zusammenhang der Mykenier mit den spätern Griechen bestreiten wollte. Die gefundenen Nadeln zeigen die primitivste Form ihrer Art: einen in der Mitte zweimal, also zur Spirale umgebogenen Draht, der mit seinem untern Ende zu dem obern zurückkehrt und dort einhakt. Wir lernen durch diesen Fund, daß es schon gegen Ende der mykenischen Periode, ebenso wie bei Homer und im spätern Griechenland, Gewänder gab in Ge-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0379
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0380
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0381

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

stalt von viereckigen Stücken Zeug, welche umgeschlagen und auf der Schulter genestelt wurden.

Das künstlerisch vollendetste Stück aus den neuen Funden ist jedenfalls ein silberner Becher mit Verzierungen in eingelegter und emaillirter Arbeit. Seine Form ist flach, fast die einer Trinkschale, mit einem Henkel. Um den obern Rand und weiter unten um den Bauch laufen Reifen von eingelegten Goldblättern, den Zwischenraum zwischen Rand und Bauchstreifen füllen 21 hintereinander gestellte männliche Köpfe. Sie zeigen einen sehr ausgeprägten griechischen Typus, Stirn und Nase liegen, eine kleine Einsenkung an der Nasenwurzel abgerechnet, in einer Linie, und diese Linie läuft durchaus nicht so schräg wie auf der Kriegervase und den Goldringen, sondern fast senkrecht. Die Köpfe haben einen Spitzbart, genau wie auf den griechischen Vasen des 6. Jahrhunderts v. Chr., auch sind die Augen annähernd ebenso gezeichnet und nicht größer wie dort; in den Nacken fallen drei Haarsträhne, welche unten zu Locken umschlagen. Da diese Locken sich ebenso auf einer ziemlich roh gemalten und gewiß an Ort und Stelle gefertigten Vase aus denselben Gräbern wiederfinden, schließt Tsuntas, daß auch der Goldbecher in Mykenä selbst gemacht sei.

Nach diesen neuesten Funden bedarf es über das Verhältniß der verschiedenen ältern Funde zueinander, speciell über das Verhältniß der Schachtgräber zum Palast, nur eines kurzen Wortes. Man hat früher verschiedentlich gemeint, die Schachtgräber stellten als älteste Schicht auf mykenischem Boden eine andere Culturperiode dar und gehörten wol gar einem andern Volke an als die Kuppelgräber und alles übrige. Sicherlich repräsentiren sie eine frühere Zeit. Aber die Entwickelung von da bis zum Palast und den Gräbern der Unterstadt ist doch ununterbrochen und einheitlich fortgeschritten. Die später so massenhaft auftretenden Thonidole finden sich spärlich schon

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0382
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

in den Schachtgräbern; die Vasen zeigen, wenn auch vielfach andere Verzierungen, so doch denselben feinen Thon und denselben Firnis; die Goldbecher der Gräber haben sich, wenn auch feiner ausgebildet, mit Hundsköpfen am Henkel, aber doch in derselben gehämmerten Technik, in dem Wohnhause neben dem Gräberrund gefunden, und die vielbewunderte eingelegte Arbeit der Silbervase aus Grab IV und der Dolchklingen aus Grab IV und V findet ihre nächste Analogie in dem neuen Gefäß aus der Unterstadt. Es kann demnach kein Zweifel sein, daß Schachtgräber, Palast und Unterstadt der gleichen zusammenhängenden großen Culturperiode angehören.

Die Burgen von Tiryns und Troja haben uns gezeigt, daß auf ihnen nur die Wohnungen der Herrscher lagen. Auch in Athen, wo die cyklopische Umfassungsmauer schon lange bekannt war und seit 1887 auch die Reste des alten Palastes beim Erechtheion und Parthenon sich gefunden haben, war auf der Akropolis kein Platz für die Wohnungen des Volkes. Die Burg von Mykenä ist freilich größer, aber für eine vielgliederige Herrscherfamilie mit allem Gefolge und Dienerschaft hat sie des Raumes nicht zu viel. So werden wir auch hier uns nur das herrschende Geschlecht wohnend denken, und finden damit zugleich die einfachste Erklärung für das Vorhandensein der Gräberstätte auf der Burg, welche so viele Scrupel verursacht und mit in erster Linie den Zweifel an dem griechischen Charakter der Mykenier hervorgerufen hat: ebenso wie in der Unterstadt jedes Geschlecht oder jede Gemeinde ihren besondern Kirchhof auf dem eigenen Gebiete hatte, besaß auch die streng abgesonderte, fest ummauerte Gemeinde der Herrschenden ihre Fürstengruft auf der Burg. Erst später, als man von den einfachen Schachtgräbern zu den riesigen Kuppelbauten fortgeschritten war, reichte die Burg für solches Begräbniß nicht mehr aus, und die Unterstadt mußte zu Hülfe genommen werden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0383
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Fünftes Kapitel.

Kleinere Ausgrabungen.

1. Orchomenos.

Schliemann's Grabungen in Orchomenos, welche zu wiederholten malen, im November 1880, im Frühling 1881 und wiederum im Frühling 1886 stattfanden, liefern insofern eine wichtige Ergänzung zu dem Bilde der „mykenischen" Culturperiode, als das Hauptstück, welches sie zu Tage förderten, das große Kuppelgrab des Minyas, in sehr wesentlichen Theilen besser erhalten ist als selbst das „Schatzhaus des Atreus" zu Mykenä, und mit diesen Theilen Anknüpfungen bietet weit über den speciellen Bereich der Kuppelgräber hinaus.

Die Betrachtung der Untersuchungen führt uns diesmal nach Böotien. Hier liegt in der Mitte des Landes als Endpunkt einer breiten und fruchtbaren Ebene der große Kopaissee. Er hat keinen natürlichen Abfluß nach dem Meere und kann deshalb in Zeiten, welche die künstliche Nachhülfe versäumen, sehr gefährlich werden, indem er weites Land der Versumpfung und Pestilenz aussetzt. Im Alterthum war er durch vortreffliche Kanäle mit dem Euripos, der Meerenge zwischen dem Festlande und Euböa, verbunden. Aber da während der langen türkischen Herrschaft alle solche Fürsorge unterblieben ist, hat das junge griechische Königreich die große Arbeit, welche durch Anlegung neuer Kanäle zu bewältigen ist, auch jetzt noch nicht

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0384
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ganz beendet, und das ganze Land steht wegen seiner Fieber immer noch in sehr üblem Rufe.

An diesem See, und zwar an seiner Ostseite, nur etwa 10 km vom Euripos entfernt, wo heute noch auf der den Namen Gulas führenden Höhe riesige cyklopische Mauern sichtbar sind, lag offenbar die älteste Burg Orchomenos. Diese Lage entspricht durchaus der Gewöhnung der ältesten großen Zeit an den Küsten des Archipelagos, den Königssitz eines seemächtigen Stammes ziemlich weit, aber doch nicht allzu weit vom Meere zurückzuziehen.

Strabo sagt, daß die spätere Stadt Orchomenos sich nicht mehr an der Stelle der ursprünglichen Ansiedelung befände, weil die Bewohner durch Sumpffieber von dort vertrieben seien und sich dann auf dem Akontion-Hügel angebaut hätten. Dieser Hügel liegt an der andern Seite des Sees, im Westen, und dort hat Schliemann auch das Schatzhaus des Minyas ausgegraben. Die Umsiedelung muß also schon in sehr früher Zeit erfolgt sein, da wir das Kuppelgrab doch nur in ein späteres Stadium derselben Epoche zu setzen haben, der auch die cyklopischen Mauern auf der Gulas-Höhe angehören.

Orchomenos ist in der Sage ebenso wie Troja und Mykenä die Hauptstadt seiner Landschaft. Es heißt bei Homer ebenso wie Mykenä das goldreiche. Von ihm aus sind Askalaphos und Jalmenos, die Söhne des Ares, gegen Troja gezogen.

Auf der Gulas-Höhe sind noch keine Ausgrabungen vorgenommen worden. Auf dem Hügel aber, an dessen Fuße das Kuppelgrab liegt, dem Hypantheion, einem Theile des Akontion, wo noch große Partien der spätern griechischen Befestigungsmauern aufrecht stehen, hat Schliemann nur wenige Gräben gezogen, und in der sehr dünnen Schuttschicht nur ganz spärliche Bruchstücke von alter Thonwaare gefunden. Das Resultat seiner Ausgrabungen beschränkt sich in Orchomenos auf das „Schatzhaus des Minyas".

Dieser Bau muß noch im spätern Alterthum frei gelegen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0385
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

haben und zugänglich gewesen sein. Pausanias hat ihn betreten und sagt, die Griechen thäten sehr unrecht daran, immer das Ausländische mehr zu bewundern als das Einheimische, selbst „tüchtige Schriftsteller ließen sich herbei, die ägyptischen Pyramiden ganz genau zu beschreiben, während sie das Schatzhaus des Minyas und die Mauern von Tiryns, die doch nicht minder großartig seien, mit keinem Worte erwähnten". Zugleich gibt Pausanias an dieser Stelle kund, daß er das Gebäude thatsächlich für ein Schatzhaus hält, denn er sagt von Minyas: „Soviel wir wissen, war er der erste, der zur Aufbewahrung seiner Schätze ein Schatzhaus baute". Und weiterhin beschreibt er dasselbe mit den Worten: „Es ist ein runder Bau aus Stein, der sich oben etwas stumpf zuspitzt, man sagt, daß der oberste Stein das ganze Gebäude zusammenhält".

Pausanias hat also das Gebäude noch unversehrt gesehen. Es war ein Kuppelbau, genau wie das Schatzhaus des Atreus zu Mykenä, und diesem, wie wir sehen werden, auch im Grundriß und in den Maßen am nächsten verwandt. Jetzt ist es längst zur Hälfte eingestürzt. Bereits Lord Elgin hat die erhaltenen Theile freizulegen versucht, aber wegen der Masse der im Innern aufeinander lagernden großen Blöcke von dem Vorhaben abgestanden. Schliemann fand unter den Blöcken „aufeinanderfolgende Schichten von Asche und andern verbrannten Stoffen, die eine Tiefe von ungefähr 12 Fuß hatten und die Ueberbleibsel von Opfern sein mögen"; auf dem Fußboden alsdann „eine große Masse von wohlgearbeiteten, viereckigen Marmorblöcken, sowie marmornen Karniesen, die nichts mit dem eigentlichen Schatzhause zu thun gehabt haben können, und zu irgendeinem Monument — vielleicht einem kleinen Tempel — gehört haben müssen, welches einst darin stand". Schliemann verweist diese Stücke in die macedonische Zeit, ebenso wie einen weiblichen Torso von Marmor, der sich dazu fand. Ferner wurde auf dem Boden noch eine römische Basis aus dunkelm Marmor, etwa 2 Fuß in allen drei Dimensionen messend, und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0386
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

mehrere marmorne Piedestale, eins noch mit den Fußspuren der darauf befestigt gewesenen Statue gefunden; schließlich Handmühlensteine von Trachyt, Astragalen, Eberzähne, Wirtel und Topfwaare aus allen Stilen und Zeiten.

Der Raum scheint demnach im spätern Alterthum zu den verschiedensten Zwecken nacheinander benutzt worden zu sein.

Der Bau besteht, wie das Atreusgrab, aus dem Dromos, dem Kuppelraum und einer rechts neben diesem liegenden viereckigen Kammer. Alle diese Theile waren aus einem grünlichen Schiefer gebaut, dessen Brüche in der Gegend von Lebadeia festgestellt sind. Der Dromos ist im Jahre 1867 vollständig zerstört worden von dem Demarchen des benachbarten Ortes Skripu, welcher aus den gewonnenen Steinen eine Kapelle gebaut hat. Nur ein Stein ist an seiner Stelle geblieben, und dieser gestattet, die Breite des alten Ganges auf 5,11 m zu messen. Die Eingangsthür ist 5,46 m hoch, oben 2,43 und unten 2,70 m breit, steht also in jedem Maß nur ganz wenig hinter der des Atreusgrabes in Mykenä zurück. Der Steinbalken über der Thür ist dagegen sehr viel kleiner als dort, er mißt nur 5 m in der Länge. Der Durchmesser des Kuppelraumes beträgt gegen 14 m, also nur 0,50 m weniger als der des Atreus-Schatzhauses zu Mykenä.

Die sich nach obenzu wölbenden Wände des Baues sind noch bis zur achten Steinschicht völlig und bis zur zwölften stellenweise erhalten. Von der fünften Schicht aufwärts hat fast jeder Stein ein Loch, in dem zum Theil noch die Bronzezapfen stecken. Die Löcher laufen in horizontaler Linie ringsherum und sind immer gleichweit voneinander entfernt. Ueber der ersten Linie läuft die dritte so, daß ihre Löcher immer vertical über denen der untern stehen. Die dazwischenliegende zweite Linie dagegen setzt ihre Löcher immer in die Mitte des von je vieren der beiden andern Linien gebildeten Raumes. Auf diese Weise entsteht ein fortlaufendes System von Fünfsternen, in welchem ebenso wie im Atreus-Grabe zu Mykenä Bronzerosetten gesessen haben.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0387
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

„Beinahe im Mittelpunkte der Schatzkammer" befand sich „im geebneten Felsen ein 9 Zoll tiefes, 15 Zoll breites und 19 Zoll langes Loch, welches zur Befestigung irgendeines Monuments gedient haben mag."

Von dem Kuppelraume aus führt alsdann eine 2,12 m hohe und oben 1,14 m, unten 1,21 m breite Thür, deren Pfosten, nach den erhaltenen Einsatzspuren zu urtheilen, mit besonders reichem Bronzeschmuck versehen gewesen sein müssen, in die viereckige Nebenkammer, welche wegen der eigenthümlichen Art ihrer Anlage und der prachtvollen innern Ausschmückung unser vornehmstes Interesse in Anspruch nimmt. Die Kammer mißt 3,74 : 2,75 m und ist 2,40 m hoch. Sie zeigt an allen Seiten die anstehenden Felswände, aber sie ist nicht von dem Kuppelraume aus in diesen Felsen eingehauen, sondern von oben her als Schacht eingetrieben. Ihre „Decke scheint erst gegen das Jahr 1870 unter dem Drucke der darauf lastenden Schuttmasse eingestürzt zu sein", sagt Schliemann, „denn alle Dorfleute kommen dahin überein, daß damals, genau oberhalb der Stelle, wo die Kammer ist, der Boden plötzlich mit lautem Krachen einsank, und sich ein tiefes Loch bildete." Der Ausbau der Kammer im Innern stellte sich folgendermaßen dar. An den Wänden waren Mauern aus Bruchsteinen und Lehm aufgeführt, die Decke aber bildeten 8 Fuß über dem Boden große, bis 1 Fuß 4 Zoll dicke Platten aus grünlichem Schiefer, welche querüber von einer Längswand bis zur andern lagen. Die Verhältnisse über dieser Decke sind nicht ganz klar; es scheint, um dieselbe zu entlasten, ein Hohlraum, gewissermaßen ein zweites Stockwerk, ausgespart gewesen zu sein, bestehend aus Seitenmauern und wieder mit Platten überdeckt, worauf dann erst die Anschüttung bis oben hin folgte. Die Platten der Kammerdecke waren an ihrer Unterseite höchst geschmackvoll sculpirt mit einem aus Rosetten und Spiralen zusammengesetzten Muster, das man mit Recht als der Teppichweberei entnommen angesehen hat. Ganz wie in der textilen Kunst ist zunächst ein Mittelstück geschaffen mit einem Ge-

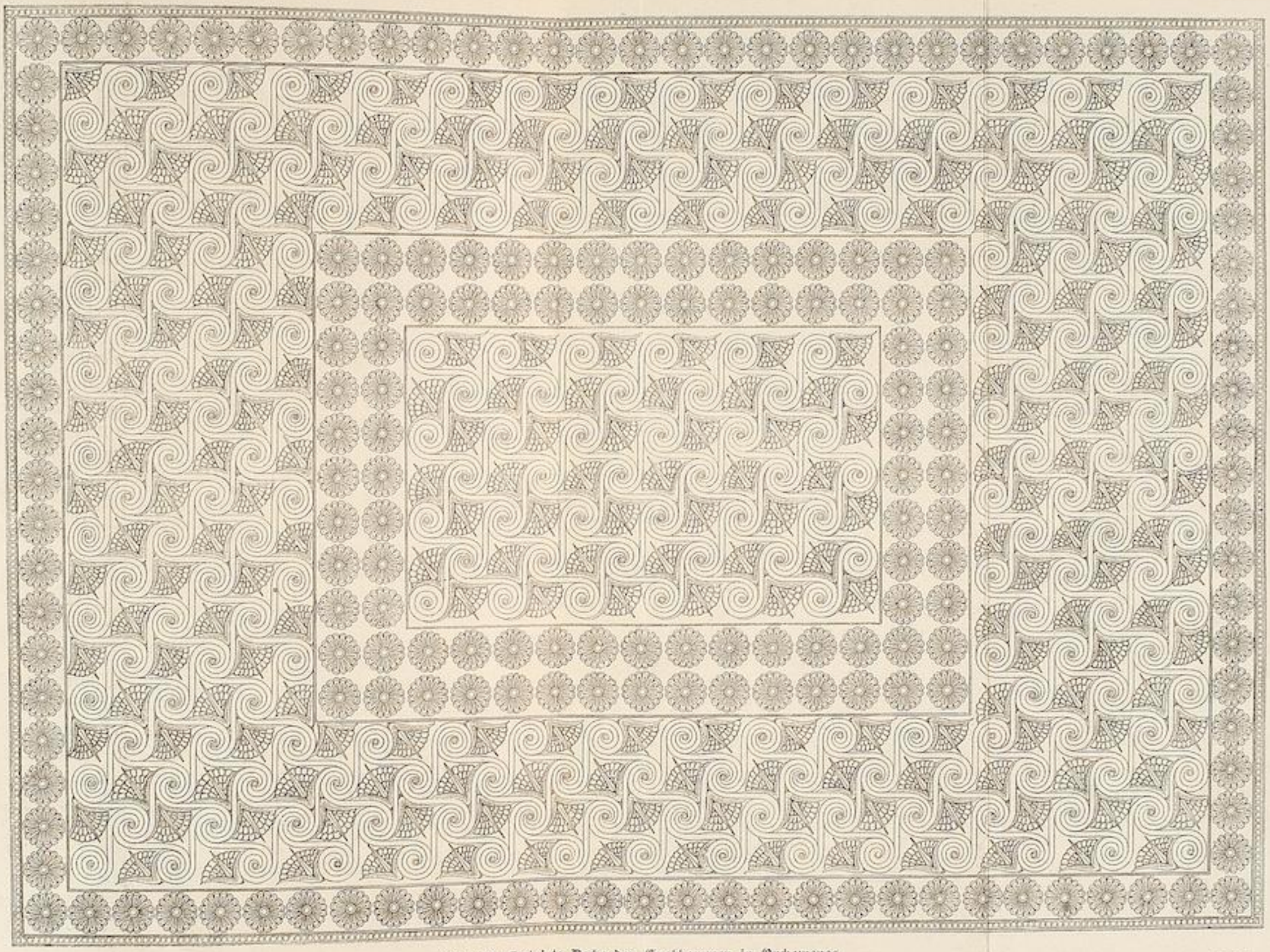
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0388
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

schlinge von Spiralen, aus dessen Ecken Palmbüschel herauswachsen; es wird umrahmt von einer doppelten Reihe von Rosetten. Den übrigen Theil füllt wieder das Spiralengeschlinge mit den Palmblättern, und am Rande läuft noch eine Rosettenreihe mit äußerer Begrenzung durch das bekannte Zahnschnittmotiv entlang (s. Abb. 290).

Von der Verkleidung der Wände fanden sich Marmorplatten, zum Theil noch an ihrer alten Stelle mit genau denselben Motiven ornamentirt: unten und oben lief eine Rosettenreihe, und der übrige Raum war mit den Spiralen und Palmbüscheln gefüllt.

Daß dies Verzierungssystem ein echt mykenisches ist, leuchtet sofort ein, wir haben die Rosetten auf dem Alabasterfries von Tiryns, die Spiralengeschlinge auf Wandmalereien von ebendort und das Zahnschnittmotiv ebenfalls als Umrahmung häufig genug in Tiryns und Mykenä gefunden. Wenn der Bau nicht durch seine Architektur schon laut genug seine Zusammengehörigkeit mit den gleichen Anlagen in Mykenä verkündete, würde sein Wandschmuck dieselbe außer Frage stellen. Aber noch besonders interessant ist, daß die Anlage der Kammer uns eine neue Brücke schlägt zwischen Schacht- und Kuppelgräbern. Die letztern erweisen sich als eine blos prächtigere Ausbildung der erstern. Die Grabkammer in Orchomenos ist genau so angelegt wie die Schachtgräber in Mykenä: sie ist senkrecht in den Fels eingetrieben, mit Bruchsteinmauern ausgefüttert, mit Steinplatten geschlossen. Nur ist der runde Raum, in welchem dort über den Gräbern die Todtenverehrung stattfand, hier neben dieselben verlegt worden, was wol durch das Streben, die Gräber bequemer zugänglich zu machen, veranlaßt wurde, dabei dann aber die großartige Neuschöpfung des Kuppelbaues mit sich brachte.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0389
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.



290. Die skulpirte Decke der Grabkammer in Orchomenos. S. 340.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0390

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0391

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

2. Ithaka.

Die Forschungen, welche Schliemann und Andere bisher auf Ithaka unternommen haben, sind wesentlich topographischer Natur gewesen. Sie dienen weniger zur Erweiterung unserer Kenntniß von der Cultur der griechischen Heldenzeit, als vielmehr zur nähern Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Homer's Beschreibungen und dem ihnen zu Grunde liegenden landschaftlichen Bilde. Was wir in dieser Beziehung schon in der Troas beobachten konnten, bekommt hier sein interessantes Seitenstück. Es stellt sich heraus, daß die Sänger der Odyssee nicht blos die Lage der Insel im allgemeinen, sondern auch ihre nähern örtlichen Verhältnisse gekannt haben müssen.

Schliemann hat Ithaka schon im Jahre 1868 besucht, und seine damalige Bereisung desselben in seinem ersten archäologischen Buche „Ithaka, der Peloponnes und Troja" ausführlich beschrieben. Zehn Jahre später war er noch einmal dort, und berichtigte darauf hin in der dem Buche „Ilios" (1881) vorangeschickten Selbstbiographie einige Einzelheiten seiner ursprünglichen Auffassung. Vor ihm hatte besonders der Engländer Gell, der als der Wiederentdecker des homerischen Ithaka gelten kann, die Insel beschrieben; nach ihm sind von verschiedenen Schriftstellern einander sehr widersprechende Ansichten geäußert worden, unter denen der Standpunkt Hercher's, welcher hier wie in der Troas jede Uebereinstimmung zwischen der homerischen Schilderung und der Wirklichkeit verneint, hervorgehoben werden muß. Wir folgen in unserer Darstellung hauptsächlich den Angaben des letzten wissenschaftlichen Besuchers von Ithaka, des Dr. Emil Reisch, der im Sommer 1887 die Insel bereiste und sein zunächst für Baedeker's griechisches Reisehandbuch bestimmtes und dort theilweise zur Verwendung gekommenes Manuscript uns freundschaftlichst zur Verfügung gestellt hat.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0392
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Daß das homerische Ithaka mit der noch heute so genannten Insel identisch ist, steht außer Zweifel. Die Nachbarschaft mit Kephalonia, das auch Samos heißt, wird öfter erwähnt. Des Odysseus Macht reichte sogar bis dort hinüber, da er den Philoitios „über die Rinder im Lande der Kephalenier setzte" (Od. XX, 210). In der Fähre, welche zwischen beiden Ufern eingerichtet ist, „in der Fähre der Schiffer, die auch andere fahren, wenn jemand solches begehret" (Od. XX, 187), muß jetzt Philoitios „den Freiern eine gemästete Kuh und fette Ziegen zum Schmause" bringen.

Ein besonderes Merkzeichen gibt es in der Nähe von Ithaka: einige Kilometer westlich, ziemlich genau in der Mitte zwischen Ithaka und Kephalonia, liegt eine ganz kleine Insel, die heute Daskalion heißt; sie ist offenbar diejenige, bei welcher die Freier dem von Pylos und Sparta zurückkehrenden Telemachos auflauern, um ihn umzubringen, bevor er zur Stadt kommt. Es heißt bei Homer (IV, 844):

Mitten im Meere liegt ein kleines felsiges Eiland
In dem Sunde, der Ithaka trennt und die bergichte Samos,
Asteris wird es genannt, wo ein sicherer Hafen die Schiffe
Mit zween Armen empfängt. Hier laurten auf ihn die Achäer.

Es geht zugleich aus diesen Worten hervor, daß Telemachos, um zur Stadt zu gelangen, die Meerenge zwischen Kephalonia und Ithaka herauffahren mußte, daß also auch die Stadt an dieser Meerenge, das ist an der Westküste der Insel, gelegen haben muß. Dort ist sie denn auch immer angenommen worden, nur stritt man über die genaue Stelle. Die allgemeine Meinung wollte im Norden, in dem einzigen bemerkenswerthen und fruchtbaren Thale der Insel, an der Polis genannten Stelle die alte homerische Ansiedelung erkennen. Schliemann aber erklärte, daß der isolirte Hügel, welchen man dort Kastro (Burg) nannte und für die Akropolis der alten Stadt hielt, durchaus nur natürliche Felsbildung sei und keinerlei

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0393
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Ruinen aufzuweisen habe. Daher glaubte er, wie schon vor ihm Gell, die alte Ansiedelung weiter südlich auf der schmalen Landenge, welche den nördlichen und südlichen Theil der Insel miteinander verbindet, sehen zu müssen. Hier erhebt sich ein kegelförmiger Berg, der Aëtos, ungefähr 200 m hoch, auf welchem ganz oben ein kleines Plateau, umgeben von einer noch 6—7 m hoch aufrecht stehenden cyklopischen Mauer, und weiter unten zwei andere Ringmauern sich befinden. Schliemann nahm auf der Spitze den Palast des Odysseus an und glaubte zwischen den tiefer gelegenen Ringmauern auch noch die Reste von etwa 190 cyklopischen Häusern zu entdecken.

Dem gegenüber bemerkt jetzt aber Reisch: „Wenn auch die Befestigungen in ihrem Kern einem hohen Alterthum angehören, so dürfen wir sie doch nicht der von Homer geschilderten Stadt zuschreiben; denn wenn den Schilderungen der Odyssee auch nur in den allgemeinsten Zügen ein realer Hintergrund entspricht, kann die homerische Stadt unmöglich auf diesem 200 m hohen unwirthlichen Felsberge gelegen haben. Für einen Palast, auch nur in den allerkleinsten Dimensionen ist zwischen den Felsblöcken des engen unebenen Plateaus, für eine Stadt an den steil abfallenden Hängen kein Raum.* Nur an den Einsattelungen im Norden und Südwesten des Aëtos wäre eine städtische Ansiedelung denkbar; doch haben die hier von Schliemann unternommenen Ausgrabungen im wesentlichen nur ein negatives Resultat ergeben. In den Ruinen des «Odysseus-Palastes» aber haben wir eine alte starke Befestigung zu erkennen, die in Zeiten der Gefahr als Zufluchtsort für die Umwohner dienen konnte und für die Vertheidigung der ganzen Insel von äußerster Wichtigkeit war, denn sie beherrschte nicht nur die Landungsplätze im Südost und Nordwest des Aëtos, sondern vertheidigte

---

* Schliemann selbst sagt: „Die Seiten des Aëtos erheben sich unter einem Winkel von 35°, sind also noch um 7° steiler als der obere Kegel des Vesuv."

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0394
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

auch die einzige Verbindungsstraße zwischen dem Süden und Norden der Insel."

Scheitert hier also die Auffassung von Gell und Schliemann schon an den besondern örtlichen Verhältnissen, so wird durch die Erzählung von dem Hinterhalte der Freier unsere Aufmerksamkeit um so mehr wieder nach dem Polisthale zurückgelenkt. Das Auflauern bei dem Inselchen Asteris hat doch nur dann Sinn, wenn Telemachos bis Polis herauffahren mußte, nicht wenn er schon beim Aëtos landete. Und nun stellt sich heraus, daß auch im Polisthale deutliche Spuren einer sehr alten Ansiedelung vorhanden sind. Auf dem am Nordrande der Bucht vorspringenden Hügel, dem Kastro, das Schliemann für eine bloße Felsbildung erklärte, hat Reisch „noch in einer Ausdehnung von etwa 30 Schritten Reste einer Terrassenmauer aus großen kaum behauenen Blöcken" stehen sehen; unten von der Bucht an aber zog sich „die Höhe hinan bis zum heutigen Dorfe Stavros eine bedeutende Ansiedelung, deren Existenz sich an der Hand der Funde bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. hinauf und bis in die letzte Kaiserzeit herab verfolgen läßt."

Auf der andern Seite des Dorfes Stavros, gegen Norden, finden sich ebenfalls Ruinen. „Dort liegt mitten zwischen Oelbäumen und Weingärten ein Kirchlein des heiligen Anastasios, welches auf einem circa 8 m langen und 5 m breiten antiken Bau ruht, der aus großen sorgfältig gefugten Quadern besteht und noch 2—3 m hoch erhalten ist. Massen antiker Fundamente in unmittelbarer Nähe zeigen, daß wir hier den Rest einer größern Anlage vor uns haben. Von dem Kirchlein führt eine antike in den Fels geschnittene Treppe zu einem kleinen Felsplateau, welches, wie die rechteckigen Nischen in der geglätteten Felswand zeigen, einer Cultstätte angehörte. Dieser Platz (nach anderer Tradition der antike Unterbau des Kirchleins) führt seit etwa einem Jahrhundert den Namen «Schule des Homer». Wenig unterhalb ist ein antiker, 1886 von dem dortigen Papas aufgedeckter, tiefer Brunnen, daneben ein Felsgrab; 30 Schritte

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0395
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

weiter in den Weingärten ein interessantes unterirdisches antikes Quellhaus: ein circa 3 m langer Gang aus rohbehauenen Steinen führt abwärts zu dem Eingang, wo noch einige Stufen erhalten sind; der kleine Innenraum, dessen Boden das Wasser deckt, ist mit großen, rohgefügten Blöcken überwölbt."

Nicht weit von dieser Ruinenstätte entspringt eine Quelle, welche Melanhydro genannt wird und mit dem homerischen „schattigen Wasser" identificirt worden ist, bei dem die Schweine des Eumäos weiden. Indeß ist dieses jedenfalls wo anders zu suchen, wie wir gleich sehen werden. Gerade die Stelle, wo Odysseus von den Phäaken ans Land gesetzt wird, und die Weideplätze des Eumäos, zu denen er dann hinaufgeht, lassen sich sicherer als irgendetwas anderes bestimmen.

Bekanntlich wird Odysseus von den Phäaken nicht gleich zu seiner Stadt gefahren, sondern in einer Bucht ausgesetzt, in der er beim Erwachen selbst zunächst sein Heimatland nicht wiedererkennt. Erst als Athena ihm zu Hülfe kommt, fällt der Schleier von seinen Augen. Sie nennt ihm die Bucht, in der er gelandet, und zeigt ihm am Berge die große Nymphenhöhle und weiterhin das hohe Gebirge Neriton. Von der Stadt aber ist keine Rede; diese muß also weit außer dem Gesichtskreise gelegen haben. Die nähere Beschreibung nun läßt keinen Zweifel, wo wir die Landungsbucht zu suchen haben. Es heißt bei Homer (XIII, 96 fg.):

Phorkys dem Greise des Meeres ist eine der Buchten geheiligt
Dort in der Ithaker Land, wo zwei vorragende schroffe
Felsenspitzen der Rhede sich an der Mündung begegnen.
Diese zwingen die Flut, die der Sturm lautbrausend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig am stillen Ufer des Hafens
Ruhn unangebunden die schön gebordeten Schiffe.
Oben grünt am Gestad' ein weitumschattender Oelbaum.
Eine Grotte, nicht fern von dem Oelbaum, lieblich und dunkel,
Jetzt den Nymphen geweiht, die man Najaden benennet:
Steinerne Krüge stehn und zweigehenkelte Urnen
Innerhalb; und Bienen bereiten drinnen ihr Honig.
Aber die Nymphen weben auf langen steinernen Stühlen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0396
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Feiergewande, mit Purpur gefärbt, ein Wunder zu schauen.
Unversiegende Quellen durchströmen sie. Zwo sind der Pforten:
Eine gen Mitternacht, durch welche die Menschen hinabgehn;
Mittagwärts die andre geheiligte; diese durchwandelt
Nie ein sterblicher Mensch; sie ist der Unsterblichen Eingang.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Phorkyshafen an irgend einer Stelle des Meerbusens von Molo zu suchen ist, denn an der Südseite desselben liegt 50 m hoch die große Höhle, welche sicherlich die homerische Beschreibung von der Nymphengrotte veranlaßt hat. Ein gegen 2 m hoher, 30—50 cm breiter Eingang führt in einen kleinen Vorraum, von dem aus man den großen feuchten Hauptraum von etwa 15 m Durchmesser betritt. Hier hängen von der Decke herab und an den Wänden allerhand wunderliche Tropfsteingebilde, aus welchen die Phantasie die langen steinernen Webstühle der Nymphen und ihre steinernen Krüge und Urnen gemacht hat. Im Hintergrunde liegt ein sorgfältig behauener Block (75 : 50 cm Fläche) mit einer Einarbeitung in seiner Oberfläche, der die Höhle als antike Cultstätte (wol der Nymphen) bezeugt. In der Mitte der Decke öffnet sich ein 80 : 20 cm weiter Spalt; dieser wird die Auffassung von dem zweiten nur von den Göttern benutzten Eingange hervorgerufen haben.

Es ist gestritten worden, ob nun der tiefe Golf von Vathy selbst oder ein kleiner Nebenhafen westlich am Ausgange desselben, Dexia mit Namen, der Phorkyshafen sei. Die Frage ist von geringer Bedeutung. Die Höhle liegt von beiden Stellen gleichweit entfernt. Man sollte annehmen, daß die größere markante Bucht von Vathy gemeint sei; aber Schliemann hat gerade vor dem kleinen Hafen Dexia „die zwei kleinen steilen Felsen, dem Eingange zugeneigt", entsprechend der homerischen Beschreibung zu erkennen geglaubt, und mag so vielleicht mit seiner Auffassung recht haben.

Auf alle Fälle stimmt diese Gegend des Molobusens mit allem, was sonst aus dem homerischen Bilde in Betracht kommt,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0397
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

durchaus überein, so hauptsächlich mit dem Besuch des Odysseus bei Eumäos. Die Weideplätze des göttlichen Sauhirten müssen im Süden der Insel gelegen haben, denn Athena räth dem von Pylos, also vom Süden her nach Hause fahrenden Telemachos (XV, 36):

Wenn du das nächste Gestade von Ithaka jetzo erreicht hast,
Siehe dann sende zur Stadt das Schiff und alle Gefährten
Und du gehe zuerst dorthin, wo der treffliche Sauhirt
Deine Schweine hütet, der stets mit Eifer dir anhängt.

Der Weg aber, den Odysseus, um zu Eumäos zu gelangen, zurücklegt, wird wie folgt beschrieben (XIV, 1 fg.):

Aber Odysseus ging den rauhen Pfad von dem Hafen
Ueber die waldbewachs'nen Gebirge, hier wo Athene
Ihm den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treusten
Haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odysseus.
Sitzend fand er ihn jetzt an der Schwelle des Hauses, im Hofe,
Welcher hoch auf weitumschauendem Hügel gebaut war.

Zu diesen Anhaltspunkten, daß die Trift im Süden der Insel und auf weitumschauendem Hügel gelegen haben muß, gesellen sich nun noch zwei andere: der Koraxfelsen und „das schattige Wasser" der Arethusa-Quelle. Es heißt (XIII, 407):

Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Heerde
Nahe beim Koraxfelsen, am Arethusischen Borne.
Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schattiges Wasser, wovon das Fett den Schweinen entblühet.

In Bezug auf den Koraxfelsen sagt auch Odysseus zu Eumäos (XIV, 398):

Kehret er nicht zurück dein König, wie ich verkünde,
Alsdann reize die Knechte, vom Felsen herab mich zu stürzen.

Es muß also hier eine hohe steile Wand gewesen sein.

Alle diese Bedingungen erfüllen sich auf dem großen Hochplateau im Süden der Insel. Dort bietet sich ein weiter Blick ringsumher, dort entspringt eine starke Quelle, die heute Perapegadi heißt, und dicht neben ihr steigt eine Felswand auf, wie sie passender für den „Rabenfelsen" nicht gedacht werden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0398
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

kann. Hierher werden denn auch allgemein die Weideplätze des Eumäos verlegt.

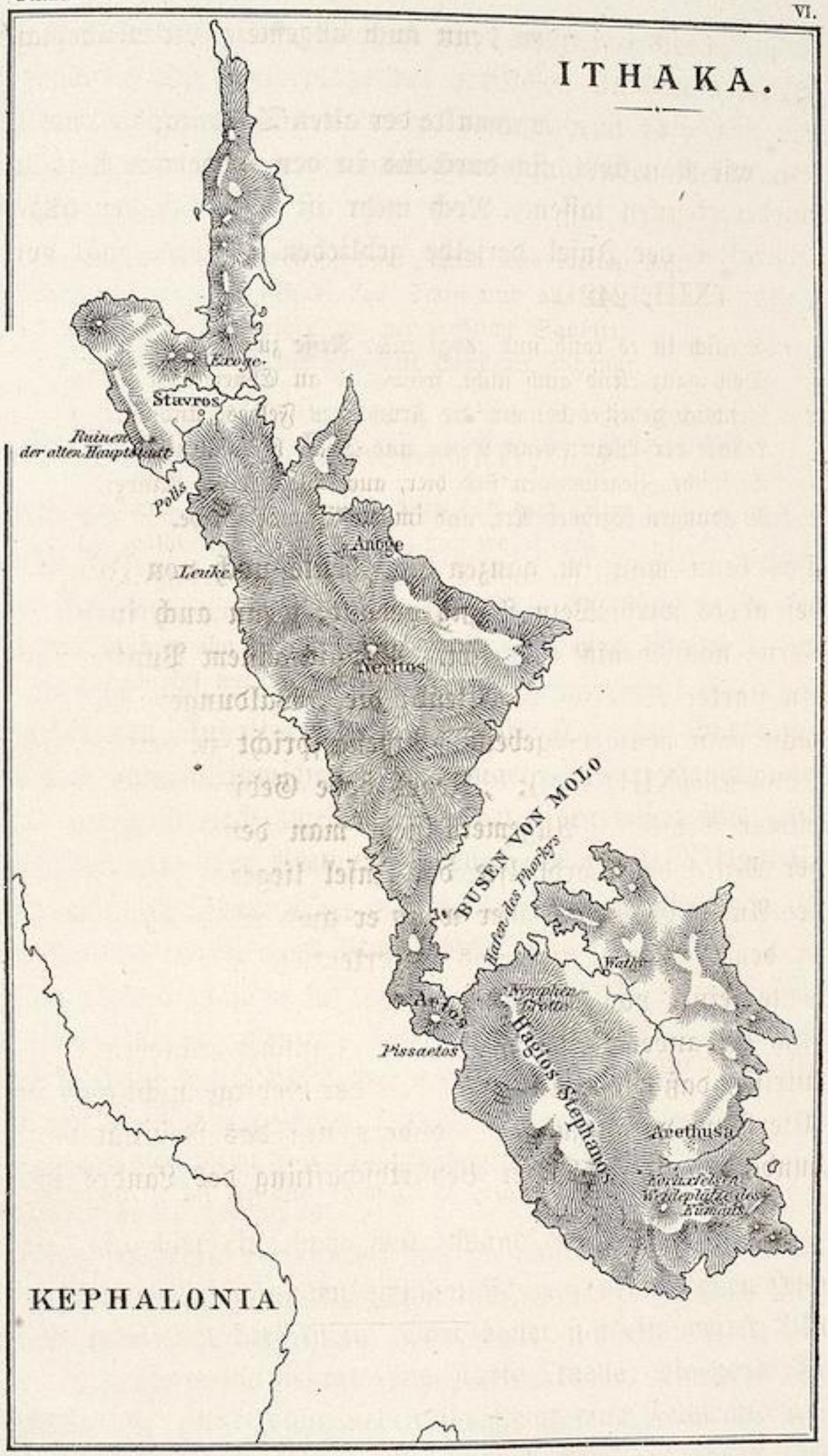
Das sind die Hauptpunkte der alten Topographie von Ithaka, die, wie man sieht, sich durchaus in den modernen Verhältnissen wiedererkennen lassen. Noch mehr ist natürlich der allgemeine Charakter der Insel derselbe geblieben. Athene sagt von dem Lande (XIII, 242):

> Freilich ist es rauh und taugt nicht Rosse zu tummeln;
> Doch ganz elend auch nicht, wiewol es an Ebnen ihm mangelt.
> Reichlich gedeihet bei uns die Frucht des Feldes, und reichlich
> Lohnet der Wein; denn Regen und Thau befruchten das Erdreich.
> Treffliche Ziegenweiden sind hier, auch Weiden der Rinder,
> Waldungen jeglicher Art, und immerfließende Bäche.

Das kann man im ganzen auch heute noch von Ithaka sagen, besonders wird Wein fleißig gebaut, wenn auch in die weitere Ferne noch wenig exportirt. Nur in einem Punkte macht sich ein starker Unterschied geltend: die „Waldungen jeglicher Art" sucht man heute vergebens. Athena spricht zu dem erwachenden Odysseus (XIII, 349): „Jenes hohe Gebirg ist Neritons waldichter Gipfel". Allgemein sieht man den Neriton in dem in der Mitte der Nordhälfte der Insel liegenden höchsten Punkte des Anoge-Gebirges, aber wenn er auch in dem südlichen Theile in dem Hagios Stephanos zu erkennen sein sollte: waldig ist heute keiner von beiden mehr. So sehen wir hier deutlich, was auch an andern Stätten in den classischen Ländern so vielfach zutrifft, daß die heutige Kahlheit der Gebirge nicht auch für das Alterthum vorauszusetzen, sondern nur das Resultat von jahrhundertelanger schlechter Bewirthschaftung des Landes ist.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0399
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

ITHAKA.



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0400
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0401

gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Sechstes Kapitel.

Die griechische Heldenzeit historisch betrachtet.

Als die Schätze der mykenischen Schachtgräber nach Athen gebracht wurden, wiederholte sich dasselbe Schauspiel, welches bei der Ankunft der äginetischen Bildwerke in München in den dreißiger Jahren stattgefunden hatte: alle Welt schüttelte den Kopf ob solch unerhörten Kunststils und konnte nicht eine Linie griechischen Charakters darin finden. Weitere Funde aber haben ebenso wie damals eine Brücke nach der andern geschlagen, sodaß die zuerst so einsame Insel jetzt schon an den verschiedensten Stellen mit dem festen Lande zusammenhängt. Trotzdem herrscht über die Frage ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder zu jenem Gestade immer noch großer Streit.

Schliemann glaubte bekanntlich in den Gräbern von Mykenä die Cultur von Homer's Achäern wiedergefunden zu haben. Köhler dagegen stellte im Jahre 1878 die These auf, daß dieselben den Karern angehörten. Diese beiden Auffassungen, von verschiedenen Seiten mit neuen Gründen unterstützt, stehen einander noch heute gegenüber.

Es ist nicht zu verkennen, daß die mykenische Cultur von der in den homerischen Gedichten sich widerspiegelnden und von dem spätern Griechenthum vertretenen in starker Weise abweicht. Die Vertreter der Karer-Hypothese heben besonders den Unterschied in der Bestattung hervor. Die Leichen in den Schachtgräbern sind begraben, ja wie Helbig meinte, sogar ein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0402
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

balsamirt worden. Bei Homer dagegen, wie in den sicher als griechisch anzusehenden Dipylongräbern, herrscht Verbrennung. Die erstere Sitte, sagte man, setzt nach ägyptischer Art den Glauben voraus, „daß an die Erhaltung der Leiche das Fortleben der Seele gebunden sei, während den homerischen Griechen die Leiche nichts ist als eine Befleckung des Sonnenlichts, und erst im Feuer geläutert werden muß, damit sich die Pforten der Unterwelt der befreiten Seele öffnen". Die Beziehungen zu Aegypten und Kleinasien springen in die Augen. Das Volk, welches in Mykenä und Tiryns herrschte, muß ein seemächtiges, weitfahrendes gewesen sein, während die griechische Sage den „Orest noch auf dem Landwege auswandern läßt, und Menelaos nur durch Sturm verschlagen nach Aegypten kommt". Die mykenische Cultur hat nur an der Ostküste des griechischen Festlandes geherrscht; sie ist nicht in das Land eingedrungen. Ihr Hauptgebiet war die Inselwelt.

In allem mußte man einen scharfen Widerspruch zu dem homerischen Bilde erkennen; und da dieser Widerspruch sich auch ins Einzelne fortsetzte, da die genähten Gewänder auf eine rein asiatische Tracht und das Fehlen des Eisens auf eine unerhört frühe Zeit hinwiesen, so glaubte man auf jeden Gedanken an einen Zusammenhang zwischen der mykenischen Cultur und Homer verzichten und dieselbe einem Volke zuweisen zu müssen, welches aus Asien stammend lange vor den Achäern geblüht und dann diesen das Feld geräumt habe. Das konnten aber am ehesten die Karer gewesen sein, welche nach den Nachrichten des Herodot (I, 171) und Thukydides (I, 4) eine Zeit lang das bedeutendste Volk auf den Inseln waren und den Griechen mancherlei Erfindungen überliefert haben, wie die Handhaben an den Schilden, die Schildzeichen und die Helmbüsche. Sie wurden von Minos, der zum ersten male die Seeräuberei aufhob, unterjocht und besonders zur Ausrüstung von Schiffen verwendet. Thukydides berichtet dann noch (I, 8), daß zu seiner Zeit auf Delos alte Gräber gefunden seien, welche, nach „der Ausrüstung mit

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0403
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Waffen" zu schließen, von den Karern stammen müßten. Besonders diese letztere Notiz hat man gern mit den waffengefüllten mykenischen Gräbern in Zusammenhang gebracht. Dümmler, der mit Studniczka 1887 Köhler's Hypothese weiterführte, hatte auf den Cykladen mehrere älteste Nekropolen kennen gelernt; da sich in ihnen „nur dann und wann ein Dolch oder eine Lanzenspitze" fand, schließt er, daß diese Inselgräber vorkarisch und die mykenischen Schachtgräber karisch sein müssen. Es spielen dann noch einige kleinere Indicien bei der Hypothese mit, so daß die Doppelaxt, welche sich zwischen den Hörnern von Ochsenköpfen aus den Schachtgräbern findet, noch auf spätern Münzen das Symbol des karischen Zeus ist, ferner daß ein Grabhügel bei Megara Kar heißt, daß des Isagoras' Geschlecht in Athen noch zu Herodot's Zeit dem karischen Zeus opfert, und anderes.

Sehen wir nun zu, ob nach den Ergebnissen der Ausgrabungen diese ganze Auffassung nothwendig ist, oder welche andere sich etwa mehr empfiehlt.

Das Auffallendste an Schliemann's Ausgrabungen ist zunächst doch, daß dieselben an all den Stätten, welche bei Homer als die Mittelpunkte großer Macht und Herrscherpracht erscheinen, auch wirklich jedesmal eine solche hervorragende Macht und Pracht festgestellt haben. In Mykenä, Tiryns und Orchomenos tritt uns ein und dieselbe „mykenische" Culturperiode entgegen; in Troja ist die Masse der Funde aus der Hauptschicht allerdings andersartig und offenbar älter, aber gegen das Ende der dortigen großen Periode tritt ebenfalls der mykenische Stil auf und stellt so den zeitlichen Zusammenhang zwischen beiden Punkten her. Die zweite Stadt auf Hissarlik hat kurz vor ihrem Untergange noch die mykenische Blüte erlebt und ist mit ihr in Berührung gekommen. An all diesen Stätten stellt aber die Hauptschicht auch die einzige große Periode der Burg dar; auf sie folgt in Mykenä und Tiryns so gut wie gar nichts mehr und in Troja nach langer dorfähnlicher Besiedelung erst in hellenistischer Zeit wieder eine ansehn-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0404
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

liche Stadt. Hieraus allein geht schon klar hervor, daß die Begriffe Homer's von seiner griechischen Heldenzeit zurückgehen auf die Kunde von unserer mykenischen und trojanischen Blüteperiode. Vielfach steht ihm sogar nicht bloße Kunde, sondern völlige Kenntniß zu Gebote; und diese wird um so auffallender, wenn es sich um Dinge handelt, welche in keiner spätern Zeit mehr so hergestellt worden sind wie in der mykenischen.

In dieser Beziehung ist zunächst an die festumschirmten Burgen zu erinnern, welche es nachher weder in Griechenland noch in Kleinasien mehr gab: für die Dorer beweist das typische Sparta die fortdauernde Sitte der offenen Lagerstadt, und die kleinasiatischen Griechen, so bezeugt Thukydides, hatten bis zu den Einfällen der Perser ebenfalls ihre Wohnstätten nicht mit Mauern umgeben. Homer aber weiß genau von Mauern und Thürmen und Thoren; er beschreibt das skäische Thor mit seiner großen Plattform, von welcher aus Greise und Frauen dem Kampf in der Ebene zusehen, genau so, wie das freigelegte älteste Burgthor auf Hissarlik in der That gestaltet ist.

Auch wie es im Innern der Burg aussieht, ist ihm wohlbekannt. Der große Hof, von Säulenhallen umgeben, in dessen Mitte der Altar des Zeus steht, und der Hauptsaal, in welchem Odysseus die Königin der Phäaken treffen soll, „sitzend am glänzenden Feuer des Herdes, an die Säule gelehnt", sind Beweise dafür.

Der Metallreichthum jener jugendlich prunkenden Zeit spiegelt sich ebenfalls bei Homer deutlich wider. Wie in den Tholosbauten die Wölbungen, so schimmern in des Alkinoos Palaste die Wände von Erz. Ohne die Goldsachen der Schachtgräber wird man die Erzählungen Homer's von den getriebenen Bechern, wie dem des Nestor, und gebuckelten Wehrgehenken und den goldenen Hunden, die vor des Alkinoos Thür Wacht halten, für kecke Phantasie erklären, und hat das ja in der That früher gethan.

Die auffälligste und wichtigste Uebereinstimmung zwischen den mykenischen Funden und Homer ist aber wol die, welche

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0405
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

die eingelegte Arbeit der Dolchklingen und des jüngst hinzugekommenen Bechers uns zeigt. Nirgends sonst sind bisher auf griechischem Boden derartige Arbeiten, ganze Bilder aus verschiedenen Metallen hergestellt, zu Tage gekommen, und gerade von ihnen hat Homer noch eine ganz klare Anschauung gehabt, denn er beschreibt eingehend, wie auf dem Schilde des Achilles Weingärten dargestellt sind, mit blauen Trauben an goldenen Stöcken und von zinnenem Zaune umgeben, und ferner Jünglinge, welche goldene Schwerter an silbernen Gehenken tragen.

Wir begnügen uns mit der Aufzählung dieser hauptsächlichsten Uebereinstimmungen. Sie sind ein hinreichender Beweis dafür, daß Homer für gewisse Theile seiner Schilderungen gar keine andern Vorbilder gehabt haben kann als solche der mykenischen Kunst und Cultur. Freilich wissen wir aber, daß Homer ein Sammelname ist, daß seine Epen erst in verhältnißmäßig später Zeit zusammengesetzt wurden aus Liedern, deren Entstehung sich durch Jahrhunderte hingezogen hatte. Wenn demnach auch in den ältesten Theilen jener Lieder noch eine klare Anschauung von den wirklichen Verhältnissen der mykenischen Zeit lebt, so werden doch viele der jüngern entstanden sein, als jene große Cultur bereits untergegangen war, und es darf nicht wundernehmen, daß in ihnen vielfach eine andere Welt sich darstellt. So sehen wir zum Beispiel das Eisen, das erst gegen Ende der mykenischen Periode zu Schmuckstücken verarbeitet auftritt, bei Homer schon fast immer zu Werkzeugen und Waffen verwandt, und der Gebrauch, nicht genähte, sondern nur mit Fibeln zusammengesteckte Gewänder zu tragen, von dem dort ebenfalls erst zuletzt spärliche Anzeichen erscheinen, ist bei Homer allgemein geworden. So werden wir denn auch die neue Bestattungsweise durch Verbrennen statt des mykenischen Begrabens zu erklären haben. Wenn auch die beiden Arten ursprünglich eine Verschiedenheit der religiösen Anschauung bezeichnen, so ändert sich doch eine solche Anschauung mit der Zeit und mit andern Verhältnissen. In den Dipylongräbern herrscht,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0406
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

der homerischen Sitte entsprechend, Verbrennung. Bei den spätern Griechen aber lebte noch die Erinnerung, vielleicht durch gelegentliche Funde wachgehalten, daß ihre alten Helden, wie Perseus und Theseus, nicht verbrannt, sondern begraben seien, und in der hellenistischen Zeit ist Begraben und Verbrennen wieder durchaus nebeneinander üblich gewesen.

Die unüberbrückbare Kluft, welche die Karer-Hypothese zwischen dem mykenischen und dem griechischen Wesen, als dessen erster klarer Repräsentant Homer betrachtet wird, annimmt, ist also in der That nicht vorhanden. Allerdings aber fehlten zu der Zeit, als jene Hypothese auftrat, noch alle die schlagenden Uebereinstimmungen, durch welche wir uns haben leiten lassen. Köhler schrieb seinen Aufsatz 1878, als nur erst die Schachtgräber in Mykenä entdeckt waren. Erst 1884 kam der Palast von Tiryns hinzu, der auch den trojanischen erkennen lehrte, und 1886 der in Mykenä. Auch wurde erst 1881 die eingelegte Arbeit auf den Dolchklingen entdeckt, und das Bedenken, welches das völlige Fehlen von Eisen und Fibeln in der mykenischen Cultur hervorrief, schwand gar erst 1888.

Wenn nun auch die Uebereinstimmung zwischen den aufgefundenen Denkmälern und den epischen Schilderungen hinreicht, um zu beweisen, daß Homer mit seinen Achäern die Träger der mykenischen Cultur gemeint hat, so darf man diese Uebereinstimmung doch nicht in der Art überschätzen, wie es heute viele thun und die Cultur den echten Griechen nach der großen Wanderung, den Dorern zuschreiben. Diese Auffassung wird merkwürdigerweise in den neuesten Geschichtsdarstellungen von Busolt wie von Pöhlmann vertreten. Sie ist aufs entschiedenste abzuweisen. Wie sollen die Dorer, welche zur Herstellung von Dach und Thüren nicht mehr Instrumente als Axt und Säge gebrauchen durften, welche selbst als Tauschmittel nur Eisen verwendeten, welche den Mauerbau verschmähten und in offener Lagerstadt wohnten, wie sollen sie irgendetwas gemein haben mit der feinsinnigen Ornamentik, dem Goldreichthum und der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0407
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

staunenswerthen Bauthätigkeit der mykenischen Periode. Um diesem Volke die mykenische Cultur zuzuweisen, muß man in der That entweder die hohe Entwickelung der letztern völlig verkennen oder die Dorer für einen schon beim Beginn seines Auftretens hochcivilisirten kunstsinnigen Stamm halten, der er im ganzen Verlauf seiner Geschichte nicht geworden ist.

Wir werden nicht vergessen dürfen, daß neben den Uebereinstimmungen zwischen Homer und Mykenä auch zahlreiche Verschiedenheiten obwalten und daß die, welche er Achäer nennt, in Wirklichkeit vielleicht ganz anders beschaffen waren, als wir sie uns nach seinen Gedichten bisher zu denken pflegten.

Die mykenische Cultur ist bisher constatirt worden an der ganzen Ostküste von Griechenland entlang, von Lakedämon (Amyklä) an durch die Argolis (Mykenä, Tiryns, Nauplia) und Attika (Athen, Spata, Menidi) nach Böotien (Orchomenos) und bis Thessalien (Dimini bei Volo) hinauf. Ferner erstreckte sie sich über die ganze Inselwelt des Archipelagos, wo auf Kos, Kalymnos, Karpathos, Syra, Thera und besonders auf Kreta und Rhodos Funde gemacht sind. Auch an der kleinasiatischen Küste treten ihre Spuren mehr und mehr auf. Die Goldsachen mykenischen Stils in Troja haben wir des öftern erwähnt; neuerdings sind auch in Theangela in Karien mykenische Vasen gefunden, und einige solche, darunter die Bügelkanne, soll Flinders Petrie jetzt sogar in Aegypten zu Tage gefördert haben.

Die Verbreitung dieser Culturerzeugnisse ist also eine sehr weite. Daß die Vasen alle an einem Orte hergestellt und dann überall hin verschickt worden seien, wie verschiedentlich angenommen wurde, ist wol nicht wahrscheinlich. Fouqué will zwar bei Scherben aus Mykenä durch Analyse festgestellt haben, daß dieselben aus Thera stammen, und viele möchten daher eine Insel, etwa Thera oder Kreta, als den Hauptsitz der mykenischen Cultur ansehen; aber gerade für Mykenä ist doch sicher, daß fast alle dortigen Funde an Ort und Stelle gemacht sind: die Grabstelen und Masken, und alles was nur für den

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0408
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Leichenapparat hergestellt wurde, ganz gewiß; wie Tsuntas jetzt wahrscheinlich gemacht hat, aber sogar auch die eingelegte Arbeit; wie sollte man da gerade das Gewöhnlichste, die Thonwaare, von auswärts bezogen haben? Die Funde mykenischen Stils sind demnach nicht die Erzeugnisse eines einzelnen Handelsplatzes, der mit seinem Export eine Zeit lang den Archipelagos beherrschte, sondern die Kundgebungen einer über jenes ganze Gebiet verbreiteten und durch die gleiche Cultur verbundenen Bevölkerung. Und zwar hat diese Cultur sicherlich Jahrhunderte gedauert. Die Mauern von Tiryns sind eine gute Spanne Zeit älter als die von Mykenä, innerhalb der letztern haben wir wieder von der Anlegung bis zur Schließung der Nekropole zu rechnen und bis zu der großen Aufschüttung und Einfriedigung durch den Plattenring. Dann befinden wir uns mit dem jüngsten Schachtgrabe immer noch in einer ältern Zeit, als die ältesten auf der übrigen Burg gemachten Funde, etwa die Goldbecher und Ringe aus dem Hause neben dem Gräberrund, sie darstellen. Schließlich folgt die Ausbesserung der Burgmauer, die in polygonalem, also schon ganz griechischem Stile geschieht. Man wird für diese ganze Entwickelung gewiß keinesfalls weniger als zwei bis drei Jahrhunderte rechnen dürfen.

Die Träger der mykenischen Cultur haben also sicherlich in Mykenä eine lange dauernde und festbegründete Herrschaft ausgeübt. Nur so erklären sich auch ihre mit so ungeheuern Mitteln erbauten Burgen und der einzig in der Welt dastehende Reichthum ihrer Gräber.

Die Zeit, welcher diese Cultur angehört, läßt sich noch sehr wenig sicher bestimmen. In Thera, dem heutigen Santorin, lagen mykenische Scherben unter einer Aschenschicht begraben, welche nach geologischem Urtheil um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. von dem Vulkan ausgeworfen sein soll. Indeß lassen geologische Ansetzungen doch immer einige Jahrhunderte Spielraum, sodaß wir aus diesem Fundumstande eigentlich nichts erfahren. Der im Palast zu Mykenä gefundene

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0409
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Skarabäus mit dem Namen der ägyptischen Königin Ti beweist nur, daß der Palast noch nach dem 13. Jahrhundert v. Chr. bestanden hat. Auch auf Rhodos ist unter mykenischen Dingen ein Skarabäus des Amen Hotep III gefunden worden. Die mykenischen Vasen, welche zuletzt im Fayum gefunden sind, lagen zusammen mit 12 Cartouchen von Khuenaten und Ramses II. (15.—14. Jahrhundert v. Chr.). Auch hier werden die Gegenstände nicht mit den Königen, deren Namen sie tragen, gleichzeitig sein, aber wir gewinnen doch wieder den Termin, bis zu welchem sie im höchsten Falle zurückgehen können, das 14. oder 15. Jahrhundert. Schließlich ist im Grabe der Aa-Hotep, der Mutter des Ah-Mose, des Befreiers von den Hyksos (um 1600), ein Schwert gefunden, das genau in der Reliefstechnik der mykenischen Schwerter mit vier Heuschrecken und einem Löwen, der einen Stier verfolgt, verziert ist. Da Vorbild und Nachahmung nicht sehr weit voneinander getrennt sein werden, so erhalten wir damit als frühesten Ansatz für die mykenische Arbeit das 15. oder 16. Jahrhundert.

Diese Periode, etwa von 1400—1000, würde für die homerischen Achäer durchaus passen, ihr Ende würde mit dem Zeitpunkte zusammenfallen, in welchem nach der allgemeinen Ansetzung die Dorer in den Peloponnes kamen, die Achäerburgen brachen und die alte Herrlichkeit zertraten. Aber das Gebiet, welches die mykenische Cultur beherrscht, deckt sich allerdings keineswegs mit dem, welches bei Homer die Achäer innehaben. Der Dichter faßt in ihrem Namen alle griechischen Stämme zusammen und macht alle Bewohner der gegenüberliegenden Küste, und unter ihnen auch die Karer, zu Bundesgenossen der Trojaner. Die mykenische Cultur dagegen zieht sich nur an dem östlichen Saume des griechischen Festlandes entlang und greift andererseits an verschiedenen Stellen auf kleinasiatischen Boden über. Man könnte sagen, daß im Westen an den von Homer genannten Stätten — Olympia hat erst in späterer Zeit Bedeutung erlangt — noch keine genügenden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0410
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Grabungen vorgenommen seien, daß sich später wol auch dort dieselbe Cultur noch finden werde. Aber diese Cultur blickt doch nicht blos in ihrer äußern Lage, sondern auch in ihrem innern Wesen zu sehr auf das östliche Meer, nach Asien und Aegypten, als daß wir in diesem Punkte eine Vereinigung mit der homerischen Auffassung versuchen dürften.

Der Kunststil lehnt in einer Fülle von Einzelheiten sich an asiatische Motive an. Ich nenne nur die beständig wiederkehrenden Löwen und Palmen, die Doppelaxt des karischen Zeus, die sitzende weibliche Figur auf dem kleinen Goldblech, welche genau der Göttermutter am Sipylos gleicht, die Schnabelschuhe der Männer auf dem Goldbecher von Amyklä, welche denen des sogenannten Sesostris bei Nymphi am Sipylos entsprechen, die Kuppelform der Gräber, welche wahrscheinlich auf phrygischen Häuserbau zurückgeht, und die Massen von Gold, welche doch auch wol nur von Phrygien oder Lydien bezogen sein können. Den lebhaften Verkehr mit Aegypten beweisen das Straußenei und die Skarabäen, die Papyrusstauden auf der Dolchklinge und der Blumenkübel auf der Silbervase, die Reliefbilder und die ganze Form der Schwerter, das Muster der Decke von Orchomenos und der Wandmalerei von Tiryns und noch manche andere einzelne Motive.

Eben wegen dieser auffälligen Beziehungen, denen damals keine nach der andern Seite, zu Homer und dem Griechenthum gehenden die Wage hielten, hatte Köhler sich einen asiatischen Volksstamm, die Karer, als Träger der mykenischen Cultur gedacht. Aber diese asiatischen und ägyptischen Einflüsse brauchen uns nicht zu wundern. Hatten doch die spätern Griechen selber noch deutliche Kunde von denselben und gaben sie unumwunden zu. Perseus, der von den Inseln, und Pelops, der aus Lydien nach dem Peloponnes kommt, werden nacheinander Könige von Mykenä. Und in der Gestalt des Danaos, der aus Aegypten einwandert, verkörpert sich alles, was die Hellenen dem Nillande zu verdanken glaubten.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0411
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Daß die Griechen Autochthonen ihres Festlandes seien, ist niemals angenommen worden. Ihre einstige Einwanderung aus Asien wird man nicht bezweifeln können. Diejenigen aber, welche die Inseln bewohnen und nur den Saum des Festlandes in Anspruch genommen haben, müssen sicher zu Wasser von Asien gekommen sein und zwar vor nicht allzu langer Zeit, da sie noch halb nach asiatischer Sitte leben, bauen, bilden und sich kleiden. Sie sind ein seefahrendes Volk gewesen und haben den Handelsverkehr untereinander und mit Aegypten nicht wie die Griechen der folgenden Zeit den Phönikiern überlassen, sondern selber besorgt. Die Handelsherrschaft der Phönikier im Archipel fällt erst in die Folgezeit; das haben die kyprischen Nekropolen gelehrt, in denen die Topfwaaren trojanischer Art allen phönikischen Erzeugnissen vorausgehen.

Die starke Verschiebung und Wandlung, welche die mykenische Cultur in der Periode der Dipylonvasen erfährt, erklärt sich am einfachsten aus dem Auftreten der Dorer. Diese bemächtigten sich mit Gewalt der peloponnesischen Halbinsel. Da sie vom Norden aus dem Binnenlande kamen, werden wir als den Kunststil, welchen sie mitbrachten, denjenigen ansehen dürfen, welcher noch für lange Zeit nachher in ganz Mitteleuropa herrschend geblieben ist, den geometrischen der Dipylonvasen. Diese Vasen treten auf dem Festlande an die Stelle der mykenischen. Auf den Inseln aber hat der mykenische Stil eine regelmäßige Fortentwickelung erfahren, zunächst in den sogenannten melischen und weiterhin in den rhodischen Vasen, die dann mit den nächstverwandten korinthischen wieder großen Einfluß gewonnen haben auf die spätere Blüte der Vasenmalerei vom 6.—4. Jahrhundert v. Chr. So ergibt sich auf diesem einen Gebiete eine ununterbrochene Entwickelungsreihe vom mykenischen bis zum echtesten griechischen Stil. Aber auch in vielen andern Punkten finden sich die Anknüpfungen zwischen beiden Seiten immer mehr. Das mykenische Kapitell ist die erste Stufe zum dorischen, die spätesten Ausbesserungen an den myke-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0412
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

nischen Burgmauern zeigen schon ganz griechisches Polygonalwerk. Die neuesten Ausgrabungen haben uns verschiedene weibliche Gottheiten geliefert, die wir mit griechischen Namen benennen dürfen, sie brachten auch zum ersten mal Eisen und Fibeln und Spiegel von demselben Typus, der dem griechischen zu Grunde liegt. Ja bei diesen Ausgrabungen sind sogar als Verzierung eines Goldbechers Köpfe gefunden worden, deren Gesichtsschnitt von solchen des 6. Jahrhunderts kaum zu unterscheiden ist.

Man wird den mykenischen Stil noch nicht einen griechischen nennen dürfen, denn griechischer Stil und griechisches Wesen hat sich nach allem, was wir beobachten können, erst im 7. Jahrhundert zu voller Eigenart ausgebildet, wo auch der Name der „Hellenen" zuerst auftritt. Vielmehr läßt uns die mykenische Cultur einen Einblick thun in die gärende Mischung, aus welcher das spätere Griechenthum sich abgeklärt hat. Wir sehen da phrygische, lydische, karische, ägyptische und vor allem Insel-Elemente, und doch machen sich überall schon die Ansätze zu einem neuen eigenen Gestalten bemerkbar. Daß in der ganzen Ausdehnung dieser Cultur der Name der Achäer geherrscht habe, ist kaum anzunehmen. Wir wissen weder, welcher Stamm diesen Namen zuerst führte, noch wie Homer dazu kommt, ihn für die vereinigten Griechen zu verwenden. Speciell die Argolis heißt achäisch, aber auch auf Kreta und in Thessalien werden Achäer genannt. Neben ihnen werden wir in Böotien die Minyer, in Attika die Jonier und auf den Inseln Karer seßhaft zu denken haben, sodaß die mykenische Cultur nicht die eines einzelnen Volkes war, sondern durch lebhaften Wechselverkehr sich bei allen im und am Archipelagos wohnenden Stämmen herausgebildet hat. Möglicherweise hat eine zeitweilige politische Einigung dieser verschiedenen Stämme die gleichartige Verbreitung der Cultur noch mehr gefördert. Wir denken unwillkürlich an das Reich des Minos, der von Kreta aus eine große Seeherrschaft ausübte, der die Karer unterwarf,

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0413
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

und dem auch der griechische Küstenstrich den Tribut zahlte, welcher für Athen in der erst von Theseus abgeschafften regelmäßigen Entsendung von Jungfrauen und Jünglingen bezeugt ist. Aber innerhalb eines solchen Reiches, mag dessen Mittelpunkt nun auf Kreta oder in Mykenä, oder zuerst dort und dann hier gelegen haben, sind jedenfalls eine Reihe von Stämmen an der gleichen Cultur betheiligt gewesen. Welchem von ihnen mag dieselbe ihr Dasein verdanken? Etwa nun doch den Karern? Zum Theil jedenfalls. Sie waren nach der Notiz des Herodot ein besonders seetüchtiges Volk, sie erfanden die Schildzeichen, Schildhandhaben und Helmbüsche. Die mykenische Cultur ist demnach gewiß in manchen Punkten von karischer Sitte beeinflußt worden. Aber noch mehr Beziehungen weisen doch nach Lydien und Phrygien, und von hier dürfte demnach der Haupteinfluß, vielleicht auch der Haupttheil der zugewanderten Bevölkerung gekommen sein.

Aus der Mischung der verschiedenen fremden Elemente bildete sich dann auf dem neuen Boden ein neues Ganze, und dabei wirkte jedenfalls auch der Einfluß des alteingesessenen Volkes in den verschiedenen Gegenden mit. Auf dem griechischen Festlande beherrscht die mykenische Cultur nur die Ostküste, im Innern saßen wol diejenigen, welche die Sage Pelasger nennt, und die ebenfalls wieder aus einer Reihe verschiedener Stämme bestanden haben mögen.

Innerhalb dieses Bildes findet nun auch der trojanische Krieg seine Erklärung. Für die Festigung der Seeherrschaft des Minos war Grundbedingung die Abschaffung der Seeräuberei, welche durch die Unterwerfung der Karer erreicht wurde. Die Ausbreitung der mykenischen Cultur ist dementsprechend ein Beweis für die friedlichen gedeihlichen Zustände im ganzen Inselmeere. Die frühern Friedensstörer werden aber nicht allein Karer geheißen haben. Die Entführung der Helena von dem europäischen Gestade nach Troja ist immer schon als ein bildlicher Ausdruck für verübte Seeräuberei betrachtet worden. Die

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0414
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Stadt Troja aber mußte den Ordnung erstrebenden Mächten eine um so gefährlichere Widersacherin sein, als sie, wie ihre günstige Lage an der Durchfahrt zwischen zwei Meeren erklärt und wie die Funde bewiesen haben, damals wol die mächtigste Stadt an der kleinasiatischen Küste war. Da mag es eine Aufbietung aller Kräfte erfordert haben, um diesen grimmigsten Feind der neuen Gesittung und Macht zu zähmen, und die Niederwerfung desselben wird für die Folgezeit immer als die größte That der „Achäer" dagestanden haben.

Die zweite Stadt auf Troja, die einzige große und bedeutende Periode der Burg, hat nach Ausweis der Funde mitten in der mykenischen Blütezeit ihr plötzliches Ende gefunden. Die Erklärung liegt sehr nahe, daß dies Ende eben durch jene aufstrebende Cultur herbeigeführt worden ist. Damit würde aber der trojanische Krieg weit mehr thatsächliche Grundlage gewinnen, als man ihm in den letzten Jahrzehnten zugestehen mochte, und zugleich Homer in einem ganz neuen Lichte erscheinen. In den homerischen Liedern spiegeln sich zum größten Theile die griechischen Verhältnisse nach der dorischen Wanderung. Man nahm daher an, daß die Lieder unter den von den Dorern vertriebenen und meist nach Kleinasien geflohenen Achäern entstanden seien, und daß der trojanische Krieg das Spiegelbild sei so manchen Kampfes, den die Ankömmlinge auf dem neuen Boden zu bestehen gehabt hätten. Aber abgesehen davon, daß die Flüchtlinge, welche zu Hause geschlagen und zersprengt waren, drüben wol schwerlich gleich Eroberungen gemacht und Städte belagert haben, blieb doch auch jene Erklärung besonders dadurch sehr unbefriedigend, daß man nicht einsah, warum die Dichter ihre Helden nach bestandenem Kampfe in die Heimat zurückkehren ließen. Man sah sich daher zu der Annahme gezwungen, daß die Dichter eine schon früher von den Vätern der Flüchtlinge vollbrachte Eroberung Trojas fingirt hätten, um in solchem Bilde die Thaten der Enkel zu besingen. Wenn nun aber die aufgefundenen Thatsachen dafür

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0415
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

sprechen, daß besondere Thaten der Enkel gar nicht anzunehmen sind, daß dagegen der in Rede stehende Kriegszug der Väter sehr wohl in Wirklichkeit stattgefunden haben kann, so werden wir doch zweifellos den letztern als Grundlage des Gedichtes betrachten müssen.

Auch daß erst in dem unruhigen Getriebe der nach Kleinasien Entflohenen die Anfänge der homerischen Dichtungen entstanden sein sollen, ist unwahrscheinlich. Die Blüte der Dichtkunst pflegt immer Hand in Hand zu gehen mit einer Blüte der bildenden Kunst, und beide sind eigentlich nicht denkbar ohne eine Blüte politischer, und speciell monarchischer Macht. Jetzt, wo wir diese Stätten monarchischer Macht an dem griechischen Ufer kennen, wo wir sehen, welch eine Fülle von kunstvoller Pracht hier durch Jahrhunderte geherrscht hat, ist es eigentlich gar nicht mehr möglich anzunehmen, daß diese ganze Zeit über kein Sänger als Bringer der Lust an des Herrschers Tafel erschienen sei und erst den Auswanderern drüben in dem kümmerlichen Bemühen, eine neue Existenz zu finden, die Zunge sich gelöst habe. Vergegenwärtigen wir uns dazu, daß in den ältern Theilen der homerischen Lieder noch eine klare Anschauung der Verhältnisse lebt, welche mit der Einwanderung der Dorer zu Grunde gegangen sind, daß der Palast und die Mauern und Thore der Burgbefestigung und die eingelegten Gold- und Silberarbeiten beschrieben werden, so wird man unsere Auffassung durchaus nicht allzu kühn finden.

Wir fassen das Dargelegte kurz zusammen. Die mykenische Cultur herrscht an der Ostküste von Griechenland und über die Inseln bis nach Kleinasien hin. Sie zeigt stark asiatischen Charakter, aber zugleich genug schwerwiegende Uebereinstimmungen mit Homer, um sicherzustellen, daß mit den homerischen „Achäern" die Vertreter der mykenischen Cultur gemeint sind. Es stellt sich nun heraus, daß diese „Achäer" aus verschiedenen Stämmen: Minyern, Joniern, Karern und vielleicht noch andern zugewanderten gemischt sind. Die gleichmäßige Verbreitung der Cultur

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0416
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

erklärt sich aus der zeitweiligen Zusammenschweißung der verschiedenen Stämme zu einem Reiche, welches nach Niederwerfung der Widerstrebenden, besonders Trojas, zum ersten mal einen friedlichen Handelsverkehr im ägäischen Meere begründete.

Diese Cultur hat ungefähr die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. ausgefüllt. Sie ist durch die Einwanderung der Dorer vernichtet worden. Die „Achäer" sind großentheils auf die Inseln und nach Kleinasien ausgewandert. Dort lassen sich auch die Weiterbildungen des mykenischen Kunststils verfolgen.

Die Anfänge der homerischen Dichtung gehören noch der mykenischen Blütezeit an, die Fortsetzung und Ueberarbeitung ist nach der dorischen Wanderung erfolgt, weshalb das Epos fast durchweg den Stempel dieser spätern Zeit trägt.

Die Funde der nächsten Jahre und Jahrzehnte werden zweifellos immer festere Verbindungen herstellen von der mykenischen Kunst einerseits zur spätern griechischen, und andererseits zurück zu den ältern Culturen des Südens und Ostens, sodaß wir alsdann die Herkunft der Griechen, die Zustände ihrer Heldenzeit und das Verhältniß Homer's zu derselben immer klarer erkennen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0417
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Verzeichniß der Abbildungen.

(Die mit einem Stern [*] bezeichneten werden in diesem Buche zum ersten male oder, wie Nr. 224, 242, 255, zum ersten male in ihrer jetzigen Gestalt veröffentlicht.)

Seite

*Bildniß von Dr. Heinrich Schliemann . . . . . (Titelbild)
*Bildniß von Frau Sophie Schliemann 23

Karten und Pläne.

I. Karte der Troas (nach Kiepert) 112
II. Plan der Burg von Troja (nach Schliemann, „Troja", Plan VII) 112
III. Karte der Argolis (nach Steffen, „Karten von Mykenä", 1884) . 161
IV. Plan der Oberburg von Tiryns (Schliemann, „Tiryns", Nr. 125) 161
V. Plan der Burg von Mykenä (nach Steffen, a. a. O., und Dörpfeld, „Πρακτικά", 1886) 333
VI. Karte von Ithaka (nach Schliemann, „Ithaka" ꝛc., 1869) 348

Andere Abbildungen.

Troja. Topographie.

1. Felskanal der Skamanderquelle bei Hissarlik (Schliemann, „Ilios", Nr. 1480) 39
2. Hissarlik von Kumköi aus gesehen („Ilios", Nr. 1) 43

Aelteste Stadt.

3. Bronzene Messerklinge („Ilios", Nr. 118) 48
4—6. Bronzene Haarnadeln („Ilios", Nr. 104. 106, „Troja", Nr. 12) 49
7. 8. Steinäxte („Ilios", Nr. 91. 92) 49
9. Meißel aus grünem Nephrit („Troja", Nr. 10) 50
10—13. Messer aus Feuerstein („Ilios", Nr. 95—98) 50
14. Schwarzes Thongefäß („Ilios", Nr. 23) 51
15. Schwarze Schale („Ilios", Nr. 38) 52
16. Schwarzer Krug („Troja", Nr. 5) 53
17. Schwarzer Becher („Troja", Nr. 6) 53
18—21. Verzierte Bruchstücke von Schalen („Ilios", Nr. 28. 32—34). 54

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0418
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seite

22. 23. Bruchstücke von Schalen mit eingeritzten Augen („Troja", Nr. 1. 2) 54. 55
24. Spinnende Frau („Troja", Nr. 144) 55
25—27. Spinnwirtel aus Thon („Ilios", Nr. 67. 68. 70) 55

Zweite Stadt.

28. Unterbau der Burgmauer neben dem Südwestthore mit der Rampe („Troja", Nr. 15) 57
29. Durchschnitt des Thurmes GM („Troja", Nr. 16) 58
30. Grundriß des Südthores NF („Troja", Nr. 18) 59
31. Grundriß des Südwestthores („Troja", Nr. 17) 62
32. Grundriß des Palastes mit Hof und Thor („Tiryns", Nr. 115) . 64
33. Anten- und Wandconstruction („Troja", Nr. 27) 66
34. Der große Schatz („Ilios", Nr. 14) 70
35. Goldenes Diadem („Ilios", Nr. 685) 71
36. Goldenes Diadem („Ilios", Nr. 687) 72
37. Goldener Armring („Ilios", Nr. 691) 73
38—41. Goldene Ohrringe („Ilios", Nr. 694. 698. 704. 707. 708) . 74
42—44. Silberbarren („Ilios", Nr. 787. 789. 791) 74
45. 46. Silberne Vasen („Ilios", Nr. 783. 784) 75
47. Goldener Becher („Ilios", Nr. 772) 76
48—50. Lanzenspitzen („Ilios", Nr. 801. 803. 804) 76
51. 52. Streitäxte („Ilios", Nr. 806. 810) 77
53. Goldener Schieber („Ilios", Nr. 836) 78
54. Scheibe aus Goldblech („Ilios", Nr. 904) 78
55. Goldenes Ohrgehänge („Ilios", Nr. 920) 78
56. Goldenes Armband („Ilios", Nr. 873) 78
57. 58. Goldene Haarnadeln („Ilios", Nr. 834. 835) 79
59. Goldener Adler („Ilios", Nr. 924. 926) 79
60. Idol aus Blei („Ilios", Nr. 226) 80
61. Kupferne Messerklinge („Ilios", Nr. 965) 81
62. Elfenbeingriff („Ilios", Nr. 517) 81
63. Silberner Dolch („Ilios", Nr. 901) 82
64. Kupferne Pfeilspitze („Ilios", Nr. 931) 82
65. Gußform aus Glimmerschiefer („Ilios", Nr. 599) 83
66—68. Gesichtsvasen („Ilios", Nr. 986—988) 84
69—71. Thiervasen („Ilios", Nr. 338—340) 85
*72. Vasenscherbe (nach Originalzeichnung von Hofmann) 85
73. Schnabelkanne („Ilios", Nr. 362) 86
74. Dreifacher Becher („Ilios", Nr. 356) 86
75. Becher aus Thon („Ilios", Nr. 321) 87
*76. Stein zum Aufwickeln eines Fadens (nach Originalzeichnung von Hofmann) 87

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0419
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seite

77—79. Gegenstände aus Stein („Ilios", Nr. 197. 201. 205) . 87. 88
80. Gegenstand aus Knochen („Ilios", Nr. 199) 88
81. Obertheil einer Thonfigur („Ilios", Nr. 193. 194) 89
82. 83. Thoncylinder („Ilios", Nr. 492. 499) 90
84. Thönerner Griff einer Bürste („Ilios", Nr. 488) 91

Dritte Ansiedelung.

85. Becher oder Kelle („Ilios", Nr. 1375) 93
86. Becher („Ilios", Nr. 1380) 93

Das griechisch-römische Ilion.

87. 88. Bemalte Topfscherben („Ilios", Nr. 1432. 1434) 95
89. Münze von Ilion („Ilios", Nr. 1481) 96
90. Kapitell, Triglyph und Geison des Athenatempels („Troja", Nr. 109) 97
*91. Metope vom Athenatempel (nach Originalzeichnung von Hofmann) 98

Die Grabhügel in der Skamander-Ebene.

92. Der Tumulus In-tepe („Ilios", Nr. 1512) 100
93. Der Tumulus Udschek-tepe („Ilios", Nr. 93) 101

Tiryns.

94. Stück der westlichen Burgmauer („Tiryns", Nr. 136) 118
95. Stein mit Bohrloch („Tiryns", Nr. 134) 119
96. Querschnitt durch die Südmauer („Tiryns", Nr. 126) 121
97. Grundriß der Ostmauer von Tiryns („Tiryns", Nr. 128) . . . 122
98. Grundriß der Mauer von Karthago („Tiryns", Nr. 129) . . . 122
99. Blick in die Galerie der Ostmauer („Tiryns", Nr. 132) 124
100. Die Treppe des Nebenaufganges („Tiryns", Nr. 131) 125
101. Querschnitt durch die Opfergrube („Tiryns", Nr. 138) 130
102. Der Männersaal mit Vorzimmer und Halle („Tiryns", Nr. 113) 131
103. Eingang zur Vorhalle des Megaron („Tiryns", Nr. 114) . . . 132
104. Muster des Fußbodens im Megaron („Tiryns", Nr. 116) . . . 133
105. Grundriß des Badezimmers (nach „Tiryns", Nr. 117) 135
106. Alabasterfries, restaurirt (nach „Tiryns", Taf. IV) 141
107. Glaspaste von Menidi (nach „Tiryns", Taf. IV) 141
108—111. Wandmalereien aus dem Palaste (nach „Tiryns", Taf. V. VI. IX. XIII) . . . . . 143—145
112. Münze von Katane (nach „Jahrb. d. arch. Inst." 1889, S. 119) 145
113. Thongefäß („Tiryns", Nr. 1) 149
114. Becher von Thon („Tiryns", Nr. 6) 149
115. Bruchstück eines Thongefäßes („Tiryns", Nr. 9) 150
116. Tiefer Teller von Thon („Tiryns", Nr. 10) 150
117. Garnwickel aus schwarzem Stein („Tiryns", Nr. 12) 150

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0420
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seite

118. Bügelkanne („Tiryns", Nr. 57) 152
119. Vase („Tiryns", Nr. 48) 152
120. Becher („Tiryns", Nr. 27) 153
121—125. Vasenscherben mykenischen Stils („Tiryns", Nr. 41—43. 36. 23) 153. 154
126. Idol aus Thon („Mykenä", Nr. 112) 155
127. Idol aus Thon (nach „Tiryns", Taf. XXV[d]) 155
128. Weibliche Figur aus Thon („Tiryns", Nr. 76) 156
129. Weibliche Figur aus Thon (nach „Tiryns", Taf. XXV[c]) . . . 156
130. 131. Vasenscherben des sogenannten Dipylonstils („Tiryns", Nr. 18. 20) 157. 158
132. Bruchstück einer Vase (nach „Tiryns", Taf. XIV) 159
133. Dorisches Kapitell vom spätern Tempel („Tiryns", Nr. 122) . 161

Mykenä.

134. Cyklopische Mauern („Mykenä", Nr. 17) 165
135. Mauern aus Quadern („Mykenä", Nr. 19) 165
136. Mauern aus polygonalen Steinen („Mykenä", Nr. 18) 165
137. Das Löwenthor („Mykenä" III) 166
138. Durchschnitt des sogenannten Atreusgrabes (nach Baumeister, „Denkmäler", Nr. 1204) 171
139. Halbkapitell vom sogenannten Atreusgrabe (nach Seemann, „Kunsthistorische Bilderbogen", Nr. 1. s) 172
140. Kuppelgrab, von Frau Schliemann ausgegraben („Mykenä", V) . 176
141. Blick auf das Gräberrund (nach einer im April 1889 aufgenommenen Photographie) 179
142. Altar über dem IV. Grabe („Mykenä", Plan F) 181
143. Kupferne Verkleidung des Balkenkopfes („Mykenä", Nr. 323) . 186
*144. Querschnitt eines Grabes (nach meinem Entwurf) 187
145—147. Grabstelen vom V. Grabe („Mykenä", Nr. 141. 140. 24) 197 198. 201

Grab I und III.

*148. Goldenes Diadem aus Grab I (nach meiner Skizze) 204
149. Goldenes Diadem aus Grab III („Mykenä", Nr. 282) 205
*150. Goldenes Gehänge aus Grab I (nach meiner Skizze) 206
151. Goldenes Gehänge aus Grab III („Mykenä", Nr. 283) . . . 206
*152. Goldenes Gehänge aus Grab III (nach meiner Skizze) 206
153. Goldenes Diadem aus Grab III („Mykenä", Nr. 281) 208
*154. Rückseite eines Gehänges aus Grab III
*155. Anhängsel der Gehänge „ „ } (nach meiner Skizze) . 207
156. Goldenes Kreuz aus Grab I („Mykenä", Nr. 231) 210
*157. 158. Glasperlen aus Grab I (nach meiner Skizze) 211
*159. 160. Thonidole aus Grab I (nach meiner Skizze) 212

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0421
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seite

161—166. Thonvasen aus Grab I (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongefäße") 213 214 216

Grab III.

167. 168. Goldene Kreuze („Mykenä", Nr. 284. 291) 219 218
169—171. Goldene Ohrgehänge („Mykenä", Nr. 295. 296. 293) . . 220
172. Goldene Haarnadel („Mykenä", Nr. 292) 221
173. Bergkrystallknopf („Mykenä", Nr. 307. 308) 222
174. Bernsteinperlen („Mykenä", Nr. 355) 223
175. 176. Goldene Ornamente von Halsketten („Mykenä", Nr. 297. 298) 224
177—179. Goldene Schieber („Mykenä", Nr. 253—255) 224
180. 181. Astartebilder aus Goldblech („Mykenä", Nr. 267. 268) . 226
182. Sitzende weibliche Gestalt aus Goldblech („Mykenä", Nr. 273). 227
183. Tempelchen aus Goldblech („Mykenä", Nr. 423). 228
184. 185. Hirsche und Katzen aus Goldblech („Mykenä", Nr. 264. 266) 230
186. Fliegender Greif aus Goldblech („Mykenä", Nr. 272) 230
187. 188. Sphinx und Tintenfisch aus Goldblech („Mykenä", Nr. 277. 270) 231
189—192. Runde Goldblätter („Mykenä", Nr. 239. 240. 246. 248) 231—233
193. Wage aus Goldblech („Mykenä", Nr. 301) 234
*194. Bronzene Messerklinge (nach meiner Skizze) 235
195. Alabasterlöffel („Mykenä", Nr. 325). 235
196. 197. Goldener Becher und Dose („Mykenä", 317. 318) . . . 236
*198. Gefäßscherbe mit Kriegerkopf (nach meiner Skizze) 237
199—201. Goldene Gefäße („Mykenä", Nr. 320—322) 237
202. Helm der Schardana (Milchhoefer, „Anfänge der Kunst", Nr. 60[a]) 238
203. Thonvase („Mykenä" Nr. 224) 238

---

204. Thonvase neben dem III. Grabe gefunden (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongefäße") 239

Grab II.

205. Goldener Becher („Mykenä", Nr. 453) 241
206. Bronzene Lanzenspitze („Mykenä", Nr. 441) 242
*207. Goldenes Band (nach meiner Skizze) 242
208. 209. Thonvasen (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongefäße") 243 244

Grab IV.

210. Goldenes Diadem („Mykenä", Nr. 337) 247
*211. Goldenes Diadem (nach meiner Skizze) 248
*212—214. Blätter von goldenen Kreuzen (nach meiner Skizze). . . 249
215—217. Goldene Haarnadeln („Mykenä", Nr. 360—362) 250
218. Goldener Knopf einer Haarnadel („Mykenä", Nr. 309[a]) . . . 251

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0422
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

		Seite
219.	Goldenes Armband („Mykenä", Nr. 336)	251
220.	221. Goldene Ringe („Mykenä", Nr. 333—335)	252
*222.	Lage der fünf Leichen im Grabe (nach meinem Entwurf)	254
223.	Goldene Maske („Mykenä", Nr. 331)	258
*224.	Goldene Maske (nach 1889 aufgen. Photographie. Vgl. „Mykenä", Nr. 332)	258
*225.	Goldband (nach meiner Skizze)	261
*226.	Goldener Gamaschenhalter (nach meiner Skizze)	262
227.	Dolchklinge in eingelegter Arbeit (Milchhoefer, „Anfänge d. Kunst", S. 145)	264
228.	Schwertgriff („Mykenä", Nr. 467)	267
229.	Goldener Knauf von einem Schwertgriff („Mykenä", Nr. 430)	267
*230.	Schwertgriff mit Knauf, restaurirt (nach meinem Entwurf)	268
231.	232. Knöpfe mit Goldblech überzogen („Mykenä", Nr. 377. 383)	269. 270
233.	Goldenes Schwertband („Mykenä", Nr. 354)	271
234.	Goldener Verschlußstab von demselben („Mykenä", Nr. 468)	271
235.	Schaftring aus Goldblech („Mykenä", Nr. 359)	272
236.	Pfeilspitze aus Obsidian (aus „Mykenä", Nr. 435)	272
237.	Goldene Löwenmaske („Mykenä", Nr. 326)	274
238.	Goldener Becher („Mykenä", Nr. 347)	275
239.	Silberner Becher (nach Baumeister, „Denkmäler", Nr. 1218[a])	276
240.	Taubenbecher (nach „Mykenä", Nr. 346, und Helbig, „Homer. Epos", Nr. 115)	277
241.	Goldener Becher („Mykenä", Nr. 339)	278
*242.	Alabastervase (nach 1889 aufgen. Photographie. Vgl. „Mykenä", Nr. 356)	279
243.	Kleine goldene Kanne („Mykenä", Nr. 341)	280
244.	Vasenscherbe (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongef.")	281
245.	Große kupferne Kanne („Mykenä", Nr. 438)	282
246.	Kupferner Kessel („Mykenä", Nr. 438)	282
247.	Hirsch als Gefäß („Mykenä", Nr. 376)	283
248.	Großer silberner Ochsenkopf („Mykenä", Nr. 328)	283
249.	Ochsenkopf aus Goldblech („Mykenä", Nr. 329)	284
250.	Eingelegter Griff („Mykenä", Nr. 451)	284
*251.	Oberes und unteres Ende eines Scepters (nach meiner Skizze)	285
*252.	Kupfernes Beil (nach meiner Skizze)	285
253.	Schleife aus Alabaster („Mykenä", Nr. 352)	286

Grab V.

254.	Goldene Maske („Mykenä", Nr. 474)	289
255.	Goldene Maske (nach 1889 aufgen. Photographie. Vgl. „Mykenä", Nr. 473)	290

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0423
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Seite

256. Goldene Bruſtdecke („Mykenä", Nr. 458) 290
257. Goldenes Band („Mykenä", Nr. 459) 291
258. Rundes Goldblatt („Mykenä", Nr. 481) 292
259. Goldenes Schwertband („Mykenä", Nr. 455) 293
260—262. Goldene Käſtchenwände („Mykenä", Nr. 470—472) . . . 294
*263. Holzboden des Käſtchens (nach meiner Skizze) 295
264. Doppeladler von Goldblech („Mykenä", Nr. 480) 296
265. 266. Goldene Becher („Mykenä", Nr. 476. 477) 298 297
267—269. Schwerter („Mykenä", Nr. 447—449) 299
270. Eingelegte Dolchklinge (nach „Athen. Mitth.", VII [1882], Taf. VIII) 300
271. Verzierte Schwertklinge (nach „Ἀθηναῖον", Bd. X) 300
272. Knauf und Hälfte der Parirſtange („Mykenä", Nr. 462) . . . 301
273. 274. Goldene Knöpfe („Mykenä", Nr. 458. 486) 302
275. Thonvaſe („Mykenä", Nr. 527) 302
*276. Bruchſtück eines hölzernen Schildes (nach meiner Skizze) . . . 303

Grab VI.

277—279. Thonvaſen (nach Furtwängler und Löſchcke, „Mykeniſche Thongefäße" . . . . . 305—307

Außerhalb der Gräber.

280. Goldener Becher („Mykenä", Nr. 528) 312
281. Großer Goldring („Arch.-Ztg.", 1883, S. 169. Vgl. „Mykenä", Nr. 530) 313
282. Goldring „(Mykenä", Nr. 531) 315
283. Vaſenſcherbe („Mykenä", Nr. 45) 316
284. 285. Große Kriegervaſe (nach Furtwängler und Löſchcke, „Mykeniſche Thongefäße". Vgl. „Mykenä", Nr. 213. 214) . . . 317

Palaſt.

286. Gemalte Verzierung des Herdes im Megaron (nach „Πρακτικά", 1886) 322
287. Wandmalerei; drei eſelsköpfige Geſtalten (nach „Ἐφημερὶς ἀρχαιολ.", 1887, Taf. X) 326
288. Malerei auf einer Kalktafel: opfernde Frauen (nach 'Εφημερὶς ἀρχαιολ.", 1887, Taf. X) 326
289. Inſelſtein von Kreta (Milchhoefer, „Anfänge der Kunſt", Nr. 44[b]) 327

Orchomenos.

290. Muſter der Decke aus der Grabkammer (Schliemann, „Orchomenos", Nr. I) 340

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0424
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.

Berichtigungen.

Seite 72, Zeile 2 v. u. statt: (35), lies: (36)
» 73, » 8 v. o. st.: (36), l.: (35)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0425
gefördert durch die
Gesellschaft der Freunde
Universität Heidelberg e.V.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

WERKE VON HEINRICH SCHLIEMANN.

Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882. Mit Vorrede von *A. H. Sayce*. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. 8. 1884. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von *R. Virchow* und Beiträgen von *P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce* und *R. Virchow*. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. 8. 1881. Cart. 42 M. Geb. 45 M.

Reise in der Troas im Mai 1881. Mit 1 Karte. 8. 1881. 2 M.

Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen. Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. *F. Adler* und Beiträgen von Dr. *W. Dörpfeld*. Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen. 8. 1886. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Mit einer Vorrede von *W. E. Gladstone*. Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. 8. 1878. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Catalogue des trésors de Mycènes au Musée d'Athènes. Avec un plan de l'Acropole de Mycènes. 12. 1882. Cart. 1 M. 50 Pf.

Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Böotischen Orchomenos. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. 1881. Geh. 3 M.

Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen. Mit 4 Lithographien und 2 Karten. 8. 1869. Geh. 4 M.

Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. 8. 1874. Geh. 6 M.

Antiquités troyennes. Rapport sur les fouilles de Troie. Traduit de l'allemand par Alex. Rizos Rangabé. 8. 1874. Geh. 6 M.

Atlas des antiquités troyennes. Illustrations photographiques faisant suite au Rapport sur les fouilles de Troie. 218 planches photographiques, avec texte explicatif. 4. 1874. In Mappe. 54 M.

Fergusson, James. Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Herausgegeben von *Heinrich Schliemann*. Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. 4. 1880. Geh. 5 M.

MILCHHOEFER, A. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien. Mit zahlreichen Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der Verfasser hat sich im vorliegenden Werk die Aufgabe gestellt, die frühesten Erscheinungen der Kunst in Griechenland als einen Theil der gesammten nationalen Cultur aufzufassen. Als Material für seine Unternehmungen dienten ihm, ausser einer grossen Anzahl geschnittener Steine, vornehmlich auch die Schliemann'schen Funde in den Gräbern von Mykenae. Das reich illustrirte Werk hat die günstigste Aufnahme bei Archäologen, bildenden Künstlern und Kunstfreunden gefunden.

STUDNICZKA, F. Kyrene eine altgriechische Göttin. Archäologische und mythologische Untersuchungen. Mit 38 Abbildungen. 8. Geh. 9 M.

Ein nicht nur für Archäologen, sondern auch für Historiker werthvoller Beitrag zur Aufhellung der Anfänge griechischer Geschichte, da der Verfasser im Anschluss an seine wichtigen Untersuchungen über die Sagengestalt der Nymphe Kyrene und an die eingehende Betrachtung der Gründungssage der Stadt Kyrene Gesichtspunkte für die Behandlung verwandter Sagenbildungen aufstellt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/schuchhardt1890/0426
gefördert durch die Gesellschaft der Freunde Universität Heidelberg e.V.